Das

Badische Land und Volk

geschildert

von

Dr. Josef Bader,

Assessor am Großherzogl. Archive zu Karlsruhe, Mitglied des badischen Altertums-Vereins rc.

Erster Band.

Freiburg im Breisgau.

Literarische Anstalt.

1853.

Meine
Fahrten und Wanderungen
im Heimatlande.

Von

Josef Bader.

Erste Reihe.

Freiburg im Breisgau.
Literarische Anstalt.
1853.

„Ein Jeder arbeite für das Land, welches ihm das Schiksal zur Heimat angewisen, für das Volk, unter welchem er seine Jugend verlebt, seine Bildung gewonnen. Er suche die Herzen seiner Landsleute zu bewegen, ihnen Lust und Freude zu gewähren, sie zu stärken und zu veredlen; er helfe ihnen weinen in trüben, und sich freuen in zufriedenen, glüklichen Tagen."

Heinse.

Vorrede.

Eine Vorrede soll nach der Meinung unserer ehrlichen Altvordern die Geschichte des Buches erzählen, welches sie in die Lesewelt einführt. Aber wie manche Schriftsteller lassen uns über die Entstehungsweise ihrer Bücher — ohngeachtet bogenlanger „Vorworte" kein leises Wort vernehmen! Ich, für meinen Theil, habe keine Gründe zu solcher Verschwiegenheit und huldige jener alten Sitte um so lieber, als die gegenwärtige Schrift einer erläuternden Einleitung gar wohl bedarf.

Denn selten noch, wie sie, wird eine literarische Arbeit unter so getheilten, sich so widerstrebenden Gefühlen ihres Verfassers zu Stande gekommen sein und zu ihrer Herausgabe mehr Ueberwindung erfordert haben.

Von zu vielen Seiten her hatte man mich aufgefordert, die Badenia fortzusezen oder ein ähnliches Unternehmen in's Leben zu rufen, als daß ich diese Stimmen länger unbeachtet lassen konnte. Und nun kam hiezu noch die Betrachtung, daß durch das offizielle Quellenwerk unserer Landes-

geschichte [1]) eine neben ihm fortschreitende Verarbeitung seines reichen Stoffes für den größeren Leserkreis im Großherzogtume gleichsam bedingt werde.

Zahlreiche Freunde der einheimischen Literatur sprachen in dieser Richtung ihre Wünsche gegen mich aus und mein Verleger zeigte sich für ein derartiges Unternehmen auf's entschiedenste eingenommen. Ich entschloß mich daher, zunächst meine verschiedenen Aufzeichnungen über gemachte Ausflüge und Wanderungen innerhalb unseres Landes wieder hervorzusuchen, sie zu ergänzen und in sorgfältiger Ausarbeitung der vaterländischen Lesewelt vorzulegen.

So sollte alsdann, wenn dieser Band empfänglichen Boden fände, jährlich ein weiterer erscheinen. Dergestalt würde sich eine vaterländische Bibliothek bilden, worin der reiche Quellenstoff, welcher für die badische Hauses- und Landesgeschichte zu Tage gefördert ist und wird, entsprechend verarbeitet und mit topographischen, statistischen und biographischen Schilderungen verknüpft, als eine allseitige, in's Einzelne gehende Landesbeschreibung, zum Gemeingute unseres Publikums gemacht wäre.

---

[1]) „Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, im Auftrage der Regierung herausgegeben von F. J. Mone, Archivdirector." Der erste Band erschien 1848 und der zweite ist seiner Vollendung nahe. Diesem Werke, welches vornehmlich Chroniken und Jahrbücher mittheilt, zur Seite erscheint seit 1850 die „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, herausgegeben vom Landesarchive durch dessen Director", worin hauptsächlich der reiche Urkundenschaz unseres Archives zu Tage gefördert wird.

Mit aller Liebe begann ich die Arbeit, und weil dieses der Fall war, durfte ich mir auch ihren gedeihlichen Fortgang versprechen. Bald jedoch nöthigten mich die Zeitumstände, dieselbe abzubrechen, und wenn ich sie endlich wieder aufnahm, so hatte der Entschluß dazu einen langen Kampf gekostet. Denn wie — unter den Ereignissen der Zeit, wie war ich irre geworden! Wie hatten das vaterländische Unglük, die gesellschaftliche Zerrissenheit, die Stokung der Erwerbsquellen, die wachsende Verarmung und Volksnoth, der einreißende Sittenzerfall, die tägliche traurige Erfahrung mich enttäuscht und abgeschrekt!

Ich hatte das peinigende Gefühl, als ob aller Boden der Sittlichkeit unter mir weggerükt worden. Und während das leidende Gemüt sich eng und enger zusammenzog, ergieng sich der Geist in Verhöhnung der lange so treulich gepflegten Ideale. Gar nicht selten war ich mit Peterborough in der bittern Stimmung, „den Eifer für's Wahre eine Torheit, und die Liebe für's Vaterland eine Albernheit zu nennen."

Hundertfältig geärgert, verlezt und angeekelt von dem seichten, heuchlerischen und selbstsüchtigen Geschwäze gewöhnlicher Gesellschaften über die Gefahren und Uebel der Zeit, und abgestoßen von dem kleinlichen, eitlen Treiben der Tageswelt, oder verwundet durch unverschuldetes Mißgeschik braver Menschen — hätte ich mich gerne [2]) auf meinen

---

[2]) Mit Luzac zu sagen: me in ea delapsum vidi tempora, quibus a coetu et frequentia hominum in solitudinem, tam-

engsten Dienst= und Familienkreis eingeschränkt; aber der angeborne Trieb behauptete sein Recht.

Es lokte mich hinaus, wenn die Maiensonne ihre wärmenden Stralen über das Land ergoß, hinaus in die prangende Natur, auf die freien Höhen mit ihrer frischen, stälenden Luft, in die traulichen Thäler mit ihren labenden Quellen und Schatten. Da glaubte die Seele den ersehnten Frieden wieder zu finden, und das Auge überließ sich schwelgend seinen Genüssen.

Wie aber änderte sich oft das schöne Bild! Als ich einst von einem wunderschönen Hügel in stillem Wolgefallen über das Dörflein hinschaute, welches mit seinen reinlichen Häusern, seinen grünenden Obst= und Weingärten traulich an dessen Fuße lag, trat ein Mann von gebeugtem Alter zu mir heran, als ob er Theil nehmen wollte an meiner Freude. Ich lobte ihm den lieblichen Anblik der kleinen Landschaft in ihrer schwellenden Fruchtbarkeit, und das nette Dorf, wo Alles einen genüglichen Wolstand verrate — und erwartete einen freundlich bejahenden Blick.

Eine tiefe Seelenbewegung aber legte das Gesicht des Mannes in trübe Falten, über welche ein bitteres Lächeln flog. „O Herr, sagte er mit fast zitternder Stimme, wie irrig seid ihr daran! Zwei, drei Häuser ausgenommen — und auf den andern ist kein Ziegel mehr, welcher den Besizern noch eigen wäre. Erst verwichenen Herbst sind

---

quam in portum, se recipere voluptas est. Wie erklärt mir dies Gefühl so manche Erscheinung des Mittelalters!

sechs ganze Familien aus dem Dorfe über's Meer — mit dem lezten Blutspfenninge ihres Vermögens."

Und so ergieng es mir beinahe überall. In den herrlichsten Gegenden, wenn ich mich dem Genusse der Naturschönheiten freudig überlassen wollte, trat der Mensch dazwischen und zerstörte den Zauber derselben. Die Kehrseite des Gemäldes ließ mich ein Bild bedrohlich anwachsender Volksnot erblicken und der Jammer mancher Hütte zerriß mir das Herz.

Mögen Andere für diese Seite des Lebens weniger empfänglich sein und sich dessen behaglich rühmen; mich hat sie immer zu theilnehmender Betrachtung gezwungen, und die Geschike der Länder und Völker prägten sich mir von Jugend auf so lebhaft in die Seele, als ob ich dieselben mit erlebt und mit erlitten hätte.

Mit erlebt und mit erlitten — ja, wer einst unter dem Dache des dürftigen Bürgers, des armen Landmannes wohnte; wer in der eigenen Kammer darbend und verlassen lag, mit einem Herzen voll Menschenliebe, mit einer Seele voll Lebensdrang; wer den lezten Bissen Brod mit seinem hungernden Bruder theilte, wem die Thränen brennend auf die Hand fielen, wenn er das Tagebuch seines Kummers schrieb — dessen Blik ist geschärft für die Sorgen und Leiden der Not, und seine Lebensbetrachtung nimmt einen andern Gang, als jene des Glüklichen oder Gleichgiltigen, welche auch nimmer befugt wären, irgendwie mit ihm darüber zu rechten.

Und drang der forschende Geist in die Verkettung der

Ursachen des großen Uebels, wo zeigte sich ein Ausgang, eine Rettung? Das Mitleid versank in den Schmerz der Trostlosigkeit, und verlor sich bis zu frevelnden Fragen an die Vorsehung!

Was sollte ich thun? Das Gesicht verbinden und mit jenem Vogel der Wüste die Gefahr entfernt wähnen? Genug Leute freilich machen es so und befinden sich wol dabei. Mir aber war diese Beruhigungskunst nicht gegeben; ich mußte mit offenen Augen in die Zustände bliken und —

In dieser Lage meines Innern sah' ich keinen Zweck, keine Zukunft für die begonnene Arbeit, und bemitleidete den Gedanken, sie fortzusezen. Denn höhnend gellte mir eine Stimme in's Ohr: „Wozu ein Buch schreiben? Längst ist die deutsche Welt mit Büchern überschwemmt und der deutsche Geist unter der Last unserer Bibliotheken erlegen. Was können uns Bücher frommen, wo es der Thaten — des kräftigsten, tüchtigsten Handelns, der größten, uneigennüzigsten Opfer bedürfte?" Diese Stimme schlug meinen Entschluß vollends darnieder.

Der würdige Mensch aber erliegt dem Pessimismus seiner trüben Tage nicht so leicht. Es kommen wieder andere, und so fühlte auch ich die Schwungkraft der Seele zurückkehren; sie hob mich aus der verwirrenden Tiefe wieder auf die Höhe einer frohen, ermuthigenden Aussicht. Ich sah' die geliebte Heimat — dieses herrliche, mit den Gaben der Natur so reich gesegnete Land, unter einem jugendlichen Fürsten, dessen patriotischer Seelenadel zu den schönsten Hoffnungen berechtigt — ich sah' es wieder aufblühen und

gedeihen, und die Früchte seiner schweren, seiner blutigen Erfahrung ärnten [3]).

Und mit der frohen Aussicht kehrte auch das Bewußtsein des eignen Wertes wieder, und ein frischer Mut, dasselbe geltend zu machen. Quem te Deus esse jussit, disce — hatte ich als Jüngling über mein Tagebuch geschrieben,

---

[3]) Frühere schwere Zeiten haben gezeigt, was unsere Gaue ertragen, und wie bald sie sich wieder erholen können. Wenn nun dieses reichbegabte Land nach 30jähriger Friedenszeit in eine Lage geriet, wo Verarmung und Auswanderung die tägliche Erscheinung sind; so erklären das die nächsten und entfernteren Ursachen auf eine Weise, daß man sich nur wundern muß, wenn unsere Zustände nicht schlimmer sind und das Land noch so viele Lebensfähigkeit besizt, wie wir mit Freude wahrnehmen.

Abgesehen von den großen Handelsverhältnissen (und — um auf einseitige Behauptungen von geschehenen folgereichen Mißgriffen kein Gewicht zu legen), so traten zu den Folgen des Unterganges altgewohnter Verhältnisse und Anstalten, zu den Folgen der Güterzerstükelung und Ueberhäufung der Gemeinden mit besizlosen Familien, die wachsenden Staatsbedürfnisse, die Ablösung der Zehent- und Feudallasten, die Kartoffelkrankheit seit 1845, das Fehljahr 1847, und endlich die Verwirrung und Stokung, die Verlurste, Lasten und Unkosten von 1848 und 1849, 1850 und 1851!

Wie sollten aus der Verkettung dieser Ursachen nicht eine Verarmung und eine Schuldenlast hervorgegangn sein, worunter ein großer Theil des Volkes erliegen muß? Es ist eine Katastrophe, wie uns die Geschichte aller Länder deren aufführt; aber, anstatt den Patrioten trostlos nieder zu beugen, wird sie ihn anspornen, zur Wiedererringung besserer Verhältnisse des Landes pflichtgetreu sein Schärflein beizutragen.

und jezt, nach Jahrzehnten reicher Erfahrung und vielfacher Enttäuschung — jezt nahm ich diese Worte mit neuem Feuer zur Richtschnur meines Strebens.

Alle sich aufdrängenden Bedenklichkeiten, alle widerstreitenden Gefühle wurden abgewiesen. Und, damit nichts verschwiegen sei — wenn ich, was für jede Leistung außerhalb der strengen Dienstpflicht sehr entmuthigen konnte, wenn ich auf einer wichtigsten Seite meines Lebenskreises seit Jahren ohne Anerkennung und Förderung blieb, so hat auch dieses mich nicht abgehalten, einem innern Berufe zu folgen, dessen Sanction mir die Worte sind, womit der allgeliebte Landesfürst einst meine Anstellung begleitet.

„Ich habe Sie", sagte Er in seiner huldreichen, freundlichen Weise, „beim Archive angestellt, damit Sie Mittel und Muße für ihre historischen Arbeiten und Studien finden. Verfolgen Sie nur muthig die betretene Bahn."

Diese königlichen Worte — durfte oder konnte ich sie je vergessen? Sie mußten mir stets um so gegenwärtiger sein, als auch die Durchlauchtigsten Brüder des — nun in Gott ruhenden Herrn meine Leistungen auf dem Felde vaterländischer Geschichtschreibung stets mit ehrender Gnade und aneiferndem Interesse verfolgten.

Waren dies aber schon mächtige Hebel für die Festhaltung meines Entschlusses, so kam auch die gegenwärtige Lage unseres Landes noch in Betrachtung. Denn wo sich's darum handelt, ein erschüttertes Staatsgebäude, ein zerrüttetes Volksleben wieder zu befestigen und zu heilen, da gewinnt auch die geringste gute Kraft, die unscheinbarste ge-

sunde Thätigkeit einen höhern Wert, und wer sie mißachtend wegwerfen wollte, würde dadurch nur beweisen, daß er ein schlechter Staatsmann wäre.

Und so nun hatte sich's bei mir festgestellt, in redlichem, fernerhin ungeirrtem Bestreben auf dem angewisenen Felde mit allen Gaben und Einsichten, welche mir der Schöpfer durch Geburt, Erziehung und Lebenserfahrung zu theil werden ließ, als Christ und Patriot thätig zu sein — für Heimat [4]) und Glauben. Denn ist „pro aris ac focis — für Altar und Heerd, das Leben des Patriotismus, so muß derjenige ein verdächtiger Patriot sein, der weder Religion noch Heimat hat" [5]).

Nun erfordert freilich die Ausführung der Plane, welche sich für dieses Wirken bei mir gestalteten, einen nicht gewöhnlichen Grad von Kenntnissen, von Kraft und Ausdauer. Denn erstlich, ein Land kennen, ein Volk verstehen lernen durch wiederholte Wanderungen, durch Umgang mit allen Klassen der Bevölkerung, durch Gespräche mit erfahrnen Männern, durch Erforschen der einheimischen Sitten und Gebräuche, des herrschenden Geistes und Charakters, der bedingenden Verhältnisse und Interessen; alsdann, in das Einzelnste der Ortsgeschichte zu dringen, die Anfänge, den Fortgang, das Gedeihen oder den Zerfall von Familien, von

---

[4]) Heimat sind mir die Orte meiner Geburt, meiner Erziehung und Bildung, das Land meines Dienstherrn und dienstlichen Berufes und alle Theile des Staates, welchen unsere Verfassung umschließt.

[5]) Worte des Bischofs Berkeley (gestorben 1753).

klösterlichen, städtischen und bäuerlichen Gemeinwesen zu erforschen und darzustellen; die Verdienste zu wägen, das große würdig zu ehren, das erheuchelte zu entlarven, das stille und verkannte an das Licht zu ziehen; überhaupt, die Ergebnisse der Chroniken, Akten und Urkunden, der Ueberlieferungen, Beobachtungen und Erfahrungen zu lebenswarmen Bildern zu gestalten, überall möglichst wahr und practisch lehrreich zu sein — welch' eine Aufgabe!

Ich denke aber mit Göthe, „es habe Jeder auch immer so viel Kraft, um das auszuführen, wovon er überzeugt ist." Und wie ich dafür halte, daß die gegenwärtige Schrift viel tüchtiger sei, als meine früheren Arbeiten, so hoffe ich auch, die folgenden Bände dieses Unternehmens — wenn es ermunternde Theilnahme findet, noch gehaltreicher und sorgfältiger auszustatten.

Indessen muß ich die Nachsicht der Leser für das lezte Drittel dieses Bändleins sehr in Anspruch nehmen; denn während der Ausarbeitung desselben traf mich das Unglük, mein rechtes Bein zu brechen, wodurch ich viele Wochen auf's Krankenlager gebannt wurde. Sobald es leidliche Stunden erlaubten, schrieb ich sizend im Bette an der Vollendung, und von Seite 240 an ist das Meiste aus dieser Zeit.

Was nun meine Darstellungsweise betrifft, so hatte ich mit einer großen Schwierigkeit zu kämpfen. Die vorliegenden Gegenstände führten mich in's Einzelnste und Kleinste der Ortsgeschichte, wo die Schilderung einen Raum verlangt, welcher mir nicht zugemessen war. Wie gerne hätte ich manches Bild ausführlicher gegeben — und für Leser

und Verfasser würde der wahre Reiz gerade in dieser Ausführung gelegen sein; aber ich mußte möglichst bündig schreiben und durfte Manches nur andeuten, was Stoff genug für das anziehendste Gemälde enthielt.

Wie reichhaltig unsere Ortsgeschichte sei — von den Städten, Klöstern und Burgen bis zu Weilern und Höfen herab, davon möchte diese Schrift wohl einen Begriff geben. Während ich aus den Chroniken, Urkunden und Akten den geschichtlichen Stoff dazu sammelte, drängte sich mir wiederholt der Gedanke auf, die Geschichte dieser oder jener Dorfgemeinde ausführlich darzustellen, so zahlreiche, manigfache, interessante Angaben und Nachrichten fanden sich vor.

Der Nutzen solcher Dorfgeschichten, namentlich für die heranwachsende Volksjugend, leuchtet jedem Verständigen ein; es dürfte daher wol noch geschehen, daß ich mit einigen den Versuch machte, in der Art, wie von Arx der Gemeinde Ebringen im Breisgau eine Geschichte hinterließ.

In Beziehung auf das Sprachliche ist in dieser Arbeit ein doppelter Versuch gewagt. Einmal habe ich mich an unser ungekünsteltes Oberdeutsch gehalten; und schon möchte mich's gereuen, daß ich dabei nicht entschidener war. Alsdann suchte ich die Wortschreibung nach den altdeutschen Wurzeln zu vereinfachen, was freilich dem — an den bisherigen Schlendrian gewöhnten Auge so wehe that, daß es der Hand nicht erlaubte, streng und folgerecht durchzugreifen. Allmählig eben muß die Verbesserung auch hier geschehen, wie in Allem, wenn sie nicht eher abstoßen als anziehen soll.

Wie sehr aber die deutsche Rechtschreibung im Argen lige, zeigt uns jedes Zeitungsblatt, jede Schulvorschrift. Denn während man einerseits durch Abschüttelung von Mißbräuchen aus der deutschen Schmachzeit (1600 bis 1750) vielfach gewonnen, kamen andererseits durch unberufene Verbesserer garstige Neuerungen auf, welche um so eigensinniger fortgeschleppt werden, je weniger sie sich auf eine wahre Kenntniß unserer Muttersprache gründen [6]).

Die Schreibweise dieses Buches aber ist keine Neuerung, sondern eine durch verschidene oberdeutsche Schriften aus dem vorigen Jahrhunderte mir zu Theil gewordene

---

[6]) Wie gedankenlos unsere Wörter oft geschriben werden, zeigen liegt und ging; denn gerade in liegen ist das e völlig unbegründet, in gieng aber sprachnothwendig. Einen Selbstlaut vor einem einfachen Mitlaute braucht man nicht lang zu machen — durch Verdoppelung oder durch die Dehnungsbuchstaben e und h; er ist's an und für sich, und wird erst kurz vor einem doppelten Mitlaute. Darin besteht das ganze Geheimniß, dessen Abhandenkommen (zu der Zeit, als das Studium der altklassischen Sprachen in Deutschland die einheimische verwirrte) alle die künstlichen Dehnungsmittel zur Folge gehabt.

Wo das e aber ein altes o oder u, und das h ein altes ch vertritt, da darf es nicht weggeworfen werden, wenn nicht alle Stamm- und Wurzelrichtigkeit unserer Sprache verloren gehen soll. Welche Schwierigkeiten eine folgerechte Durchführung dieser Grundsäze mit sich bringe, weiß ich wol. Um nur bei der Ausmerzung des überflüssigen e und h zu bleiben, so müßte man vil, diser, Spil, Zil, Tat, Teuerung, Tier, Teil schreiben, und irret uns die Schreibung Rat, Mut, Wert, schon so sehr!

Ueberlieferung; denn immer hatte es bei uns Leute gegeben, welche die Wortschreibung, wie dieselbe aus dem Jahrhunderte der Hohenstaufen auf das Zeitalter Luthers gekommen, mehr oder weniger fortpflanzten — unbeirret vom Einflusse der norddeutschen Weise.

Durch den langen Umgang mit der Sprachweise des Mittelalters habe ich mir Ausdrüke angewöhnt, welche ohne diese Beziehung als anstößig erscheinen könnten. Wenn aber unsere Schriftsprache nicht allmählig sich verflachen soll, so müssen wir notwendig nach dem Schaze jener kräftigen, frischen, individualisierenden — ich möchte sagen nakten, unvermittelten Worte und Ausdrüke zurück greifen, welchen die Schriften unserer Altvordern für uns enthalten.

Ferner bin ich durch die Behandlung geschichtlicher Stoffe aus dem jüngstverflossenen Jahrhunderte in den Fall gekommen, Dinge zu berühren, welche vielleicht da oder dort einen unangenehmen Eindruck machen. Ich hätte sie übergehen können — aber, wie wäre eine Grenze einzuhalten, und überhaupt eine Vergangenheit zu schildern, wenn solche Rüksichten die Feder des Historikers beherrschten? „Die Geschichte, sagt Müller, ist ein Spiegel, welcher die vergangenen Zeiten darstellt, wie sie waren."

Endlich kommt noch zu bemerken, daß Dasjenige, was der Leser in diesem Bändlein über die behandelten Orte und Gegenden gesagt findet, nicht immer Alles ist, womit ich dieselben beleuchte. Spätere „Fahrten und Wanderungen" (so Gott will!) bringen mich wieder dorthin, und alsdann dürften

uns wol einige tiefere Blike in deren Schiksale und Verhältnisse zu thun gegönnt sein.

Dies meine Vorrede — die ich, obwol sie noch auf dem Krankenbette geschrieben worden, dennoch unverändert dem Druk' überlasse. Für frostige Seelen ist sie nicht, so wenig als das Buch selber. Wer die Feder in der Gewalt hat, erreicht unschwer einen vornehmen Ton der Schreibart; ich wollte mir aber auch die geringste Mühe nicht geben, ein Anderer zu scheinen, als der ich einmal bin — selbst auf die Gefahr hin, mehrfach zu verlieren.

Mir sind die Worte Heinses, welche ich zum Motto dieser Schrift gewählt, aus der Seele genommen, und ein solcher Sinn verträgt sich nimmer mit der kalten Schriftstellerei, welche aus Vornehmheit weder praktisch belehrt, noch ein Herz gewinnt und fesselt.

Karlsruhe, an Pfingsten 1853.

Der Verfasser.

Inhalt
der ersten Reihe.

Verbesserungen.

Seite 6, Zeile 11 sollte es heißen: Freiburg, welches zweimal (1368 und 1420) auf dem Wege war, in den reichsstädtischen Rang zu treten, verblieb eine österreichische Fürstenstadt.

Seite 10, Zeile 10 ist bei „Storken" die Anmerkung vergessen, daß dieses Gasthaus seit damals zum römischen Kaiser heißt.

Seite 81, Anmerk. 93, Z. 6 lese man viscera statt vicera, wie S. 93, Anm. 109, Z. 7 abbatibus statt abbatibas.

Seite 144, Z. 14 ist beizufügen, daß die Burg zu Auggen nach dem Abgange der einheimischen Familie, als ein markgräfliches Lehen, bis 1550 denen von Nenenfels, sodann denen von Reischach, von Summerau und von Enzberg gehörte.

Seite 243, Z. 12 ist der Saz: wo einst von Laßberg saß, aus Versehen eingeschoben worden, also zu streichen.

Seite 252, Anm. 58 lese man Massacren statt Masacren, wie S. 254, Z. 14 Diarium statt Diarum, und S. 258, Z. 18 Colloredo statt Coloredo.

Von

Karlsruhe nach Salem.

1842.

Inhalt.

Fahrt bis Freiburg. Gang nach dem Schloßberge, der Markt, Geschichtliches der Stadt (der Weiberkrieg), von Schauenburg, Kaiser Joseph II, Regierungsrath Hägelin; das Münster, das Kaffeehaus „zum Kopf." Fahrt über Donauöschingen nach Stockach. Kriegsleiden der Stadt, altdeutsche Bürgerfeste, das Narrengericht, von Borie. Die Nellenburg, ihre alten Grafen, die Landgrafschaft, das Madach, dortige Bauernverhältnisse. Fahrt über Owingen bei Hohen-Bodman. Die Herren von Bodman, ihr Wappen (die Lindenverehrung im Mittelalter). Fahrt nach Salem. Die Aach, Lage der Stiftsgebäude, die Umgegend (Heiligenberg), das Münster, das Archiv, Geschichte der Abtei, Pater Bisenberger über Musik in Klöstern, Klosterkomödien, die selige Krescentia, die lezten Aebte, Pater Rinderle, Aufblühen der Gelehrsamkeit, Pater Bernhard.

Freiburg.

Zu Anfang des Sommers 1842 hatte ich aus dienstlichem Auftrage eine Reise nach Salem zu machen, um in dem ehemaligen Kloster-Archive daselbst eine Ausscheidung der noch brauchbaren Akten und Urkunden vorzunehmen.

Es war dies ein Geschäft von mehreren Wochen, wobei ich zur Erholung auch etliche Tage auf Ausflüge in die Nachbarschaft verwenden konnte. Die andauernd schöne Witterung und eine gefällige, immer muntere Gesellschaft begünstigten mich dabei so freigebig, daß ich jenen Aufenthalt in dem lieblichen Achthale zu den vergnügtesten Tagen meines bisherigen Lebens zähle.

Ich nahm den Weg über Freiburg, Donaueschingen und Stockach. Bis Freiburg wurde die Mallpost benützt, welche Abends in Carlsruhe abfuhr. Da der Wagen sehr gefüllt war, sezte ich mich zum Conducteure auf die Imperiale, um von diesem freien Sitze aus die mir sonst wohlbekannten Gegenden auch einmal in ihrem Nachtgewande zu sehen.

Die Nacht war völlig still und der Mond erheiterte sie auf's Lieblichste. Gegen den Rhein hin lag die Landschaft in einem weißgrauen Schleier; ihr aber gegenüber erhoben sich die Schwarzwälder Gebirge in großen blauen Ge-

stalten zu einer majestätischen Kette, während die Gegenstände zunächst um uns wie versilbert im Mondlichte flimmerten. Das Ganze schwamm in einem Zauber der Beleuchtung, welcher für den Fahrenden durch das täuschende Vorübergleiten der Gegenden einen wunderbaren Reiz gewann.

Als wir zu Freiburg anlangten, ruhte noch Alles hinter geschlossenen Läden im süßen Morgentraume. Ich kehrte mit einem Theile der Reisegesellschaft „im Löwen" an, wo uns ein schlaftrunkener Kellner aus der dampfenden Kaffekanne schnell erwärmende Labung spendete. Da es für Besuche noch viel zu frühe war, so machte ich einen Gang nach dem Schloßberge. Der Himmel verkündigte einen heitern Tag und gewährte mir ein erhebendes Schauspiel.

Denn kaum hatte ich die Höhe des Ludwigsplazes erreicht, so trat die Sonne über die Berge hervor, und welch' ein Anblick entfaltete sich da! Die fernen Vogesen, der Kaiserstul, der Schünberg, St. Loretto, der Bronnberg mit einem Theile des Treisam-Thales, erschienen im ersten Morgenlichte, während die Stadt unter einem leichten Rauchflor noch tief im Schatten lag und nur die Spize des Münsterturmes im Sonnengold erglänzte!

Allmälig trat das ganze Thal mit der Südseite von Freiburg in die Sonne. Die Thalstraße belebte sich durch Fuhrwerke und Landleute, welche nach der Stadt zu Markte zogen; an der Treisam hin begann das Geräusche der Wasserräder, und im Münster ertönte die Morgenglocke. Meine Empfindung war Friede und Andacht.

Aber ein Blick auf die erwachende Stadt zerriß diese Stimmung und die Seele verlor sich in den Strom der Erinnerung. Bald indessen verdrängte ein größerer Anblik die kleinen Bilder eigener Erlebnisse. Die Heldengestalten der Stifter Freiburgs fesselten das Auge; es weilte in Zeiten noch schwellender Gemüts- und Leibeskraft, wo die Gründung bürgerlicher Gemeinwesen geschah, welche neben

den geistlichen das deutsche Leben vor einer feudalistischen Verknöcherung bewahrten.

Herzog Bertold III folgte dem richtigsten Gefühle, als er am Eingange des Treisamthales, im Schuze des Schloßberges und an der Heerstraße vom Rheine über den Schwarzwald nach Schwaben, einen Marktplaz gründete [1]). Denn das war Freiburg ursprünglich vor Allem und wird es verbleiben. Die Bevölkerung des ganzen benachbarten Rheinthales und Schwarzwaldes, vom Kaiserstule bis zum Feld- und Rorhardsberge, ist mit dem Austausche und Ankaufe ihrer Erzeugnisse und Bedürfnisse auf diesen trefflich gelegenen Ort naturgemäß angewiesen.

So war auch Villingen zu einem Markte bestimmt worden, inmitten eines großen Getreidelandes, wie Freiburg im Schoße einer Gegend, welche schon sehr frühe den Wein- und Obstbau mit dem Getreidebau vereinigte. Beide Städte besaßen selbst an Feld, Wisen und Waldung bedeutende Gemarkungen und behaupteten daher durchs ganze Mittelalter

---

[1]) Forum constitui, sagt er in der Stiftungsurkunde, mercatoribus itaque circumquaque convocatis quadam coniuratione (Innung) id forum decrevi incipere. Die Gründungsgeschichte von Freiburg stelle ich chronologisch also auf:

1073 stiftet Herzog Bertold I das Kloster St. Peter zu Weilheim unterhalb seiner Veste Teck.

1090 verlegt Herzog Bertold II dasselbe in die Nähe von Zäringen, wo er zu wohnen pflegt, und baut

1091 das Schloß Freiburg, bei welchem ein Dörflein entsteht, das mit seiner Kirche (auch zu Ehren des hl. Petrus benannt) nach Umkirch eingepfarrt ist.

1118 bestimmt Herzog Berthold III dies Dorf zur Anlage eines Marktorts und ladet Kaufleute zur Ansiedelung dahin ein.

1120 ertheilt Herzog Konrad dem Plaze die kölnische Stadtverfassung. Es sammelt sich daselbst eine Bürgerschaft und von

1140 bis 1160 werden die Stadtmauern und das Münster begonnen.

herab einen kommerziel-agrarischen Charakter [2]); nur hatte natürlich bei Freiburg das Gewerbliche, wie bei Villingen das Landwirtschaftliche die Oberhand.

Nach dem Erlöschen der Zäringer gewann Freiburg durch die langen Kämpfe mit seinen Grafen und die vielfachen Bündnisse mit andern Städten auch eine militärische Richtung, worin es dem kriegerischen Geiste von Bern, Basel und Straßburg wenig nachstund. Die Zeitverhältnisse waren aber dem breisgauischen Hauptorte nicht so günstig, wie jenen an Macht und Freiheit üppig emporblühenden Gemeinwesen. Freiburg verblieb eine Fürstenstadt und wurde bei dieser Abhängigkeit in eine Reihe harter Unfälle und Notstände gestürzt, aus denen es sich allein durch seinen Markt und Grundbesiz wieder zu erholen vermochte.

Nach dem 30jährigen Kriege wurde die Stadt der Wohn- und Versammlungsort der vorderösterreichischen Wesen [3]) und Landstände, und gewann dadurch allerdings, zumal von den Tagen an, wo sie aufgehört, eine für ihre Bewohnerschaft und Umgegend ebenso verderbliche, als für das Große des Kriegs nuzlose Festung zu sein.

Denn, wie früher von den Schweden schon, so war Freiburg auch von den Franzosen dreimal eingenommen worden; ja, Ludwig XIV hatte die Stadt nach dem Entwurfe Vaubans zu einer französischen Hauptfestung erhoben und hierauf 20 Jahre lang beherrscht. Welcher Spott des Schiksals auf ihre Bestimmung zu einer „Bewahrerin Deutschlands, zu einem Damme gegen Frankreich" konnte bitterer sein!

Nachdem die Festungswerke 1744 von ihren Erbauern zerstört worden, bedeckten Maulbeerbäume, Wein- und Obst-

---

2) Nach Kortüme, welcher die Richtung der zäringischen Schwesterstädte im Uechtlande — Berns als eine militärisch-agrarische, und Freibergs als eine kommerziel-diplomatische bezeichnet.

3) So nannte man damals die Regierung.

gärten allmälig die Trümmer derselben und umzogen die Stadt gleich einem Kranze mit heiterem Grün — wie zum äusserlichen Zeichen ihres inneren Wiederaufblühens. Aber zu bald wurde dasselbe wieder verkümmert. Das neue Regierungs- und Beamtenwesen, wie es seit dem Beginne des 18ten Jahrhunderts immer schärfer hervortrat und sich in der Verwaltung des Grafen von Schauenburg am deutlichsten aussprach, lähmte den Geist und Thätigkeitstrieb der Bürgerschaft; selbst die Hochschule sank damals auf eine geringe Zahl von Studenten herab.

Oefters hatte man zu Wien freilich Miene gemacht, den Freiburgern aus ihrer Erschöpfung und Erlahmung wieder aufhelfen zu wollen. Aber die ökonomisch-kommerziellen Projekte, welche entworfen und angepriesen wurden, blieben unfruchtbar. Man hätte anders helfen müssen — durch ein redliches Abthun der Mißbräuche in der städtischen Verfassung und Verwaltung, und durch ein volkstümlicheres System der Einwirkung auf die städtischen Interessen. Denn hier lag der giftige Schaden, welcher jenen Verfall, jene Unzufriedenheit und Verwirrung der Bürgerschaft hervorrief, worüber sich der Schuldheiß Egg zu Tode gegrämt.

Schauenburg, welcher von Wien herauf gesendet worden, um die freiburgischen Uebelstände zu heben, steigerte sie aufs Höchste. Er wollte kräftig und durchgreifend auftreten, ohne hiezu die nöthige Volkskenntniß, Einsicht und Selbstbeherrschung zu besizen. Ein hochfahrendes, barsches, willkürliches Wesen ersezt diesen Mangel nie und führt am Ende immer ins Verderben.

Für die Darstellung der schauenburgischen Zeit war in Schreibers kurzer Uebersicht der Freiburger Geschichte kein Raum, und Walchners Stadtchronik spricht blos von dem sogenannten „Weiberkriege" und der darauf erfolgten Entsezung des Grafen, ohne eine Ahnung des wahren Sachverhaltes. Diesen aber erzählt uns Pater Baumeister in seinen

(noch ungedruckten) sorgfältig bearbeiteten Jahrbüchern des Stiftes St. Peter folgender Maßen.

„Bei der Eintheilung Vorderösterreichs in Kreise wurden auch die Landstände den Kreisbeamten unterworfen. O libertas, quo demigrasti! Der Graf von Schauenburg war im Breisgau Kreishauptmann mit der Aufsicht und Leitung aller politischen, Justiz-, Kameral-, Forst- und Oekonomiesachen. Er führte zu Freiburg ein scharfes Regiment, erließ mancherlei strenge Verbote und untersagte den Bürgern namentlich auch die Jagd."

„Als dieses Verbot von zweien derselben nicht beachtet wurde und der Graf sie deswegen als Wilderer einsperren ließ, protestierten ihre Mitbürger dagegen, während ihre Weiber, beide in gesegneten Umständen, fußfällig um Begnadigung flehten. Schauenburg aber ließ dieselben zum Hause hinaus werfen, und hierüber gerieth die freiburgische Weiberwelt in solche Entrüstung, daß eine Menge von Frauen und Mädchen vor das Gefängniß eilten, die Thüren erbrachen und die Gefangenen im Triumphe davon führten."

„Auf diesen Vorfall erschien von Wien aus ein kaiserlich-königlicher Kommissär zur Untersuchung desselben. Es kamen dabei aber bald auch die Gewaltthätigkeiten und faulen Umtriebe des Grafen an den Tag. Seine Amtsveruntreuungen und Schulden (welche die Summe von 400,000 Gulden noch überstiegen) stürzten ihn; er wurde im Aprile 1759 seiner Aemter enthoben und festgesezt."

Der Schlüssel zu dieser etwas verdekten Darstellung ligt in dem Ausrufe: O libertas, quo demigrasti. Nach dem damals allgemein beliebten Regierungssysteme erstrebte man auch am Wiener Hofe die Beschränkung und Niederhaltung der Landstände in den Provinzen, und der Graf von Schauenburg wurde nicht allein wegen der städtischen Wirren nach Freiburg gesendet, sondern ganz eigentlich, um das Breisgau, diese einst „allerfreieste Landschaft der

Christenheit" [4]), in das neue System zu zwängen. Also war er den dortigen Ständen bald genug ein Dorn im Auge, und als im Freiburger Weiberkriege der allgemeine Volksunwille gegen ihn ausbrach, schaute die bewaffnete Macht dem Unwesen geruhiglich zu [5]).

Auf diese Weise gelang es den Freiburgern, sich des verhaßten Grafen wieder zu entledigen; aber auch nach seinem Sturze ward nicht geholfen — ohngeachtet einer neuen Wiener Kommission! Der Ränkemacher von Carneri, ein ehemaliger Günstling Schauenburgs, dem es gelungen, sich vom städtischen Kanzleiverwalter zum Bürgermeister empor zu schmuggeln, vermochte durch seine Intriken mehr beim Insbruker Gubernium, als die redlichsten Bemühungen patriotisch gesinnter Bürger.

---

[4]) So nannte es König Ferdinand I, dessen Landtagskommissäre an dieser Freiheit wenig Freude hatten!

[5]) Akten über diese Vorfälle von 1757 bis 1761. Ein damals zu Freiburg verbreitetes Gedicht beginnt mit folgenden Versen:

Wie steht es, Schauenburg, wie g'fallen Dir die Worte,
Die man zu Deinem Ohr ganz unerschroken schikt?
Was hälst Du von des Thurms entzweigeschlagner Porte,
Was von der Weiber Zorn, dem es so wol geglükt?
Erin're Dich, wie hier die Bürgerschaft Dich ehrte!
Eh' Du zu Wien gewest, warst ganz Du unser Gott.
Wie kommt es dann, daß jezt, da sich Dein Anseh'n mehrte,
Du wurdest so verhaßt, und gar zum Weiberspott?
Wir sagen's offen Dir, weil wir die Wahrheit lieben:
Nichts anderes ist Schuld, als die Verrätherei.
Wär' deine Denkungsart dem Lande treu geblieben,
So wär' des Bürgers Lieb' und Achtung Dir noch treu.
Verhaßet aber ist die Schmeichelei uns Allen,
Womit des Landes Kraft und Güter du entdekt,
Allein dem Haugwiz und dem Chotek zu Gefallen,
Weil unter einer Deck' mit ihnen Du gestekt.

Alle Unbilden jedoch, alle Verkümmerung und Niederhaltung, welche Freiburg durch Beamte und Regierungsherren erlitt, konnten es nicht um seine unbegrenzte Anhänglichkeit an das Erzhaus bringen. Es bewies dieselbe bei jeder Gelegenheit, am glänzendsten, als 1770 Marie Antoinette nach Frankreich reiste, am begeistertsten, als 1777 Kaiser Josef die Stadt besuchte.

Der Kaiser war am 15ten Juli zu Freiburg angekommen — nach seiner gewohnten Weise ganz stille, ohne alles Gepränge. Er stieg vor dem „Storken" ab, ließ sich einfach ein Zimmer geben, zog einige Schriften aus der Tasche, las und schrieb ununterbrochen, nahm Abends eine Tasse Thee zu sich und arbeitete wieder bis zur Nachtruhe [6]). So auch des folgenden Morgens bis eilf Uhr, wo er, obwol es regnerisch war, zu Fuße und ohne Schirm nach dem Münster gieng und dorten einer Messe beiwohnte — auf dem nakten Boden knieend.

Dieses Benehmen gewann ihm die Herzen der Bevölkerung im höchsten Grade — und warfen auch geistliche und weltliche Großen des Landes über seine „neuerungssüchtige" Richtung trübe Blike in die Zukunft, das breisgauische Volk hieng mit unbegrenzter Verehrung an dem Kaiser. Es fühlte aus seiner Regierungsweise die große Absicht wol heraus, den gemeinen Mann auf die ihm entsprechende Stufe von Bildung, Freiheit und Wolstand zu erheben, und ahnte den edlen Blick, womit er im Menschen nicht blos den hoch- oder niedergebornen, sondern vor Allem den Menschen sah.

---

[6]) Tagebuch der Nonnen zum grünen Wald. Man würde diese Thätigkeit des Kaisers für affektiert halten, wenn man nicht wüßte, daß er auf seinen Reisen die Zügel der Staatsregierung nie aus der Hand ließ. Vgl. die treffliche Biographie des Kaisers in Schlichtegrolls Necrolog, Jahrgang 1790.

Mußte nun Josefs II zu übereilt begonnenes Verbesserungswerk leider auch scheitern, so hat er gleichwol zu einer bessern Entwikelung der volkstümlichen Verhältnisse seiner Lande den Grund gelegt — schon allein durch die Hebung des Volksschulwesens, welches unter Maria Theresia angebahnt worden.

Der Mann aber, welchem an dem Verdienste der Einrichtung dieses Schulwesens der vornehmste Antheil gebührt — das wissen wol die Breisgauer nicht mehr, gieng aus ihrer Heimat hervor.

„Im Jahre 1772, sagt die Freiburger Chronik, wurde die Normalschule dahier errichtet. Diese neue Art des Elementar-Unterrichts rührte von dem Abte Felbiger zu Sagan (in Schlesien) her" — von dem Regierungsrathe Hägelin, welcher die Einführung der felbiger'schen Methode in Oesterreich bewirkt hatte, stehet kein Wort dabei. So bald erlischt unter den Menschen das Andenken eines verdienten Mannes!

Franz Karl Hägelin war 1735 — wenn nicht zu Freiburg selber, doch in einem der Stadt benachbarten Orte geboren [7]), und besuchte jedenfalls die freiburgische Hochschule. Nachdem er hier die Schriften Wolfs kennen gelernt, trieb ihn die begeisterte Liebe zu diesem Philosophen nach

---

7) Der Nekrolog in Wielands n. d. Merkur, Jahrg. 1810 (II, 79) nennt mit Bestimmtheit Freiburg; im dortigen Münsterpfarrbuche findet sich aber kein Hägelin mit dem Taufnamen Franz Karl eingetragen, sondern nur ein Franz Xaver von 1732 und ein Franz Anton von 1736. Nach Andern war er von Endingen gebürtig, während das dortige Pfarrbuch nur unterm 12ten Nov. 1730 einen Franz Josef Karl H. aufführt, dessen Aeltern nob. ac doctissimus C. A. J. Haegele, J. U. candidatus, et A. M. F. *Salomea Litschgi* waren. Eine dritte Nachricht läßt ihn zu Riegel geboren sein, wo das Taufbuch jedoch erst im Jahrgange 1739 einen Franz Georg Heggelin aufweist.

Halle, wo eine gastfreundliche Aufnahme in dessen Hause sein Glük begründen half.

Nach Beendigung der philosophischen Studien ergriff der anstrebende Jüngling die Rechtswissenschaft, widmete ihr allen Fleiß und gieng hierauf nach Wien, um sich daselbst praktisch auszubilden. Den deutschen Juristen gewährte die Reichsverfassung damals einen großen Vortheil — sie konnten ihre geschäftliche Ausbildung in einem sehr weiten Kreise suchen. Es ward auch herrschende Sitte unter ihnen, zu Wetzlar, Regensburg, Wien und dergleichen Orten einige Jahre zu praktizieren, wodurch der engherzige, hoffärtige Eigendünkel großentheils vermiden blib, welcher die Juristen unserer Klein-Staaten oft so nachtheilig bezeichnet.

„Hägelins Kenntnisse und Fähigkeiten, sagt eine Lebensnachricht von ihm [8]), bliben der Kaiserin nicht verborgen; schon 1764 erhielt er bei der nieder-österreichischen Landesregierung die Stelle eines Sekretärs und wurde bald hierauf zum Regierungsrathe und Theater-Censor ernannt. In dieser Stellung führte er 15 Jahre hindurch unter Maria Theresia und Josef II die zwei wichtigen Referate des geistlichen und des Studienfaches."

„Seinem Eifer für die zweckmäßigere Anleitung und gründlichere Bildung der Jugend verdankt Oesterreich die Einführung und Dotation der Normal- und Realschulen ohne Auflage der Unterthanen. Von ihm kamen diese Anstalten hernach in die Hände Felbigers und Wolfs — eine Wahl, welche seinem Kopfe und Herzen zu gleicher Ehre gereichte. Wie sehr er sich überhaupt die Sache der Kultur und Aufklärung in den österreichischen Staaten angelegen sein ließ, zeigen folgende zwei Thatsachen."

„Als die ungarischen Bischöfe gegen den für die deutschen

---

[8]) Der oben bezeichnete Nekrolog, von mir unbekannter, aber sichtbar unterrichteter Hand.

Erbländer verfaßten Katechismus protestirten, verfaßte Hägelin auf Befehl des Hofes einen neuen, welcher von sehr geläuterten Religionsbegriffen zeugte und auch lange in Anwendung blieb. Und als der berühmte Seibt, von boshaften Obscuranten als Atheist angeklagt, in Untersuchung gezogen worden, vertheidigte ihn Hägelin vor der Kaiserin so trefflich, daß dieselbe, höchst gerührt, sogleich einen Eilboten an den Verläumdeten sandte und ihm einen Brillantring überreichen ließ."

„Als Censor arbeitete Hägelin unabläßig an Verbreitung nützlicher Schriften. Durch seine Verwendung wurden der wielandische Merkur, das deutsche Museum, die archenholzischen und mehrere damals blühende Zeitschriften in den österreichischen Staaten erlaubt; und das deutsche Theater zu Wien erhob er mit Sonnenfels und Gebler zu einem wahren Tempel des Geschmaks und der Sittenbildung."

„Staatsmänner und Gelehrte, wie Chotek, Gebler und Kreßl, wie Heufeld, Ayrenhof, Rosalins und Retzer, achteten Hägelins Verdienste, ehrten und liebten ihn als Menschen und Freund. Er starb, ohne krank zu sein, aus Altersschwäche, am 15ten Juli 1809 in seinem 74sten Lebensjahre."

Während meines Verweilens auf dem Schloßberge war es unten in der Stadt laut und rührig geworden. Auf dem Münsterplaze wimmelte das Marktvolk schon bunt durch einander, und zu allen Thoren herein zogen neue Scharen. Welch' ein freudig-emsiges Leben! Ich stieg herab, trat in die gedrängten Gassen, besuchte die Pläze, wo der Kornmarkt, der Obst-, der Hanf-, der Viehmarkt waren, und ergözte mich einzig an dem hundertfältigen Getriebe. Gewißlich, wie ehedem, so noch gegenwärtig — troz des erzbischöflichen Sizes, der Regierungsstelle und Hochschule, gewinnt Freiburg durch seinen Markt das meiste und eigen-

tümlichste Leben [9]; er macht die Stadt im wahrsten Sinne zum „Herzen des Oberlandes" [10].

Nachmittags, als die schiklichsten Besuche abgethan waren, schenkte ich eigens noch der Münsterkirche einen. Man kann diesen Bau niemals genug betrachten; immer, so oft ich ihn wieder sah, erschien er mir herrlicher. Auch sprach man von jeher mit Lob und Bewunderung von ihm.

„Es hat Freiburg, sagt ein Schriftsteller [11] des 16ten Jahrhunderts, ein fast hübsches Münster mit einem hohen Turn, der in sonderlicher Kunst von Grund auf bis an den höchsten Gipfel aus eitel Quadern und gebildten Steinen geführt ist, desgleichen man in Deutschland nit mehr findet ohne den Turn zu Straßburg. Die Haiden hätten ihn vor Zeiten unter die siben Weltwunder gezählt."

Damals hatte sich der neu-antike Kunstgeschmack, welcher aus Italien kam, schon mächtig auch in Deutschland verbreitet und angefangen, die dasige Bauweise zu beherrschen; und zu Ende des folgenden Jahrhunderts gelang es dem Rokoko, womit uns Frankreich beschenkte, den alteinheimischen Baustyl vollends zu verdrängen.

Die Italiener hatten ein Recht dazu, auf ihre Kunstleistungen stolz zu sein; nur waren sie es mit zu blinder Vergötterung derselben und mit einer zu anmaßlichen Geringschäzung anderer Völker, namentlich der Deutschen, deren wichtigste Erfindungen sie ohne Weiteres sich zuschrieben [12].

---

9) Der Freiburger Getreide- und Obstmarkt ist wol einer der stärksten im Lande. Auf ersterem werden an besuchteren Markttagen zwischen 14 bis 15000 Sester umgesezt.

10) Schreibers Beschreib. von Freiburg, 1ste Ausg. S. 205.

11) Der alte, ehrliche Sebastian Münster in seiner Weltbeschreibung (Basel, 1567), S. 805.

12) Wie z. B. Macchiavelli das Geschüz für eine Erfindung seiner Landsleute ausgab, so that dies Vasari mit der Oelmalerei, Kupferstecherei u. s. w.

Unter uns selbst aber konnten bei der herrschenden Nachäfferei des Fremden — diesem tiefgewurzelten Nationalfehler, die Wortführer der einheimischen Art und Weise leider nicht aufkommen. Die Stimmen eines Kock, Jobin, Specklin [13]) und anderer bliben ohne nachhaltige Wirkung, und so verfiel in Deutschland, welches ehedem die trefflichsten Meister nach Italien gesendet [14]), alles Kunstwesen dergestalt, daß der Sieg des Rokoko ein Leichtes war.

Aber nicht zufriden, die Gegenwart zu beherrschen, wütete der fremde Kunstgeschmack auch gegen die Werke der Vergangenheit. Der französische — ebenso laut und selbstloberisch, wie der unendlich berechtigtere italienische, maßte sich's nicht weniger an, den sogenannten gothischen Baustyl als abgeschmakt, als „barbarisch" zu verdammen, und nachdem er der gleichen Verdammniß erlegen, sezte der geläuterte neu-antike in seiner Alleinherrschaft die tyrannische Verfolgung des alteinheimischen fort.

Wie wurde seit dem 16ten Jahrhunderte bis auf unsere Zeit herab Allem dem, was das Mittelalter an Bauwerken eigener Schöpfung hinterlassen, der Krieg erklärt; wie hat man solche Werke verspottet, verstümmelt, zerstört! Denn

---

13) Hieronym. Cock (aus Antwerpen) sezte Vasari's ital. Künstlergesch. 1572 seine Gesch. der niederländ. Maler entgegen; der Straßb. Buchdrucker Bernh. Jobin aber trat 1573 in der Vorrede zu seiner Herausgabe der päpstl. Bildnisse, die Ehre und Verdienste der deutsch. Künstler wahrend, entschieden gegen den Florentiner auf, während sein Landsmann Dan. Speklin 1589 in der Vorrede zu seiner Architectura die Verdienste der Deutschen vornehmlich in der Baukunst heraushob. Stöbers Alsatia, Jahrg. 1852, S. 17.

14) Abgesehen von Meister Wilhelm um 1350, legte Meister Heinrich von Gmünd 1388 den Grundstein zum Dome in Mailand, dessen Bau hernach Meister Ulrich von Ensingen und Johann von Gräz geleitet haben.

nicht allein den Zeitgeschmak, den Glaubenshaß und eine öde Nüzlichkeits-Jägerei — auch die Wissenschaft hatten sie zum Feinde. Noch in den Tagen, als Göthe, überwältigt von der Herrlichkeit des erwinischen Werkes zu Straßburg, den Geist des großen Meisters lobpreisend ansprach, konnte Sulzer [15]) diese altdeutsche Bauart, deren Größe und Pracht er nicht zu läugnen vermochte, gleichwol als „eine Unschiklichkeit" bezeichnen, als einen Mangel an Schönheit und Verhältniß, als einen geschmak- und gedankenlosen Aufwand abenteuerlicher Zieraten und Schnörkel!

Diese Verirrung ist jezt vorüber; der innere hehre Geist unserer altdeutschen Baukunst mit den reinen, großen, hochgeschwungenen Verhältnissen, hat die Schmäher beschämt und zum Schweigen gebracht. Man läßt den altklassischen und den mittelalterlichen Baustyl in ihren Ehren neben einander bestehen und macht keine Beziehungen mehr von der Vollkommenheit des einen auf die Mängel des anderen.

Auch gegen die altdeutsche Bildhauerei ist man billiger geworden — nicht weniger mit Recht. Ich betrachtete die Steinbilder in der Vorhalle des Freiburger Münsters. Die zahlreiche Reihe derselben enthält Figuren von ganz eigentümlicher Wirkung. Sie stehen im Anatomischen meistens weit unter der antiken Plastik; aber sie sprechen an, wie lebendige Wesen. Es belebt sie Etwas, im Schwunge ihrer Gestalt, ihrer Stellung, ihrer Geberdung, was durch die einfach, leicht und großgehaltenen Gewänder harmonisch erhöht wird. Dies Lebende in ihnen ist wol nichts anderes, als die Wahrheit, die Fülle und Tiefe des Gefühles, welchem sie ihre Entstehung verdanken.

Wundern muß man sich daher, daß noch keiner unserer

---

[15]) Allgemeine Theorie der schönen Künste (Leipz. 1786), Artik. Gothisch. Der Verfasser lebte von 1720 bis 1777; Göthe aber schrieb jenen trefflichen Aufsaz 1773.

vielen Künstler die gelungenern dieser Steinbilder in entsprechender Abbildung herausgegeben. Was das Freiburger Münster etwa zu wenig liferte, könnte aus den Portal-Statuen des straßburgischen ergänzt werden, worunter sich einige befinden, welche ich ohne Scheu neben das Bessere der Antiken stelle.

Nochmals, nach der zerstreuenden Betrachtung so reicher Einzelheiten, nahm ich einen Ueberblik des ganzen herrlichen Baues, und schied von ihm mit Eindrüken, welche auch ein nächster Genuß gröberer Art nicht sobald verwischte. Denn wenige Schritte und ich saß im — goldenen Kopfe.

Diese weitbekannte Anstalt behauptet ihren wolerworbenen Ruf noch immer. Der Eigentümer dürfte auch den meisten unserer Restaurationen zum Vorbilde dienen. Nichts entgeht ihm, das Geringste, wie das Wichtigste nicht, was in seinem Hause einer Verbesserung bedarf oder fähig ist. Und immer folgt er dabei in sachter Weise dem wechselnden Geschmacke der Zeit, Alles mit glüklichem Sinne selbst geschmakvoll ordnend und einrichtend. Keine Bequemlichkeit für den Gast bleibt vergessen, und die Bedienung verräth beim ersten Blike den sorgsam überwachenden Geist des Dienstherrn.

Ich hatte auch diesmal die Freude, „im Kopfe" alte, liebe Bekannte aus der Nachbarschaft zu finden — vom Schwarzwald' und vom Rheine. Da wurden denn, in Erinnerung der gemeinsam verlebten Studienzeit, die Gläser tapfer geleert und manche Herzensworte erquickend ausgetauscht. Freunde von der Schule her kennen und verstehen sich gewöhnlich am besten.

Nach einem dergestalt froh und genußreich verbrachten Tage sezte ich mich Abends wieder auf den Postwagen, um den Weg über die Höhen des Schwarzwaldes wo möglich schlafend zu überwinden. Meine Gesellschaft waren zwei Engländer und ein junger Amerikaner. Auf Unterhaltung

durfte ich da wenig rechnen, machte daher meine stillen Betrachtungen, während die beiden Gentlemen's, mit langgestrekten Beinen auf dem Size ligend, in ihren Reisebüchern lasen, anstatt sich an dem Anblike des lieblichen Treisamthales zu erfreuen, welches uns in der herrlichsten Abendbeleuchtung umgab.

Diese Abgeschmaktheit verdroß mich und ein hingeworfenes Wort darüber brachte auch meinen Nebenmann, den Amerikaner, zum reden. Er sprach das reinste Deutsch, da seine Mutter eine Westfalin gewesen; aber alles, was aus seinem Munde kam, hatte das stolze Brittenpaar zur Zielscheibe, welche glüklicherweise keine Sylbe davon verstanden. Man konnte in ihrem Blike lesen — wir galten ihnen für Leute, die sie keines Wortes zu würdigen brauchten.

Während des weitern Weges verstummten auch wir beide allmälig und der Schlaf machte sein Recht geltend. So gelangte man mit wenig Störung nach Doneschingen, wo wir eine Tasse Kaffe schlürften, während sich unsere Insulaner, nachdem sie dem Kellner ihre Absicht in gräßlichem Französisch beigebracht, mit einer Laterne an die Donauquelle führen ließen!

Zu Donaueschingen vermehrte sich unsere Gesellschaft um zwei damn'd Germans, wie der Amerikaner lächelnd sagte, wovon der ältere ein lustiger Kauz aus der Umgegend war, welcher die Herren Engländer ganz aus ihrem Gleichgewicht zu bringen wußte. Unter stetem Lachen über seine Schnaken und Wize fuhren wir, in der stählenden Morgenfrische, munter durch das wisenreiche Geisinger Thal und erreichten gegen 7 oder 8 Uhr die Engener Höhe.

Die Aussicht von da gegen Mittag nöthigte selbst unsern zwei Gleichgiltigen einige Laute der Verwunderung ab. Die ganze Cristallkette der Hoch-Alpen vom Jura bis nach Graubünden und Tyrol im Hintergrunde, alsdann die grünen Appenzeller und Thurgauer Berge, hierauf der blinkende

Spiegel des Bodensees und zunächst das liebliche Hegau mit den kühnen, trümmerbekrönten Basaltkegeln, Alles im Zauber des Morgenglanzes — wer vermöchte es, das zu schildern!

Stockach.

Von Engen gieng es rasch nach Aach. Dieser Ort besteht aus dem Dorfe, durch welches man fährt, und aus dem Städtlein, dessen hohe Lage auf einem freistehenden Kegelberge mit reicher grotesker Umgebung als höchst malerisch erscheint. Die Straße führt am waldigen „Dornsberge" hin bis gegen Eigeltingen, und sodann über flaches, fruchtbares Hügelland nach Stockach, wo wir gerade zur Mittagstafel anlangten. Sie war gut, und der erste Seewein, welchen ich dabei trank, mundete mir vortrefflich.

Die kleine Stadt ligt heiter und angenehm zwischen sanften Höhen und einem schönen Wiesengrunde, wo sich zwei Aachbäche zur „Stockach" vereinigen. Der eine entspringt im Lochbrunnen hinter Schwakenreute und bewässert die romantische Thalgegend von Hoppetenzell und Zizenhausen, während der andere im Bilasinger Riede seinen Ursprung hat und das Wintersbürer Thal durchrinnet. Nach ihrer Vereinigung machen diese forellenreichen Wasser zwischen Nenzingen und Espasingen eine starke Beugung, wodurch wohl der Name „Bogenthal" entstund [16]), und fallen sodann in den Ueberlinger See.

---

[16]) Das Thal der Stockach von Risdorf bis unter Walwies mochte ehedem so heißen. Heut zu Tage ist nur noch die Benennung des Bogenthaler Waldes vorhanden, welcher sich über die Höhen zwischen Risdorf und Espasingen erstrekt, ehedem aber das ganze Bereich zwischen der Sockach bedekte, wie der Gewannsname Hard noch bezeugt.

Stockach bildet einen der bedeutendsten Straßenknoten unseres Landes; denn es treffen sich daselbst die Landstraßen von Offenburg und Freiburg über Donaueschingen, von Rotweil über Tuttlingen, von Ulm über Pfullendorf, von Ravensburg über Mersburg und Ueberlingen, von Konstanz über Radolfszell, von Schaffhausen über Singen, und der Seeweg über Ludwigshafen. Daher ist es auch der seltene Fall, daß in diesem Landstädtlein nicht weniger als ein halbes Duzend Posten sich kreuzen.

Schon von jeher eine Malstätte des hegauischen Landgerichtes und seit dem großen Zwischenreiche eine „Stadt" mit Mauern und Gräben [17]), wuchs Stockach allmälig zum Hauptorte der Landgrafschaft Nellenburg heran und gelangte mit derselben 1465 in die Hand des Hauses Oesterreich. In Folge dieser Veränderung wurde der Siz des nellenburgischen Amtes von dem nahen Schlosse nach der Stadt verlegt und die dortige Verfassung neu geordnet [18]).

Der Oberamtssiz, 4 Jahrmärkte, ein wöchentlicher bedeutender Fruchtmarkt, mancherlei zeitliche Festlichkeiten und das alljährliche Narrengericht verhalfen der Einwohnerschaft während des 15ten und folgenden Jahrhunderts zu einem ziemlichen Wolstande; das städtische Gemeinwesen, an alten Freiheiten und Rechten wol begründet, hob und befestigte sich durch mancherlei Kämpfe mit den nellenburgischen Beamten, und sicherlich wäre Stockach in der Folgezeit noch viel bedeutender geworden, hätte es durch Kriegsdrangsale aller Art nicht gar zu viel gelitten und eingebüßt.

---

[17]) In einer Urkunde von 1287 erwähnt Graf Mangold von Nellenburg seiner Mülen, die „vor der Stadt zu Stocka" lägen. Neugart, cod. Alem. II, 322.

[18]) Wahrscheinlich stammte aus dieser Zeit die neue Abfassung der „Ordnung und Satzung deren von Stockach", welche gewöhnlich das Stadtbuch hieß.

Eine ausführliche Geschichte dieser Stadt seit dem 16ten Jahrhunderte würde fast nur eine Kriegsgeschichte unserer Seegegend sein. Denn durch seine Lage zwischen der Donau und dem Bodensee, am Eingange des Aachthales, wo drei Hauptstraßen sich kreuzen, ist Stockach ein entschieden strategischer Punkt.

Im Schweizerkriege von 1499 und im Bauernaufstande von 1525 hatte sich die Stadt ihrer Belagerungen glücklich erwehrt; im Schwedenkriege aber litt sie von 1632 an durch Freund und Feind gewiß nicht weniger als die benachbarten Gemeinden — nur mangeln die Nachrichten darüber, wahrscheinlich weil die städtischen Akten bei dem großen Brande von 1704 zu Grunde gegangen. Der Schlag dieses Unglückes traf die Stadt durch den spanischen Erbfolgekrieg.

Schon im Aprile 1703, während die Reichsversammlung sich darüber abstritt, ob der begonnene Krieg ein Religionskrieg sei oder nicht, und den Reichsgeneral im Stiche ließ, waren die Franzosen unter Villars durch das Kinzigthal heraufgedrungen und hatten ganz Vorderschwaben gebrandschazt, wobei allein von der Landgrafschaft Nellenburg 12,000 Livres gefordert worden [19]). Im Aprile des folgenden Jahres aber rükte die französisch-baierische Armee von Augsburg wieder gegen den Bodensee und Schwarzwald vor, da ihr vom Rheine her Verstärkung zueilte. Der kaiserliche General von Thüngen sollte ihr mit seinen 10,000

[19]) Der Forderungszedel lautet höchst laconisch: Calés Lieutenant colonel du Regiment de Coaquin et Commandant pour le Roy a *Rauenspourg*. Il est ordonné a la Comté de *Nellembourg* d'apporter icy dans six jours au plus tard la somme de douze mil Livres pour la Contribution a quoy elle est taxé, a peine d'execution militaire et d'estre Brullée conforment a l'ordre que jay de Monseigneur le Marechal *de Villars*. Fait a Rauenspourg 10. Juin 1703. *Calés*.

Mann den Weg versperren, blieb aber in unbegreiflicher Saumsal bei Rotweil stehen. Hiedurch gelang es dem Feinde sich bei Villingen zu vereinigen und wieder sein Hauptlager zwischen Lauingen und Dillingen zu beziehen.

Bei diesem Marsche nun geschah es, daß die Stadt Stockach am 25ten Mai „auf königliche oder kurfürstliche Ordre von dem Feinde total ausgeplündert, ruiniert und bis auf den Grund niedergebrannt wurde" [20]). Das Elend der Bewohner war unbeschreiblich und die der Stadt geschlagene Wunde so tief, daß man sie nach drei Menschenaltern noch schmerzlich empfand [21]).

Kaum aber hatte sich die Bürgerschaft über dem Schutte ihrer Heimat wieder zusammen gefunden, als der Feind neuerdings erschien, um sie zu brandschazen. Denn nachdem die französische Armee durch den Schlag bei Hochstätt vom deutschen Boden verdrängt gewesen, rükten im Mai 1707 wieder 40,000 Mann unter Villars über den Rhein und nach Schwaben vor.

Zwar versprach der Marschall dem Landvolke überall Sicherheit; aber nach allen Richtungen hin ließ er Städte, Klöster und Landschaften unbarmherzig brandschazen. Die Seegegend erfuhr diesen Besuch durch eine Abtheilung des Generals Vivant, welcher zu Donaueschingen saß.

Nach Stockach kam schon am 15ten August eine Truppe

---

[20]) Kolb sezt diesen Brand unrichtig in das Jahr 1703, und Walchner (Gesch. von Radolfszell, S. 213) sagt, er sei auf der Retirade der französischen Armee nach der Schlacht von Hochstätt (13. Aug. 1704) angelegt worden; eine unten näher bezeichnete Bittschrift der Stockacher nennt aber den 25ten Mai.

[21]) Concept einer Eingabe der Bürger von St. an den Landesfürsten, vom 30. Juli 1711. Noch in diesem Jahre zählte die Stadt Stockach erst wieder 86 Häuser mit 488 Bewohnern, während sie eine Generation später schon wieder beinahe auf's Doppelte hievon gestiegen war.

Husaren und kündigte der noch halb in Asche ligenden Stadt ein unerschwingliches Brandgeld an. Sie drohten mit der schärfsten Execution, mit Niederbrennung der kaum wieder hergestellten Häuser, wenn die städtischen Abgeordneten nicht innerhalb zweier Tage vor dem Generale erschienen, um mit ihm über die Entrichtung der geforderten Summe zu verhandeln. Für sich aber begehrten sie „zu einer Recompence 12 Dublonen, wovon jedoch mit aller Mühe nur 60 Gulden zusammengebracht worden."

Diese Partie nahm zwei Bürger als Geißeln mit sich hinweg; da dieselben aber zu entweichen wußten, so erschien nach drei Tagen eine andere, welche den Pfarrer Dr. Hüppenmaier und den J. Gröber genannt „Eisenfresser" dafür abholte. Jener wurde bald entlassen, dieser dagegen nach Straßburg mitgeführt, als das vivant'sche Detaschement am 20ten August genöthigt war, sich zur Hauptarmee zurückzuziehen.

Denn am Rheine hatten sich die Stellungen inzwischen so verändert, daß man im Kletgau, Hegau und Linzgau den Landsturm aufzubieten wagte, um die wenigen Franzosen aus diesen Landschaften zu vertreiben. Hiedurch entgieng die Stadt Stockach einer bittern Züchtigung, da ihre Abgeordneten sich „mit leeren Händen" nicht getraut, in's französische Lager zu gehen, weil sie unterwegs vernommen, daß die Deputirten einiger Reichsstände, obgleich sie mit Abschlags-Summen angelangt, dennoch „in harte Gefängniß gelegt und spöttlich tractiert worden."

Das Alles aber hatte nun der arme Gröber zu büßen. Ueber Jahr und Tag saß er als Kriegsgefangener im Fort de Pierre zu Straßburg, und schrieb die verzweiflungsvollsten Briefe um Erlösung in die Heimat. Seine Mitbürger verwendeten sich bei der Landesregierung auch aufs Thätigste für ihn; es führte jedoch nur zu einer weitschweifigen

Schreiberei, wowährend der hilflose Mann und seine verlassene Familie hätten zu Grunde gehen können.

Da ergriff derselbe endlich, obwol er nichts weniger als ein Eisenfresser, sondern der erschrokenste und kleinlauteste Mensch war, ein energisches Mittel. Er drohte, den Franzosen die im Elsaße gelegenen Güter des nellenburgischen Amtmanns Span zu denunzieren. Dieses wirkte, und im Juli 1708 wurde Gröber seiner Haft entlassen [22].

Allein während der pedantischen Verhandlung über die „Eliberierung" desselben waren über 600 Gulden Kösten aufgelaufen. Und wie hier im Kleinen, so ergieng's bei den Reichsständen im Großen. Indessen sich dieselben weitläufig beratschlagten, ob man zur Fortsezung des Krieges die Summe von 300,000 Gulden erheben wolle, trieben die Franzosen in den badischen, wirtenbergischen und schwäbischen Landschaften gegen neun Millionen Brandschazung zusammen!

Dem spanischen folgte der österreichische Erbfolgekrieg. Für die Seegegend lag eine Friedenszeit von 30 Jahren dazwischen, auch erschien 1744 der Marschall Bellisle mit seinem Heerhaufen nicht als Feind, wie er sagte, sondern blos, „um für den neuen Landesherrn (Kaiser Karl VII) die Huldigung zu empfangen."

Erschien er aber auch als Eroberer, so lief sein ganzer Feldzug wenigstens unblutig ab; denn von Rheinfelden an bis nach Konstanz und Villingen hatten die Oesterreicher überall ihre Garnisonen verlassen, und die Bürger der vorderösterreichischen Städte ließen sich's in Gottesnamen gefallen, baierisch zu werden. Das Schlimmste daran war nur, daß die Franzosen bei ihnen überwinterten und ihren Frauen und Töchtern oft gar zu galant begegneten [23].

---

[22]) Akten über diese Vorfälle von 1704 bis 1711.

[23]) Vergl. Walchner, Gesch. von Radolfszell, S. 216.

Wir entnehmen aus dem Bisherigen die Leiden der Stockacher in früherer Zeit. Fast eben soviel erlitten sie seit dem verhängnißvollen Jahre 1796. Damals rettirierte Moreau durch Stockach, 1799 war in der Nähe die Schlacht gegen Jourdan, 1800 plünderten die Franzosen unter Lecourbe die Stadt, 1805 erfuhr dieselbe den Durchzug Augereau's, und von 1813 bis 1815 hatte sie im Ganzen bei 400,000 Mann alliirter Truppen zu verpflegen [24])!

Wenn ich oben das jährliche Narrengericht unter den Einkommensquellen von Stockach anführte, so mag der Leser etwas ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Aber selbst ein Feind [25]) dieser Anstalt schrieb noch im Anfange unseres Jahrhunderts darüber: „Das Zuströmen des Pöbels aus allen Ständen, aus der Nähe und Ferne, war unglaublich groß. Kein Mirakulatorium hätte in so kurzer Zeit dem Städtchen so Vieles eintragen können, als das Narrenfest — und die herbei geeilten Narren! Es ist daher begreiflich, daß die Einwohner eine sauere Miene machten, als diese Posse, Dank sei es der Regierung, vor einiger Zeit abgeschafft und verboten wurde!"

Im Mittelalter, wo das Volk durch Fehden, Hungersnöthen und Seuchen unaufhörlich von Gefahren, Verlusten und Leiden heimgesucht wurde, ergriff es andererseits auch jede Gelegenheit des Vergnügens und der Belustigung. So viel Noth und Unglück war nicht zu ertragen ohne diese Ausgleichung eines reichen Freudengenusses, welcher das Blut der Bevölkerungen flüssig und lebenswarm erhielt. In diesem Sinne muß das mittelalterliche Fest- und Feiertagsleben mit seinen bunten, lärmenden, mutwilligen, öfters

---

[24]) Diese Notizen gibt Kolb III, 258.

[25]) Der Verfasser des Artikels „Stockach" in Röders Lexik. von Schwab. II, 747.

alles Maß übersprudelnden Freuden und Ergözlichkeiten, erklärt und entschuldigt werden.

Abgesehen von den Familienfesten bei Verlobungen, Heiraten, Kindstaufen und Namenstagen, benüzte man auch jede öffentliche Gelegenheit, sich lustige Stunden zu machen — außer der Fastnacht und Kirchweihe, besonders die Markttage, Zunftfeste, Wahlen und Aufzüge von obrigkeitlichen Personen und dergleichen. Reichbesezte Malzeiten legten dabei immer den Grund der Freude, dann folgten Tanz und Spiel, und nicht selten endigte die Lustbarkeit mit Schlägereien der wilden Jugend.

Bei derlei öffentlichen Festlichkeiten luden benachbarte Städte einander häufig ein, wodurch die Freude um so manigfaltiger und lebendiger ward. Noch ist ein Schreiben von 1518 vorhanden, worin Amann und Rath zu Stockach die „Frommen, Vesten, Fürsichtigen, Ehrsamen und Weisen", den Bürgermeister und Rath zu Ueberlingen, ihre „insbesondere günstigen, lieben Herren und guten Freunde", auf den Einzug des neuen nellenburgischen Landvogts von Landau „ernstlich und fleißig" zu sich erbaten [26]).

---

[26]) Ich theile dies Einladungsschreiben als ein Beispiel damaliger freundnachbarlicher Sprache hier mit.

„Fürsichtigen, ersammen, wisen, lieben herrn vnd fründ, vnser willig Dienst vnd früntlich gruez sygen üch allzitt zu vor. Günstigen, lieben heren, wir fügen üch zu wissen vnd zu vernemen, daz vff ietz nechst kunfftigen Sonntag nach des hailigen Crützes tag siner Erhöhung, vnser gnädiger herr, Hans Jacob von Landow, Ritter vnd vogt zu Nellenburg ꝛc. ain Schenkin sines ersten vffzugs haben, vnd will allda den Handbüchsen-Schützen ainen Ochsen fry schenken, vnd also ain ziemliche weltliche fröwd mit Herrn, guten fründen vnd nachpurn zu Stockach halten. Vnd das haben wir üch im besten nit wöllen verhalten, daruff üch ernstlich vnd vlyßig pittende, üch zu sölicher Schenkung vff obgestimpten tag zu verfügen, die helfen mit fröwden zu vollbringen. Das wöllen wir, von vnsers obgenanten herrn wegen, vmb üch allzitt gutwillig verdienen."

Die meiste Freude und Belustigung gewährte natürlich die Fastnacht mit ihrer Narrenfreiheit. Diese Freiheit, alle erlaubten tollen Streiche zu begehen und allen Leuten ohne Unterschied die Wahrheit zu sagen [27]), wurde an vielen Orten durch ein Narrengericht gehandhabt, welches sämmtliche in seinem Bereiche das Jahr hindurch erkundschafteten Torheiten, Lächerlichkeiten und dummen Streiche in ein Buch verzeichnete und am Fastnachtstage vor der versammelten Menge öffentlich vorlesen ließ. Hiedurch waren die Narrengerichte oft viel wirksamer, die Leute behutsam zu machen, als alle Ermahnungen von Aeltern und Meistern, von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten.

Die stockachische Narrenzunft zeichnete sich vor andern dadurch aus, daß sie fürstlich gestiftet und gefreit war — durch Herzog Albrecht den Weisen von Oesterreich, aus Erkenntlichkeit für den trefflichen Rath, welchen der Hofnarr Kueni, ein geborner Stockacher, seinem Bruder Leupold 1315 ertheilt hatte.

So berichtet uns Kolb; worin aber jener Rat bestanden, lesen wir bei Tschudi in der Beschreibung der Schlacht am Morgarten. Herzog Leupold hatte mit seinen Kriegsobersten den Plan bestimmt, wie man den Schweizern in's Land fallen wolle. „Nun hatt' er einen kurzwiligen Narren, hieß Kuni von Stocken [28]), der was stäts um ihn und auch darbi, wie der Beschluß geschach; zu dem sprach der Herzog

---

[27]) Bei Erwähnung des Grosselfinger Narrengerichts bemerkt Nikolai (Reisen XII, 11): „Es möchte sehr gut sein, wenn man auch an andern Orten Narren hielte, die wenigstens alle Jahre einmal die Wahrheit sagen dürften. Es gibt freilich noch immer Narren, welche die Wahrheit sagen, ohne es zu dürfen."

[28]) Statt „Kuni" hat Birkens Ehrenspiegel „Jene" gelesen, und Kolb nun aus beidem einen „Hans Kühne" gemacht, während jenes Kuni nur eine Verkleinerung von Konrad ist.

scherzwis: Kuni, wie g'falt dir die Sach? Der Narr gab zu Antwort: Es g'falt mir nit. Ihr hant alle geraten, wie ihr in das Land wöllent kommen; aber keiner hat geraten, wie ihr wider darus wöllent."

Lange Jahrhunderte währte die Stockacher Narrenzunft mit ihrem jährlichen Gerichte in ungestörtem Wesen; auch blühte sie troz des erwähnten Verbotes in den 20 und 30er Jahren wieder neuerdings auf, wie ich denn selber damals matrikelmäßig ihr Mitglied geworden.

Nur eine kräftige, lebensfrische Bevölkerung kann ein Narrengericht ertragen; die kühle, schwächliche, kritisierende Sittlichkeit erblikt darin eine Anstalt des Unfugs und der Rohheit. Allerdings ist es roh und gemein, die Fehltritte und Verirrungen des Nebenmenschen in der Gesellschaft blos zu stellen; ein leiblich und seelisch gesunder Mensch aber findet mit angebornem Takte die Grenzlinie des erlaubten Scherzes, während der schwächliche und sittlich angefäulte die Narrenfreiheit gerade am niedrigsten und boshaftesten zu mißbrauchen pflegt.

Als das Mittelalter mit seinem naiven Lust- und Genußleben verschwunden war und jene Schmachzeit über die Deutschen kam, wo Schwäche und Rohheit die Pole des bürgerlichen Lebens wurden, da verloren die Narrengerichte den alten gesunden Wiz und Humor, und arteten vielfach in gemeine Flegel- und Lästeranstalten aus, welche obrigkeitlich beschränkt werden mußten.

So lese ich denn auch in einem nellenburgischen Archivalverzeichnisse: „Acta de anno 1715, betreffend des Herrn Landrichters Klag wider allhiesiges Narrengericht wegen dessen am Landgerichtsboten verübten Schimpfreden und Thätlichkeiten."

Stockach ist aber nicht blos die Heimat des Gründers seiner Narrenzunft — auch würdige Männer hat es der Welt geschenkt, wie den österreichischen Reichstagsgesandten

von Borie, einen ebenso gelehrten als thätigen und verdienten Staatsmann, dessen Gedächtniß ich gern erneuere.

Borie [29]) wurde 1719 geboren, besuchte zu Wezlar, wo sein Vater inzwischen Kammergerichts-Assessor geworden, das Gymnasium, und zu Marburg und Ingolstadt die Hochschule. Im Jahre 1739 wurde er fürstbischöflicher Regierungsrat zu Wirzburg und wirkte dort besonders für die Aufnahme der Wollen- und Leinenweberei, wie für das Zucht- und Arbeitshaus; fand aber viele Feinde, verließ daher diese undankbare Stellung und gieng nach Wien.

Hier gewann er durch seine Geschäftskenntniß und Thätigkeit die Gunst des Kaisers und wurde zum Reichsreferendär ernannt, worauf ihn auch die Kaiserin zum Mitgliede ihres neuen Staatsrates machte. In dieser Stellung erwarb der unermüdete Mann die genaueste Kenntniß der österreichischen Staatseinrichtungen und Landesangelegenheiten. Hiedurch wurden seine Leistungen immer bedeutender und nach kurzer Zeit schon sahe sich Maria Theresia veranlaßt, ihn mit dem Stephansorden zu belohnen.

Im Jahre 1764 erhielt Borie den höchst ehrenvollen Auftrag eines Botschafters bei der Wahl Josefs II, wozu ihm die geheime Instruktion des Wiener Hofes anvertraut war. Der neue Kaiser aber erwies ihm die Ehre der Beiziehung zu der geheimen Conferenz, welche er für die Beratung und Abhandlung der Reichssachen mit dem Fürsten Colloredo und dem Staatsminister von Pergen wöchentlich abzuhalten pflegte.

Eine solche Auszeichnung mußte wol Neider erweken. Borie konnte in der unmittelbaren Nähe des Kaisers zu einflußreich werden; diese Befürchtung ließ seinen Widersachern keine Ruhe, bis sie ihn vom Hofe entfernt sahen.

---

[29]) Seine Familie schrieb sich ursprünglich Beaurieux und stammte aus dem Lüttichischen.

So wurde er denn 1770 als österreichischer Directorial-Gesandter nach Regensburg versezt, behielt indessen das ungeschmälerte Vertrauen sowol des Kaisers als seiner Mutter, welche ihm schon des folgenden Jahres unter Anderem zuschrieb: „Ich wünschte, daß euere Hieherkunft zu einer Zeit erfolge, wo ihr am längsten bleiben könnt, da ich mit euch sehr Vieles zu sprechen verlange."

In seinem Regensburger Geschäftskreise entwikelte Borie die gewöhnte Thätigkeit und Umsicht; vorzüglich aber beschäftigte ihn das Reichsjustizwesen, zu dessen Verbesserung er eine Reihe von Schriften erscheinen ließ. „Niemand, sagt sein Biograph [30]), dem die neueste Reichstagsgeschichte bekannt ist, wird Bedenken tragen, ihn unter die für Deutschland merkwürdigen Männer unserer Zeit zu zählen."

Aber wie in Wirzburg und Wien, so arbeitete ihm auch zu Regensburg die Mißgunst entgegen, und nach dem Tode der Kaiserin erlosch sein Einfluß bei Hofe mehr und mehr. Doch ungeirrt dadurch blieb er thätig und munter bis in's höchste Alter. Borie verstarb am 29ten März 1793, in der Kirche, vom Schlage getroffen, als kinderloser Witwer und hinterließ seinen Bruders- und Schwestersöhnen ein bedeutendes Vermögen.

Nellenburg.

Die einzige Merkwürdigkeit in der nächsten Umgebung von Stockach ist der Nellenberg, ein Ausläufer der Liptinger Höhe, welcher sich im Angesichte der Stadt noch zu einem bedeutenden Hügel erhebt. Im Norden trägt er Waldung, im Süden dagegen offene Getreidefelder und zwei

---

[30]) In Schlichtegrolls Nekrolog von 1793 (II, 312), nach B's Lebensgeschichte von seinem Neffen E. von Fahnenberg.

Hofgebäude, wovon das obere auf den Trümmern der alten Nellenburg ruht.

Die Nellenburg hat zwar als Veste nie eine Rolle gespielt; das Grafengeschlecht dagegen, welches sich nach ihr benannt, glänzte einst als eines der reichsten und angesehensten in Oberschwaben. Es besaß die Grafschaften des Zürich- und Thurgaues, erfreute sich der entschiedenen Gunst des sächsischen Kaiserhauses, wurde selbst mit demselben verwandt — und höchst wahrscheinlich war Graf Landold, der älteste zäringische Ahnherr unseres badischen Fürstenhauses, ein Bruder des Grafen Eppo von Nellenburg [31]).

Mit diesem Eppo beginnt die bekanntere Geschichte der Nellenburger, wie sie uns von der Feder eines Mönches überliefert worden. Die Klöster waren dadurch dankbar gegen ihre Stifter und Wolthäter, daß sie das Andenken derselben verewigten. Ueberhaupt verstund es die Kirche, wie keine andere Anstalt, ihre Blutzeugen, ihre Helden und Förderer in's Gedächtniß der Nachwelt zu prägen und dadurch eine stete Nacheiferung kirchlicher Tugenden und Verdienste zu erzeugen.

Die lateinische Urschrift der Nellenburger Legende gieng verloren; man besitzt aber noch eine deutsche Bearbeitung derselben vom Anfange des 13ten Jahrhunderts [32]), welche eines der interessantesten Denkmale dieser Gattung ist und einen Auszug hier umso mehr verdient.

---

[31]) Das Nähere hierüber enthält meine Abhandlung: „Die alten Grafenhäuser des Linz- und Hegaues" (in Mone's oberrhein. Zeitschr. I, 66) und meine Schrift: Markgraf Hermann V von Baden, S. 102.

[32]) Sie ist abgedrukt in Mone's bad. Quellensamml. I, 80. Wenn ich das Wort Legende gebrauchte, so soll damit nicht gesagt sein, daß die Erzählung keinen geschichtlichen Werth habe. Sie stützt sich auf eine gleichzeitige vita b. **Eberhardi** und auf die noch vorhandene ebenfalls gleichzeitige relatio **Burcardi** comitis.

Graf Eppo, sagt die Legende, war ein grimmer Löwe, ein Feind der Kirche, ein Wütherich, seine Gemahlin dagegen eine Taube, sanft, mildthätig und gottesfürchtig. Jede Nacht erhob sie sich von der Seite ihres Herrn und las zur Mette in einem Psalter.

Längst darüber erbost, hatte Eppo die Wiederkehrende immer mit Schmähungen empfangen, um sie von einer so thörichten Gewohnheit abzubringen; aber vergeblich. Da ergriff er einst, während sie in festem Schlafe lag, den verhaßten Psalter, gieng damit in die Küche und steckte ihn mitten in die noch glühende Asche des Herdes. Doch siehe da — die Köche fanden das Buch des folgenden Morgens noch völlig unverlezt.

Von diesem Augenblicke an war der grimme Graf wie umgewandelt. Er wetteiferte mit seiner Gemahlin in den Werken der Frömmigkeit, und wurde dafür mit einem gesunden und wolgebildeten Erben belohnt.

Welche Erziehung derselbe erhielt, schließt man leicht aus der Bekehrung seines Vaters, und nachdem dieser frühe gestorben, nahm der junge Eberhard vollends die fromme Richtung der Mutter. Er stiftete mit ihr noch als Knabe das Gotteshaus zu Schwabenheim im Rheingau, wo sie den Schleier nahm und im Rufe der Heiligkeit verstarb.

Eberhard indessen, unter der Vormundschaft seiner Verwandten, genoß des Unterrichtes ritterlicher Zuchtmeister; sein Herz aber hieng an dem Priester Leupold, welcher ihn in den heiligen Schriften unterwies. Und so wurde denn der junge Graf von Nellenburg zu einem besonders frommen und bibelfesten Ritter erzogen.

Als er mannbar geworden, gab man ihm ein Weib, die Tochter „des höchsten Grafenhauses in Deutschland" und in allen Tugenden eine Zierde ihres Geschlechtes. Die Frucht dieser glücklichen, durch keine Mißhellung getrübten Ehe waren sechs Söhne und zwei Töchter — Kinder, wie man

deren „an Gestalt, Kräftigkeit und Schönheit, an edler und züchtiger Geberde, in allem deutschen Lande kaum wieder finden mochte.“ Die Töchter traten in vornehme Verbindungen; von den Söhnen ergriffen zwei den geistlichen Stand, während die übrigen den Ritterdienst erlernten und dem Ruhme des Schwertes folgten [33]).

Graf Eberhard war aber durch seine fromme, halbgelehrte Erziehung und durch sein stilles Familienleben nichts weniger als zum Weichlinge und Pfaffenknechte geworden. Getreulich leistete er dem Reiche die schuldigen Dienste, und muthig machte er die Kriegsfahrten der Kaiser und Könige mit, wobei ihm an Geld und Gut mancher schöne Gewinn zu Theil ward.

Diese Erwerbungen, sein mütterliches Erbe und sein erheiratetes Gut neben der nellenburgischen Stammherrschaft bildeten einen Landbesitz, welcher den Grafen Eberhard zu einem der reichsten Grafen von Schwaben erhob.

---

[33]) Von den geistlichen Söhnen wurde Udo 1066 Erzbischof zu Köln, ein großer, stattlicher, ehrwürdiger Mann von schönem Antlize und beredter Sprache, der mit K. Heinrich IV in das Feld zog und 1078 bei Belagerung der Veste Tübingen fiel; während Eckehard 1073 die Abtswürde von Reichenau erlangte und auf der Gegenpartei des Königs stund, darum auch einige Zeit in dessen Gefangenschaft gehalten wurde, nach erlangter Freiheit sich aber, mit Hilfe seines Bruders Burghard, des Herzogs Bertold von Zäringen und anderer, als ein „mehr zum Schwerte, wie zum Meßbuch“ geschaffener Vorsteher, blutig an seinen Feinden rächte, und 1088 reumüthig verstarb.

Von den weltlichen Söhnen machten Heinrich und Eberhard den Feldzug des Königs gegen die Sachsen mit und fielen 1075 in der Schlacht an der Unstrut; Albrecht aber verstarb daheim als kränklicher Jüngling, so daß Burghard, der jüngste, noch allein vom ganzen Stamme übrig blieb. Aus welchen Häusern die Gemahle der beiden nellenburgischen Töchter waren, habe ich nicht finden können.

Und diesen Reichtum gebrauchte er ganz im Geiste seiner frommen Erziehung. Das alte Familiengut ließ er unangetastet, von dem Erworbenen aber vergabte er mit vollen Händen an die benachbarten Klöster und Armen.

Sein Almosenwesen gieng so in's Große, daß er oftmals vor armen Leuten kaum zu Tische kommen konnte. Beklagte sich dabei Einer und der Andere über unbillige Vertheilung, so sezte er dieselben gerade sich gegenüber und beschämte sie durch Darreichung eines besseren Theiles.

Inzwischen waren von den weltlichen Söhnen Eberhards zwei in der Schlacht an der Unstrut für die Sache König Heinrichs gefallen, und einer im väterlichen Hause gestorben, so daß Burghard, der jüngste, alleiniger Erbe des nellenburgischen Namens verblieb. Da bestimmte der Graf die alte Stammherrschaft für diesen, sein übriges Gut aber weihete er völlig dem Dienste des Herrn.

Es handelte sich um ein frommes Familienwerk, um eine kirchliche Stiftung, wie sie im Geiste jener Zeit lag. Denn damals erbaute sich beinahe jedes bedeutendere Edelgeschlecht ein eigenes Kloster, um darin des Gottesdienstes zu pflegen und eine erbliche Begräbnißstätte zu haben, wo Grabmäler, ewige Lichter und Jahrtage das Gedächtniß der Hingeschiedenen auf die Nachwelt brachten.

In diesem Sinne gründete Graf Eberhard, gemeinschaftlich mit Gemahlin und Sohn, vier Meilen unterhalb Nellenburg, bei der alten Fähre ober dem großen Rheinfalle, das Benediktiner-Stift Allerheiligen, welches der Stadt Schafhausen ihren Ursprung gab.

Wiederholt reiste der Graf in dieser Angelegenheit nach Rom, einmal zu Papst Leo IX, einem Sippen des nellenburgischen Hauses, welcher hierauf nach Deutschland kam und die erste Kapelle zu Allerheiligen weihte; sodann mit seinem Sohne und dessen Geleitschaft zu Papst Alexander II,

welcher die vollendete Stiftung urkundlich bestätigte und in den besondern Schuz des heiligen Stules nahm.

Nachdem dieses geordnet worden, erhob sich Eberhard abermals, mit seiner Gemahlin, seinem Kaplane und einem stattlichen Zuge seiner Dienstmannen, und that eine Wallfahrt nach San Jago di Compostella. Unter steter Andachtsübung vollführten sie diese beschwerliche Reise und kehrten wolbehalten wieder in die Heimat zurük.

Da hatte der Graf einen Traum, worin die Gestalt eines verstorbenen Freundes seine Zweifel über den Wert der ergriffenen Laufbahn mit den Worten verscheuchte: „Dein Gebet, dein Almosen, deine guten Verrichtungen sind Gott allezeit angenehm, also vollführe, was du begonnen. Der Siz, welchen du einst einnehmen wirst, zieret sich mit deinen frommen Werken; und wie du dein leibliches Wesen vollends ertödest, so erwirbt dein Geist das ewige Leben."

Dieser Traum reifte den Entschluß des gottseligen Herrn, dem unstäten Weltleben zu entsagen. Seine Gemahlin aber sprach: „Welchen Weg ihr voran gehet, auf dem folge ich euch getreulich nach."

Also entschlug sich Eberhard der Welt und alles irdischen Gutes, „gieng von der Freiheit in die Gefängniß, machte sich zum Knechte, wo er Herr war, und wurde ein Mönch in dem Kloster, welches er selber gestiftet, in aller Demut seinem Abte gehorsam und unterthan."

Ita indessen führte in einem Hause neben dem Kloster ein stilles Wittwenleben bis zum Tode des Grafen, wo ihr Sohn ein eignes Klösterlein für sie erbaute, in welchem sie sich für immer vergrub.

Burghard aber, da ihm seine Gemahlin keine Kinder gebar, übergab die Stammherrschaft zu Nellenburg seinen Erben — und erneuerte mit dem übrigen Gute nicht allein das Kloster Allerheiligen nach den Anordnungen des berühmten Abtes Wilhelm von Hirschau, sondern stiftete

auch die Zellen zu Wagen= und Grafenhausen. Noch in seinen alten Tagen führte er allen Vorrat an Korn, Wein und Fleisch von seiner Burg gen Schafhausen zum Baue des Münsters, und starb hierauf in Gottseligkeit als lezter Manns=sprosse des Hauses der Grafen von Nellenburg.

Wer erkennt in diesen Geschichten nicht die Allgewalt religiösen Glaubens, nicht die siegreiche Macht der Kirche? Das Laienvolk hatte sich in ein leidenschaftliches, selbstsüch=tiges, zerrissenes, eitles Getriebe verloren. Grund und Boden, die gemeinsame Mutter des gesellschaftlichen Lebens, war der Gewalt und List zur Beute, der „gemeine Mann" in die Leibeigenschaft herabgedrükt, der Arme ehr= und heimat=los geworden — nichts hatte Geltung mehr, als Geburt und Besiz und Gewalt.

Zwischen diesen rohen Schranken aber, was konnte ge=schehen für ein menschlicheres, edleres, höheres Dasein? Die alten Jahrbücher, Geseze und Urkunden verrathen es auf erschrekende Weise, welcher furchtbare Geist der Selbstsucht, Unterdrükung und Ausbeutung seit den Zeiten der Völker=wanderung das abendländische Leben gebrandmarkt.

Da fingen die Anstalten der Kirche in den Bevölkerungen allmälig zu wirken an; da erhoben sich begabte Söhne leib=eigener Aeltern durch geistliche Würden neben die Fürsten und Herren, während zahlreiche Kinder dieser Gewaltigen mit demütiger Selbstverläugnung, unter dem strengsten Ge=horsame — im härenen Gewande, neben Knechten und Mägden die niedrigsten Dienste verrichteten.

Und von dem geraubten, erpreßten, erlisteten oder erb=weise übermäßig angehäuften Besize fiel ein großer Theil in die todte Hand und wurde Gemeingut, nachdem schon tausend und aber tausend bedrängte Familien freier Leute unter dem Krummstabe ihre Rettung gefunden. Es bil=deten sich auf dem Kirchengute große geordnete Land=wirtschaften; der Arme erhielt dadurch wieder eine Hei=

mat, und der eigene Gotteshausmann kam dem freien Unterthanen weltlicher Herren gleich.

Wer die Beschaffenheit der weltlichen Elemente kennt, welche das Abendland aus den merowingischen und karolingischen Zeiten ererbte, der wird im Siege der kirchlichen Anstalten während der folgenden Jahrhunderte die größte Wolthat der europäischen Menschheit erbliken.

Nach dem Erlöschen der Nellenburger fiel ihre Erbschaft an einen Ast der Grafen von Veringen, welche daher auch den nellenburgischen Namen führten. Unter ihnen bildete sich der alte Hegau zur „Landgrafschaft Nellenburg" und das Oertlein Stockach zur Stadt heran. Sie erloschen aber 1422 völlig herabgekommen und verschuldet, worauf die Herren von Thengen in ihr Erbe traten, welches dieselben 1465 an das Haus Oesterreich verkauften.

Hiedurch hörte die Veste Nellenburg auf, der Siz des landgrafschaftlichen Oberamtes zu sein und verlor nun alle Bedeutung, geriet auch während des Schwedenkrieges, wo sie „absonderlich durch die Hohentwielischen eingenommen und übel verderbt worden", fast gänzlich in Abgang.

Nach erfolgtem Frieden wurde zwar das Nöthigste an Gebäulichkeiten wieder hergestellt, selbst der 36 Klafter tiefe Ziehbrunnen, welchen Widerhold hatte verschütten lassen, mit vielen Kosten wieder gereiniget [34]); die spätern Kriege aber zerstörten die Burg abermals, und endlich ließ man

---

[34]) Diese Nachrichten hat das Nellenburger Amts-Urbar von 1668. Nach dem darin enthaltenen Beschriebe des Schlosses bestund dasselbe damals in dem Turme mit einer Bastei, in dem Wohnhaus mit 7 Stuben, 9 Kammern, 2 Küchen, 3 Kellern und einem Kornboden, dem Hofe mit einer Kapelle ad S. Wolfgangum et Sebastianum, und verschiedenen Oekonomie-Gebäuden. Umgeben war es mit einem Küchengärtlein und etlichen Kraut-, Gras- und Baumgärten.

ihre ehrwürdigen Ueberreste, die Zierde der ganzen Landschaft, vollends abtragen [35]), um Steine zu gewinnen!

Das Nellenburgische, welches sich vom Randen, vom Rheine, vom Unter- und Ueberlinger-See bis in's Tuttlinger Donauthal erstrekt, ist größtentheils noch ein ächtes Bauernland. Es zerfällt in die Hegauer Landschaften und in das Madach, welches die nördliche Hälfte des alten Gaugebietes bildete.

Während nun dort, in einem milden Klima, welches Wein und Obst in Fülle erzeugt, meist große Dörfer und Landstädte mit einander wechseln, findet man hier, in abgelegenern und rauheren Gegenden, eine Menge zerstreuter Weiler und Höfe, wie auf dem Schwarzwalde. Auch zeigen die Tracht und Lebensweise der Bewohner noch ziemlich das Gepräge altherkömmlicher Bauerschaften.

Im Madach gibt es noch Hofgüter, welche an Akerfeld 80 bis 110, an Wiesen 30 bis 50 und an Waldung 20 bis 30 Morgen zählen, und wenn am See ebenso große vorkommen, so sind es grund- oder standesherrliche Pachtgüter, während die eigentümlichen dorten höchstens 90 Morgen erreichen.

Der Besizer eines Hofgutes von 150 bis 190 Morgen heißt ein großer, und der von 25 bis 40 ein kleiner Bauer. Wer aber 40 bis 90 Morgen besizt, gilt schon für einen ganzen Bauern, während ohngefähr die Hälfte dieser Morgenzahl einen halben, und 8 bis 10 Morgen einen Viertelsbauern ausmachen.

Von den Taglöhnern, welche um Lohn bei den Bauern arbeiten, besizen die einen gar keine Eigenschaft, die andern dagegen entweder etwas Allmendgut oder sonst einige Morgen Feldes, welches sie neben ihrer Lohnarbeit bebauen und da-

---

[35]) Kolb hat die Notiz, daß bei dieser Abtragung zwei römische Urnen unter den Trümmern der Burg gefunden worden.

durch ein genügliches Auskommen gewinnen, wenn kein allgemeines oder Familien-Unglück diese kleine Oekonomie hemmt oder verkümmert.

Gebaut wird im Madach (neben den allwärts herrschenden Kartoffeln) an Winterfrüchten besonders Korn (Spelz oder Vesen) und Roggen; an Sommerfrüchten aber fast ausschließlich Gerste und Haber. Diese Früchte sezt der Bauer auf den Märkten zu Stockach, Radolfszell, Meßkirch und Ueberlingen ab; während der Fruchthändler die Märkte von Stein, Schafhausen, Zürich, Winterthur und Rorschach benüzt.

Im Wiesenbau ist viel verbessert worden theils durch Entwässerung und Düngung, theils durch Wässerung, wo solche möglich war. Daneben baut man häufig auch Klee und Esparsett, wodurch denn ein entsprechender Viehstand ermöglicht wird. Man hält überwiegend mehr Klauenvieh, und veredelt es häufig durch Schweizer-Raçen.

Wein pflanzte man im Madach ehedem blos zu Eigeldingen, Ach und Nenzingen, und dies Gewächs war sehr gering, seit 20 Jahren aber wurde der Weinbau auch hier erweitert und durch edlere Rebsorten erfreulichst verbessert, und wachsen zu Mersburg, zu Sipplingen, bei Konstanz und zu Maurach die besten Seeweine, so sind die neuen Madacher daneben auch nicht zu verachten.

Owingen.

Von Stockach bis an meinen Bestimmungsort machte ich den Weg in einem offenen Einspänner und konnte nun die Landschaft nach allen Seiten mit Muße betrachten, wobei mir mein Kutscher als Cicerone trefflich diente. Wir fuhren am Achbache hinauf über Malsbüren, wo die Marktstraße

von Pfullendorf nach Ueberlingen in das Thal einmündet, und über Selfingen und Bilafingen nach Owingen führt. Diese ganze Gegend bildet ein wellenförmiges Gelände, worin Waldungen, Wiesen und Getreidefelder auf's Manigfaltigste mit einander abwechseln und ihr das Gepräge eines uralten Anbaues verleihen.

Owingen ist ein großes Doppeldorf von ohngefähr 1360 Einwohnern, welches in heiterer Ausdehnung den Schoos seines Thales ziert. Ich sage „Doppeldorf", weil der obere Theil desselben aus dem Orte Pfaffenhofen besteht, wo sich eine uralte Pfarrkirche befindet, deren Sprengel ehedem nicht nur Owingen mit den andern zwei Thalorten, sondern auch Bambergen und Hochbodman, ja selbst Schwende und Doidersdorf in sich begriff.

In Owingen hatten die Markgrafen von Baden einst eine ihrer ältesten Besizungen — wahrscheinlich ein Stük aus dem zäringischen Erbe. Es war ein Hofgut mit näher und entfernter gelegenen Zubehörten, welche verschiedene Dienstmanns-Familien zu Lehen besaßen. Dieses Hofgut verkaufte aber schon Markgraf Hermann V mit seinem Bruder Friderich 1205 an den Freiherrn von Frikingen zu Gunsten der Abtei Salem, welche in der Folge auch dasjenige an sich brachte, was die markgräflichen Dienstleute im Gebiete des Dorfes besaßen [36].

Ebenso erwarb Salem den übrigen Grundbesiz daselbst, dessen größerer Theil sich als Lehen vom Hause Werdenberg und vom Stifte Reichenau in der Hand benachbarter Edelleute befand. Unter diesen aber besaßen das Meiste die Herren von Bodman — ein altes, wolbekanntes, jezt noch blühendes Schwabengeschlecht.

Dasselbe führt drei grüne Lindenblätter in seinem

---

[36]) Ueber diese geschichtl. Verhältnisse von Owingen handelt die 2te Abtheil. meiner Schrift: Markgr. Hermann V v. B.

Schilde, hat also das allerächteste deutsche Ritterwappen. Denn nicht die Eiche, die von uns so vielbesungene, sondern die Linde war der National- und Lieblingsbaum unserer Altvordern. Jene wurde mehr von den Kelten und nordischen Völkern verehrt, und ihre Bezeichnung als deutscher Baum par excellence kam erst durch die denis'schen und klopstok'schen Bardenlieder auf.

Ich habe schon irgendwo über die altdeutsche Lindenverehrung einige Worte gesagt [37]). Wenn aber hier ein ausführlicherer Versuch folgt, der Linde ihr altes Recht wieder zu gewinnen, so wird man diese paar Seiten wol nicht als interesselos überschlagen.

Die Linde ist ein schöner, mächtiger Baum, welcher nicht waldmäßig, sondern nur einzeln vorkommt, also schon hiedurch die Aufmerksamkeit eher auf sich zieht. Sie wächst aber auch ziemlich schnell in die Höhe und Dike, und wurde daher immer gerne gepflanzt. Unsere Vorältern pflanzten sie überall — vor ihren Höfen, Dörfern und Städten, auf ihren Burg-, Markt- und Begräbnißpläzen, bei ihren Kirchen und Kapellen, auf ihren Gemarkungsscheiden und anderen Stellen, welche sie dem Gedächtnisse der Nachkommenschaft einprägen wollten.

Unter dem breiten, schattigen, heilsam duftenden Laubdache der Linde tummelten sich die Kinder, führte der Jüngling das Mädchen zum Reigen, spilte der fahrende Sänger seine Weisen, erlabte sich der Hausvater im Kreise der Seinen, pflog der Hofmaier, der Dorfschuldheiß, der Gau- oder Landgraf seines Gerichtes. Sub *tilia*, unter der Linde, heißt es überall in den alten Urkunden, Chroniken, Gedichten und Sagen!

Unter einer Linde tödete Sigfrid, der Niebelungen-

---

[37]) Abhandlung über die ältesten zäringisch-badischen Siegel, in den Schriften des bad. Altertumsver. II, 51.

Held, den Drachen; ein Lindenblatt verursachte auf seinem Rüken die verwundbare Stelle, als er sich im Blute des erlegten Thieres wälzte, und unter einer Linde, aus der kühlen Quelle trinkend, wurde er von Hagen ermordet. Unter einer Linde verschlang der Lindwurm des syrischen Rachaol den Lombarden-König Otnit, und unter einer Linde raubte der Zwerg Laurin die schöne Schwester Dietliebs von Steiermark.

So erscheint die Linde, das Symbol des deutschen Weltbaumes, als ein Seitenstük zu Ygdrasil, der nordischen Welt-Esche. „Am Fuße der Linde aber lagert der Winter in Gestalt eines Drachen oder Lindwurmes und hält den Hort der mütterlichen Erde verschlossen“ [38]).

Hatten die Frühlingslüfte den Winter besiegt, so schilderte der Dichter dieses zunächst im Bilde der grünenden Linde. Das Pflanzen des Lindenbaumes enthielt eine Huldigung gegen die Erde, aus deren Mutterschoos das Leben des Jahres mit der Fülle seiner Gaben entspringt; eine Huldigung gegen die Zeit, welche in immer neuer Jugend ihre Geschlechter erzieht und mit dem Andenken der erloschenen nährt. Aus dieser Quelle floß die Vorherrschaft der Linde, ihres Namens und Bildes durch das ganze Mittelalter herab.

So erhielt die Stadt Lindau ihren Namen und ihr Wappenbild von den Linden, welche man in uralter Zeit, da noch ein bloses Frauenkloster auf der Insel bestund, den Nonnen und Pilgern zur Lust um das Münster gepflanzt, daher dasselbe auch nur „zu unserer lieben Frauen unter den Linden“ genannt worden [39]). So besezten die Ulmer, als

---

[38]) Schott, Gesch. des Nibelungenliedes, in der deutsch. Vierteljahrsschr. 1843, II, 236.

[39]) Münster, Cosmograph. S. 786. Das lindauische Stadtwappen ist ein grünender Lindenbaum im silbernen Felde.

König Konrad III nach Besiegung der welfischen Macht die zerstörte Stadt wieder herstellen ließ, ihren Fridhof bei Allerheiligen zur Erinnerung mit Linden, von welchen noch 1538 einige stunden [40].

Lange Zeit wurden die Linden, von welchen herab einst Bruder Bertold dem Volke gepredigет, nach seinem Namen benannt [41]. Unter der Linde zu Altdorf entschied Graf Rudolf von Habsburg einen Streit zweier Familien zu Uri [42]. Unter einer Linde, auf seinem Stule mit vergoldeten Knöpfen, erwartete Graf Simon von Tierstein den Ritter von Ramstein zum Zweikampfe; und als 1476 die schweizerischen Eidgenossen bei Murten gesigt, giengen Eilboten mit Lindenzweigen vom Schlachtfelde nach allen Städten und Ländern des Bundes. In Freiburg aber pflanzte man zum Denkmale des großen Tages auf dem

[40]) Crusius, annal. Suevor. II, 382.

[41]) Der regensburgische Franziskaner-Mönch Bertold Lechs machte sich von 1250 an berühmt durch seine volkstümlichen Predigten, welche er auf seinen Wanderungen in Baiern, Schwaben, Helvetien, Oesterreich, Sachsen, Böhmen und Mähren, unter freiem Himmel, bei ungeheuerem Zulaufe des Volkes hielt.

[42]) Acta sunt haec anno domini MCCLVIII, XIII kal. Juni, *sub tilia* in Altorf. Neug. cod. Alem. II, 224. Dieser Baum war wol derselbe noch, welcher die Tellenlinde ward und bis 1567 stund, wovon das alte Lied: „Zu Altdorf bei der Linden." Rochholz, Lieder-Chron. 277. Das Gerichthalten unter Linden war ehemals ganz gewöhnlich. So das commune placitum in Altavilla ante ecclesiam sub *tilia* (Bodmann, rheing. Alterthüm. II, 662), so das Zentgericht zu Ramstatt bei der Kirche unter der Linde (Wenk, hess. Gesch. I, 82), so das Markgericht zu Bingenheim unter der Linde beim Kirchhofe (Spangenberg, sel. jur. II, 438), so das Dorfgericht zu Kirchzarten unter der Linden auf dem Grünig (Schreiber, Freib. Urk. II, 97), so das Waldgericht bei Murr unter einer Linde (Krusius, Schw. Chron. III, 955) und das neuensteinische Hubgericht zu Oppenau unter der Linden (Mone, Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins III, 485).

Marktplaz eine Linde — mit dem Zweige, sagt die Ueberlieferung, welchen der Siegesbote getragen [43]). Dieser Gedächtnißbaum steht noch, also seit 377 Jahren!

Unter die sanfte, grüne, ästereiche Linde versezten die alten Dichter den süßesten, labendsten Ruheplaz; sie bevölkerten ihre Zweige mit singenden Vögelein, schmükten ihren Rasen mit duftenden Blumen, und vollendeten dieses Bild durch das Plätschern einer Quelle, welche der Schatten des Baumes kühl und frisch bewahrte. So schildert Hartmann von der Aue einen ländlichen Ruheort in folgender Stelle des Jwein [44]):

An dem Hügel stehet die Kapelle;
  Klein an Raum, doch zierlich ausgeschmükt.
Und daneben rinnet eine Quelle,
Wunderbarlich frisch und rein und helle,
  Nie vom heißen Sonnenstrahl gedrükt,
Nie getrübt vom Regen oder Winde.
Denn die beiden schirmet eine Linde,
  Die so mächtig hoch und breit sich dehnt,
Daß man unter ihrem Schattendache,
Wolbeschüzt vor allem Ungemache,
  Sich im Schoße ew'ger Kühle wähnt.

Der kühl und munter sprudelnde Born gepaart mit der laubreichen ihn vor Sonne und Gewitter schirmenden Linde war ein ständiges Bild der mittelalterlichen Dichter, welches bald einfach hingezeichnet, bald malerisch ausgeschmükt in fast allen Aventüren jener Zeit seine Stelle hat [45]). Dieses

---

[43]) Müller, Schweiz. Gesch. IV, 460 und V, 78.

[44]) Herausgegeben von Benecke und Lachmann, S. 30.

[45]) So finde ich's auch in den neulich von Pfeiffer herausgegebenen Gedichten Heinzelins von Konstanz, wo es S. 64 heißt:

Ich horte süzen vogelesanc
in dem garten wunneklich,
uf einer linde lobelich.
Diu stuont ob einem brunnen
und schirmte ihn vor der sunnen etc.

schöne, so gastfreundlich einladende Bild findet man verwirklicht auch heutzutage noch an manchem Orte unseres badischen Heimatlandes [46]).

Ein ähnliches beliebtes Bild pflanzte die schattige Linde vor eine Ritterburg auf den grünen Anger [47]). Denn wo der Dichter einen Burgsitz in aller Vollkommenheit schildern wollte, vergaß er gewiß die Linde nicht, und häufig wurden beide Bilder verbunden, wie in folgenden Versen aus einem alten Landschaftsgemälde [48]):

Ja, was ich noch schöner finde,
Vor der Burg da stehet eine Linde,
Unter der man täglich sieht,
Frau'n und Männer sich vergnügen.
Und fürwahr ich müßte lügen,
Wo man durch die Lande zieht,
Da ist unter allen Linden
Keine wonniger zu finden;
Auch auf keiner also lang
Hört man süßen Vogelsang.
Und ein frischer Bronnen springet
Neben ihr aus grünem Moos,
Und kein Stral der Sonne dringet
Jemals in den kühlen Schoos,
Wo die Lind' mit tausend Aesten
Schatten bringet ihren Gästen.

---

[46]) Wie zu Schluttenbach (bei Ettlingen) mitten im Dorfe.

[47]) So heißt es im Parzival Str. 162, V. 6 und 26 (Maßmanns Ausg.) unter Anderem:

Gurnemanz de Graharz hiez der wirt
uf dirre burg, darzuo er reit.
Davor stuont ein linde breit
uf einem grüenen anger;
ouch gab der linden tolde
ir schaten, als sie solte.

[48]) In Mone's Anzeig. VIII, 488. Leben der hl. Maria Magdalena. Der Dichter (aus dem 13ten Jahrhundert) stellt darin das Ideal einer Ritterburg auf.

Den breiten und schattigen, süßen und kühlen Lindenbaum, das weiche und vollgrüne [49]) Lindenblatt rühmten die größten unserer alten Dichter, wie ein Walter von der Vogelwaide, ein Wolfram von Eschenbach, ein Gottfrid von Straßburg; und die Minnesänger, in deren Liedern der Eiche oder des Eichenlaubes mit keinem Worte gedacht wird, reden von der Linde und ihrem Laube unzähligemal [50]). Ja, übertrug der Deutsche ein wälsches Gedicht in seine Sprache, so genügte ihm der Oelbaum desselben nicht, er mußte daneben auch die Linde sezen [51]).

Nach der Linde benannte man ehedem sogar einen Monat, den Junius, das Lindenblatt aber wurde wegen seiner Herzform und seiner innigen Grüne zum symbolischen Bilde. Es gieng als solches auf Wappen, Gemälde und Spielkarten, wie als vorherrschende Verzierung auf Kleidungen, Waffen, Denkmäler und Gerätschaften über. Es bezeichnete den freien Stand des Grundbesizers mit Akerbau und Viehzucht — die Eichel dagegen bezeichnete den Stand der grundbesizlosen Knechte [52]).

Bis auf uns herab hat im Volke, welches nationale

---

[49]) Das Lindenblatt bezeichnet Gottfrid (S. 118, V. 33) mit einem trefflichen Worte, welches das sanfte und innige Grün desselben einfach ausdrükt:

Ber ieglichem herzen schate
mit dem ingrünen lindenblate.

[50]) Wie eben Wolfram in seinem Wilhelm von Orense (Str. 127 und 128 V. 1): zem *oelboum* und zur *linden.*

[51]) Die Beilage A enthält ein Verzeichniß der betreffenden Stellen aus den Dichtern und Minnesängern, von der Hand des Freundes Groos, welcher in unsern alten Dichtern zu Hause ist, wie wir kaum in den neuern.

[52]) Auf der alten deutschen Spielkarte bedeuteten Roth (oder Herz) den geistlichen, Schellen den adeligen, Grün (oder Lindenlaub) den freien und Eicheln den leibeigenen Stand. Vgl. Breitkopf, Ursprung der Spielkart. S. 34.

Eigentümlichkeiten immer möglichst treu bewahrt, die Liebe zum Lindenbaum und dessen Pflege fort gelebt; wie ja auch das Volkslied noch häufig seiner gedenkt [53]). Aus der Jugend her erinnere ich mich gar mancher stattlichen Linde. Im Schloßhofe meines Geburtsortes breitete eine solche ihre Aeste und Zweige mächtig über die benachbarten Dächer aus; aber sie mußte fallen wie so manche andere — der modernen Nüchternheit zur Beute.

An andern Orten sah' ich Linden mit leichtgezimmerten Tanzböden um ihren Stamm, und wer unser Land bereist, wird noch manches einsame Kirchlein von einer Linde überschattet und beschirmt finden, und manche Berghöhe mit drei, mit sieben, mit neun Linden bekrönt, oder nach solchen benannt, wenn sie selber auch verschwunden sind [54]).

Bei Oberkirch im Renchthale bezeichnet das Rennbäumlein, jezt eine Linde von mehr als 80 Fuß Höhe, wie bei Renchen die Hohe Lind' den Zusammenstoß dreier Gemarkungen, und beide bilden einen Ruhepunkt bei der jährlichen Bannprozession. Zwischen Schuttern und Friesenheim aber heißt eine Linde annoch der Gerichtsbaum, welchen man im Mai festlich besucht und mit Kränzen schmükt. Das Sprichwort behält daher sein Recht: „Es gibt noch immer Schatten unter der Linde."

Und wo keine Linde ersehnten Schatten spendet, gewährt ihn vielleicht ein — grüner Baum! Auf die Wirtsschilde

---

[53]) Ich erinnere nur an das Lied:

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß
steht eine alte Linde
von vielen Aesten kraus und groß;
sie saust im kühligen Winde.

[54]) Noch stehen die 9 Linden auf dem Kaiserstule. Drei aber waren es meistens, wie schon bei Gottfrid v. St. im Tristan:

Da stounden ouch dri linden obe
schone unt ze lobelichem lobe.

natürlich mußte der deutsche Lieblingsbaum doch zunächst auch übergehen; denn die Linde, und nicht die Eiche oder Buche, ist κατ᾽ ἐξοχήν der „grüne Baum.“

Während ich verflossenen Sommers diese kleine Abhandlung entwarf, überraschte mich die schöne Verordnung der baierischen Regierung, „daß noch stehende alte Gerichtslinden sorgfältig erhalten, und wo andere durch Sturm oder Menschenhand abgegangen mit neugepflanzten ersezt werden sollen.“ Heute aber, da ich Obiges in's Reine geschriben, brachte die Landeszeitung zu meinem Bedauern aus Villingen folgenden Nachtrag [55]) ihrer Berichte über das heftige Sturmwetter im verflossenen Herbste:

„Auch die majestätische Linde auf dem Lindenrasen vor dem Bickenthore, deren 400jähriger Bestand urkundlich vorligt, ist nun vollends zu Boden geworfen, nachdem sie schon durch den ähnlichen Sturm vom 15ten August übel zugerichtet worden. Was für Betrachtungen ließen sich an den Fall dieses Baumes knüpfen! Die jezigen Villinger erinnern sich freilich nur der Jugendspiele, welche sie unter ihm getrieben; früher aber war er der Zeuge auch ernster Verhandlungen der Bürgerschaft.“

„Unter der Linde versammelten sich die Armbrustschüzen, deren Schießstätte in der Nähe lag. Das Armbrustschüzenhaus wurde während der Belagerung der Stadt im Jahre 1633 mit Pechkränzen angezündet und verbrannt, damit sich der Feind nicht darein festseze. Die Linde hat also die Armbrustschüzengilde und ihr Schießhaus um Jahrhunderte überlebt. Durch ihren Untergang sind wir nicht allein um einen ehrwürdigen Zeugen so manigfacher Veränderungen ärmer geworden, sondern haben auch den Verlurst eines seltenen Schmukes unserer Stadt zu beklagen.“

Kehren wir aber zu den Herren von Bodman zurük,

---

[55]) Badische Landeszeitung, Jahrgang 1852, Nr. 242.

welche sich freuen mögen, in ihrem Wappenschilde noch die Erinnerung an den uralten National- und Lieblingsbaum der Deutschen zu bewahren.

Thomas Lirer [56]) machte die Ritter von Bodman zu Abkömmlingen eines Grafen von Bregenz; und Pater Buzelin [57]) fand diesen Stammvater in jenem bregenzischen Herrn, welcher um das Jahr 720 Burggraf des Herzogs Warin auf dem Schlosse zu Bodman gewesen. Diese Entdekung war aber nur das Gewand einer Schmeichelei gegen seinen Freund Simon von Bodman, welcher von ihm bis an den Himmel erhoben wurde, weil er, obwol ein Herkules von Gestalt, dem Weltleben entsagt hatte und als Laienbruder zu Weingarten in strengster Selbstdemütigung die niedrigen Dienste eines Knechtes verrichtete.

Der gelehrte Pater, welcher die adeligen Stammtafeln sonst nur aus dem Aermel schüttelte, hatte sich mit der bodmanischen etwas mehr Mühe gegeben und alles benüzt, was das Archiv, die Denkmale und Ueberlieferungen der Familie für seinen Zwek enthalten mochten. Wie es aber seine bequeme Art war, auch die handgreiflichste Erdichtung, wenn sie nur aus recht alten Zeiten stammte, für ächte Münze zu nehmen und damit jede Kritik nieder zu schlagen [58]), so verlor er sich auch hier in's Abgeschmakte und liferte ein Machwerk, dessen ganze erste Hälfte nicht ein wahres Wort

---

[56]) Schwäbische Chronik, ein angeblich schon ums Jahr 1130 verfaßtes, 1486 zu Ulm in den Druk gekommenes Buch voller handgreiflicher Erdichtungen.

[57]) Potamicae illustrissima origine familiae geneseos fragmentum, im Anhange zur *genealogica* Germaniae notitia.

[58]) Maluimus, sagt er, semper sacrae antiquitati deferre, quam novas opiniones adorare. Wie aber sein heiliges Altertum zu verstehen, deutet Folgendes an: Absit ut recens nato, etsi literato, magis credamus, quam Clodulfo duci, *ex antiqua et nobili Trojanorum stirpe se natum* asserenti.

enthält. Dabei nimmt sich's dann lustig genug aus, wie Andere gar ernstlich sich abgemüht, die hochstelzigen Fabeln Lirers und Buzelins mit den urkundlichen Nachrichten in einigen Einklang zu bringen!

Das bodmanische Rittergeschlecht war ursprünglich eine Dienstmanns-Familie des Hochstiftes Konstanz, welche den stiftischen Fronhof zu Bodman als Benefizium erlangt hatte [59]). Und wie die Dienst- und Lehenleute fast überall mit großem Glüke das Besiztum ihrer Herren auszubeuten, sich zu bereichern und in den Rang des Adels zu erheben gewußt, so auch hier.

Die von Bodman erschinen seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts [60]) als ein zahlreiches, weit umher begütertes Edelgeschlecht, welches zu Alten- und Hohenbodman hauste. Sie führten da ein Junkerleben, wie es in Gutem und Schlimmem unter Ihresgleichen gewöhnlich war. Ihre Wirtschaft mochte nicht immer die beste sein; um so empfindlicher stach ihnen die reiche Pfaffheit des Landes in die Augen, und häufig, bald hier, bald dort, kam es mit derselben zu Mißständen, Reibereien und Händeln.

So hatte Ritter Ulrich „vom Teufel verleitet" die Mönche zu Salem lange Zeit dermaßen bedrängt und geschädiget, daß sie endlich den geistlichen Bann über ihn

---

[59]) Curtis in Podoma, cum ecclesia, bereits 1155 in stiftischem Besiz. Neug. cod. Alem. II, 88. Nun war derjenige Hof, wozu die Kirche gehörte, gewöhnlich auch der hauptsächlichste Theil eines Ortes. Rudolfus miles de Bodeme bekennt noch 1270 urkundlich, daß er von seinem Eigentume nichts veräußern dürfe ohne Verwilligung des Bischofs von Konstanz, dessen ministerialis er sei. Vergl. Mone, oberrhein. Zeitschr. III, 83.

[60]) Die ersten urkundlich bekannten sind Vdalricus et Conradus (der schon 1171 genannt wird) de Bodemin, welche im Jahre 1217 für ihren sel. Bruder Burghard eine Gottesgabe nach Salem vermachten.

brachten [61]). Da ward alle Sonn- und Feiertage die Bannbulle öffentlich auf allen Kanzeln des Kirchensprengels verlesen und Jedermann höchlich ermahnt, den Gebannten und seine Anhänger weder zu azen, noch zu hausen und hofen, und wo solches geschah', da durfte in der ganzen Pfarrei keine Gloke geläutet, kein Kind getauft und kein Sterbender versehen werden!

Hiedurch wurde der wilde Ritter kirre gemacht (ad cor suum rediit, wie die Urkunde sagt) und erlegte gerne oder ungerne die Summe, welche das Stift als Entschädigung von ihm gefordert. Auch stund er von dieser Zeit an in gutem Vernehmen mit den Salmannsweilern, welches sein Erbe Rudolf klüglich fortgesezt zu haben scheint.

Ritter Rudolf und seine Wirtin Udelhild sahen einen Kranz von sechs jungen Reken [62]) um sich aufwachsen — ein schöner, aber theuerer Aelternstolz! Es hatte zur Folge, daß die gelbedürftige Familie 1270 ihr ganzes Eigen- und Lehenbesiztum zu Owingen und Pfaffenhofen um 270 Mark Silbers an das Stift erlassen mußte [63]). Das war also gemeint, wenn es später hieß, „die beiden Dörfer hätten einst zum Schlosse Bodman gehört, seien aber davon an das Gotteshaus Salem vergeben worden."

Die Streke von Owingen bis nach Salem ist noch ein dritthalbstündiger angenehmer Weg durch fruchtbare Gemarkungen. Rechts hat man das zahme Hügelgelände, über

---

[61]) Urkunde des Bischof zu Konstanz, actum a. d. MCCLVI, VII id. Aprilis. Sie beginnt: Mota quaestione super dampnis, iniuriis et persecutionibus quasi infinitis, quas Ulricus miles de Bodemin monasterio de Salem, *antiqui hostis persuasione*, noscitur intullisse etc.

[62]) Sie hießen Ulricus, Conradus, Martinus, Ulricus, Rudolfus et Waltherus.

[63]) Urkunde Rudolfs und der Seinigen, actum in Constantia, a. d. MCCLXX, in die beati Mathie apost.

dessen Ausläufer die Straße größtentheils hinzieht; links dagegen die heitere Aussicht in das Achthal, wo sich zunächst der Ort Hohenbodman mit seinem alten gewaltigen Burgturme am äußersten Rande einer schroff abfallenden Hochebene gar eigentümlich dargestellt.

Das folgende Dorf Lippertsreute ligt noch zwischen den Hügeln, bei dem benachbarten Orte Rikenbach aber tritt die Straße aus denselben hervor und eröffnet dem Wanderer ein überraschendes Schauspiel. Mit freudigem Erstaunen erblikt er von hier an die heitere Fläche des großen Achthales mit Frikingen und Weildorf, die herrlichen Höhen des Heiligenberges mit ihrem stolzen Schlosse, und endlich das stattliche Klostergebäude von Salem.

Die Ach, welche als Hauptfluß diese ganze Gegend durchströmt, entspringt bei Alberweiler hinter Herdwangen, und bildet ein großes Ried bis an den Weiler Ach, wo sie ihren Lauf plözlich nach Süden wendet, zuerst das alte Pfarrdorf Linz bespült, sodann bei Schönach einige Nebenwasser aufnimmt, sofort in starken Krümmungen ein einsames bei Hohenbodman zur malerischen Schlucht verengtes Thal belebt, und hierauf die breite Thalebene betritt. Von hier an zieht sich dieselbe rechts am Gebirgssaume hin, fließt durch den Hofraum von Salem, vereinigt sich bei Buggensegel mit der Beuerner Ach, gewinnt bei Schigendorf eine westliche Richtung und fällt zwischen Seefelden und Unter-Uldingen in den Ueberlinger See.

Diese Ach ist unter ihren benachbarten fünf Schwestern der Länge des Laufes nach das bedeutendste Wasser. Sie hat meistens einen sanften Fall, und wird bei starken Regengüssen für die benachbarten Felder und Wiesen nur dann gefährlich, wenn ihr Bette durch Sand und Schlamm zu sehr verschwemmt oder durch Gesträuch verwachsen ist.

Als ich in Salem endlich anlangte, warf die Sonne ihr leztes Licht auf die Gegend; die Klostergebäude lagen in

dämmerigem Schatten, während der Heiligenberg noch golden zu ihnen herüber glänzte. Unter dem angenehmen Eindruke dieses Gemäldes trat ich in das Posthaus, wo sich bald eine kleine freundliche Gesellschaft zusammen fand, bei welcher sich der hungernde und dürstende Ankömmling mit einer Flasche Seeweines und einem halben Felchen in aller Behaglichkeit wieder erfrischte.

Wie nun mein Salemer Aufenthalt solchermaßen erfreulich eingeleitet worden, so gestaltete er sich auch immer angenehmer, und ich muß gestehen, daß mir die wechselnden Genüsse der Gesellschaft und der schönen Natur meine trokene, staubige Arbeit im Archive und mancherlei heimlichen Kummer der Seele reichlich aufgewogen.

Salem.

Nach drei Stunden angestrengter Arbeit sezte ich mich an einen der Tische, worauf das Ergebniß derselben angehäuft lag. Ich wollte ausruhen, aber die Neugier verleitete mich, das Zunächstliegende von Stük zu Stük genauer zu durchgehen. Es waren sehr alte Urkunden mit schönen Sigeln, sehr alte Zinsbücher in dike Holzdekel gebunden, und einige asketische Schriften aus dem 14ten und folgenden Jahrhundert. Ich musterte alles dies mit demjenigen Vergnügen, welches dem Altertumsforscher in seiner staubigen, oft so kleinlichen Arbeit jene zähe Ausdauer verleiht.

Ein Bücherdekel zeigte mir auf seiner innern Seite das Bruchstük einer deutschen Predigt aus den Tagen des Bruders Bertold. Mein Auge folgte begierigst den halb erloschenen Zügen. Diese Pergamentschrift handelte vom Seelenfriden, und da, wo eine Stelle sagte, daß man ihn niemals erlange im Taumel des Weltgetribes, hatte die

Hand eines Mönches auf den Rand die Worte gesezt: **Et hosce intra muros nunquam!**

„Auch inner diesen Mauern nicht.“ Ich blikte unwillkürlich an die Wände des Archivgewölbes, an die Schränke der Urkunden. Nichts regte sich da, die Ruhe des Grabes herrschte um mich her — aber das Herz war getroffen. „Auch inner diesen Mauern nicht“ wiederholte die innere Stimme, und niedergeschlagen legte ich das Haupt in die bestaubte Rechte.

Das Menschenleben stund mir vor der Seele, das Menschenleben mit seinem Streben und Ringen, seinen Sünden und Schmerzen! Aus einer tiefen Wehmut, worein meine Betrachtungen sich aufgelöst, erhob ich endlich den trüben Blik, und siehe da, er fiel auf den prangenden Rosenflor am Gitterfenster des Archives — auf das heitere Gegenstük zu der grauen, todten Urkundenwelt. Es zog mich in's Freie. Ich trat aus dem stillen, leeren Klostergebäude in den blühenden Garten, unter das unumwölkte Blau des Himmels. Ich bestieg die benachbarte Anhöhe. Das Herz fühlte sich versöhnt und das Auge schwelgte im Genusse der weiten, herrlichen Aussicht.

Die Gegend von Salem gehört zu den schönsten und fruchtbarsten unseres Landes. Sie ist geschmükt mit Wiesen, Kornfeldern, Weingärten und Waldungen, deren üppige Fülle das Auge entzükt, mit Dörfern, Weilern und Höfen, deren Größe und Sauberkeit den Wolstand ihrer Bewohner verkünden. Sie hat Parthien, welche ein Schmuk jeder Landschaft wären, und Punkte, wo man der großartigsten oder lieblichsten Fernsicht genießt. So das hohe Bodman mit seinem Turme, so der Heiligenberg mit seinem stolzen Schloßgebäude, so der Gerenberg mit seinem weithin schauenden Haupte [64]).

---

[64]) Hohenbodmann ligt 2249, das Schloß Heiligenberg

Wahrhaft, wenn das breite Achthal, dann die zahme Gebirgsreihe gegen den See hin, hierauf der Seespiegel selbst, jenseits sofort die waldigen Thurgauer und Allgauer Berge, endlich die ungeheure Wand der Tyroler und Schweizer Alpen dem Blike sich darstellen, wahrhaft — das ist ein Anblik ergreifender Größe und Schönheit!

Ich genoß all' das Anmutige und Herrliche, in Gesellschaft munterer Freunde, mit voller Seele. Es war der heiterste Sonntag Morgen. Die Düfte des Thales, die Lüfte der Höhen, das lichte Blau des Himmels und der lachende Segen der Landschaft, der Gesang der Lerchen und das Geläute der Dorfkirchen — alles stimmte zusammen, um ein empfängliches Herz beseligend zu erheben.

Ich stund auf der Terrasse des Schloßgartens von Heiligenberg; mein Blik schweifte hinaus über das zauberische Panorama, er mochte glänzen wie im seligsten Genusse. Aber, was ist es doch mit uns Sterblichen — die innere Stimme sprach: „Auch in diesem Paradiese nicht."

Ich kehrte zurük in meine stillen Klostermauern. Die emsig fortgesezte Arbeit sollte zerstreuen, beruhigen. Ich begann, die erhobenen Urkunden zu sondern. Da begegneten mir wolbekannte Namen — Grafen von Urach, von Fürstenberg und von Eberstein, Fürsten von Baden und von der Pfalz, Bischöfe von Konstanz, Aebte von Reichenau, von Bebenhausen und Herrenalb. Auf den braunen, rothen und grünen Sigeln sah ich sie dargestellt in dem einfachen, kräftigen Style, welcher den Geist ihrer Zeiten ausdrükt. Frisch und lebhaft stund das starke, volle, reiche Gepräge des Mittelalters vor meiner Seele.

2409, die benachbarte Amalienhöhe 2627 und das Signal des Gerenberges (bei Markdorf) 2355 Fuß über der Meeresfläche, während das Bodensee-Ufer am Ausflusse der von ihm herabfallenden Lipbach 1022 Fuß niedriger gelegen ist.

Es war ein Mann-Jüngling dieses Mittelalter, voll Kraft, Gemüt und Leidenschaft. Tapfer, entschlossen, begierlich, gewaltthätig; dann wieder schwärmerisch, fromm und demüthig, — so bewegte er sich zwischen Verirrungen der Faust und des Herzens, zwischen stillen Tugenden, gottseligen Werken und edlen Großthaten.

Wollt ihr ihn darum tadeln, daß er kühnen Schwunges die Fesseln brach, womit ein steifes Sittengesez das ewige Recht der Herzen umschloß? Darum tadeln, daß er den eisernen Handschuh hinwarf, wo sein Stolz, seine Ehre verlezt war? Daß er der Welt entfloh, wenn sie ihn lange genug getäuscht? Daß er sein vergängliches Gut hingab, um die ewige Gnade zu erlangen; daß er Kirchen und Klöster stiftete, um der Frömmigkeit, der Kunst und Wissenschaft sichere Zufluchtsorte zu gewähren? Das Zeitalter der Drukerpresse, des Dampfschiffes und der Eisenbahnen ist groß und mächtig; aber ihm gerade stünde es um so übler an, gegen ein früheres ungerecht zu sein.

Unter meinen Archivalien befand sich eine alte Schrift über die Stiftung und erste Aufnahme der Abtei Salem. Sie führt noch ganz die einfache, körnige Sprache der älteren Chroniken, und mag hier in deutscher Uebertragung ihren geeigneten Plaz finden.

„Um das Jahr 1137 begann der Freiherr Guntram von Adelsreute das Gotteshaus Salmannsweiler zu errichten. Der fromme Bruder Frowin, welcher den heiligen Bernhard als Dolmetscher durch Deutschland begleitet, führte aus dem Kloster Lüzel die ersten Mönche dahin. Papst Innozenz und Kaiser Konrad erhoben die neue geistliche Pflanzung in ihren unmittelbaren Schuz. Hierauf wuchs dieselbe freudig empor, sowol durch den gottergebenen Fleiß ihrer Söhne, als durch die fromme Freigebigkeit der benachbarten Fürsten und Herren. Abt Eberhard aber aus dem Hause der Grafen von Rordorf, ein Mann von einflußreichem

Ansehen, voll heiligen Wandels und wunderthätiger Wirksamkeit, erwarb ihr die ersten Zierden des Ruhmes bei der Mit- und Nachwelt."

„Ein Jahrzehent nach dem Hingange dieses trefflichen Vorstehers[65]) erfolgte die eiserne, blutige Zeit des großen Zwischenreiches und stürzte das Stift in Schulden und Armut. Doch sandte ihm der Herr bald einen Retter in Abt Ulrich I, aus dem biberachischen Geschlechte der Gräter, welcher während seiner kurzen Verwaltung nicht allein die Schulden der vorigen Verwaltung völlig tilgte, sondern auch durch Käufe und Schenkungen das stiftische Besiztum mit neuen Gütern vermehrte."

„Sein gleichnamiger Nachfolger war als eine Waise aus dem Orte Selfingen nach Salem gekommen und hatte sich durch seine Tugenden bei Gott und Menschen beliebt gemacht. Als ihm deswegen die äbtliche Würde übertragen wurde, rechtfertigte Ulrich II diese Wahl aufs Glänzendste. Er förderte das religiöse Leben seiner Brüder durch strenge Handhabung der Regelzucht, vermehrte den Bücherschaz des Stiftes sehr ansehlich und begann den Bau neuer Klostergebäude, namentlich jenen des Münsters aus behauenen Steinen, welchen hernach Abt Peter zur Zeit der Konstanzer Kirchenversammlung vollendete."

Mit kluger Schonung wird der unmittelbare Nachfolger Ulrichs hier übergangen — jener hochfahrende, eitle, verschwenderische Konrad von Enslingen, welcher nach einer 26jährigen Ausbeutung des Stiftes in der Bischofswürde von Gurk endlich eine Befriedigung seines Ehrgeizes fand.

---

[65]) Er verwaltete das Stift ein volles Halbjahrhundert hindurch (von 1191 bis 1241). Während dieser Zeit machte Salem seine meisten Erwerbungen. Ausführlich hierüber handelt mein Aufsaz: „Der älteste Güterbesiz des ehemal. Reichsstiftes Salem" in der Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins I, 315 und II, 74.

Auch er baute Vieles, aber nicht zu Salem, sondern in den stiftischen Häusern zu Mülheim, Stockach, Konstanz und Schaffhausen, um daselbst mit seinen Sippen und Rittern desto glänzender leben zu können.

Und wie seine geistlichen Vettern auf Kosten des Stiftes bequeme Domherrnstellen erlangten, so erschöpfte er vollends das Vermögen desselben durch die Summen, welche für seine Bischofsmüze nach Avignon wanderten. Bedauerlich treffend bezeichnet die Verwaltung dieses Prälaten den verdorbenen, selbstsüchtigen, gewissenlosen, alle Sittlichkeit untergrabenden Geist, welcher zwischen 1305 und 1378 die abendländische Kirche verwirrt und geschändet.

„Abt Peter, fährt unsere Schrift weiter, der 15te Vorsteher zu Salmannsweiler, aus dem Geschlechte der Ochser zu Ravensburg, folgte 1417 auf fünf Prälaten seit Ulrich II. Während dieses Zeitraumes hatte das Stift wegen der standhaften Treue, womit es bei der Sache des heiligen Stules verharrte, durch den Anhang König Ludwigs harte Bedrükungen erdulden müssen und viele seiner Güter und Einkünfte eingebüßt."

„Peter I war vom Kapitel einstimmig erkoren. Durch das Verdienst seiner Tugenden, durch den Fleiß und die Treue seiner Verwaltung heilte er die Wunden, welche der Abtei unter einigen seiner Vorweser geschlagen worden, und förderte dessen Ruhm und Wolstand, als seinen eigenen. Hochgepriesen von seiner Mitwelt und ein ehrwürdiges Beispiel für die Nachkommenschaft, verstarb er im 24ten Jahr' seiner Würde, am 19ten Mai 1441."

Hier endigte die Schrift, und auch der bessere Ruhm des reichen Stiftes scheint mit den Zeiten Abt Peters geendet zu haben. Denn obwol es sich in der Folge durch bruderschaftliche Verbindungen, durch den altgläubigen Eifer etlicher Vorsteher und die Gelehrsamkeit einiger Mönche noch bemerklich machte, so nahm es im Ganzen doch den

gewöhnlichen Gang der damaligen Klöster. Der Bauernkrieg und die Kirchentrennung erzeugten schmerzliche Verwirrungen, der 30jährige Krieg aber stürzte die stiftische Oekonomie in tiefen Zerfall.

Ueber die Leiden Salems während desselben theile ich aus dem Tagebuche des Paters Bürster [66]), eines Augenzeugen, die das Kloster zunächst betreffenden Stellen hier auszugsweise mit. Sie liefern im Kleinen ein Bild von dem großen Kriege, welcher dem deutschen National-Reiche den ersten Herzstoß gegeben.

„Im Jahr 1632 hat der Schwed', von dem man schon lang gesagt, angefangen sich herbei zu machen. So ist nun den 7ten Jänner der von Ossa, weit berühmt, weil er allen Ständen große Possen gethan, mit 2 Compagnien hier in Salem übernacht gewesen und fürder nach Ravensburg marschiert. Nachher aber seind wieder andere von den Ossaischen bei uns ankommen, welche nachgeholt, was die ersteren versäumt, und die Kreuzwoche mit den armen Leuten gespielt, daß Gott erbarm."

„Den 26ten April gieng der Bock für uns an, da die Schwedischen von Ravensburg aus abgefertigt worden, das Kloster in die Asche zu legen. Wie sie angekommen, haben sie noch acht Geistliche ertappt und gefänglich mit sich geführt und so lang' behalten, bis man ihnen eine Brandschatzung von 6000 Thalern erlegt, was sogleich des andern Morgens geschehen."

„Den 1ten September, wo man eine Gefahr am wenigsten

---

[66]) Pater Sebastian B. war Pfistermeister zu Salem. Sein Tagebuch ist eine um so wichtigere Quelle für die Geschichte des 30jährigen Krieges, als sich dasselbe nicht auf die Oertlichkeit des Klosters beschränkt, sondern mit viel charakteristischem Detail auch über Weiteres und Allgemeineres verbreitet. Es wird im 3ten Bande der badischen Quellensammlung abgedrukt erscheinen.

erwartet, seind wir um Mittag von den Schwedischen umringt worden. Da waren wir Alle mit unseren Bündelein beim kleinen Thürlein beisammen und hatten nichts anderes als memoriam mortis vor Augen, wie dann viel' schon angefangen, einander zu beichten. Es ist aber damit abgeloffen, daß sie den Pater Großkeller in Arrest genommen, den wir hernach mit 300 Thalern wieder redimiert."

„Den 7ten August 1633 haben uns 150 schwedische Reiter abermalen umringt, die dem Kloster zulieb zwei Tage und Nächte geritten. Es ist ihnen auch der Anschlag wol gerathen, dann wir denselben Abend wegen der Sichelhenke bis spät gearbeitet. Sie seind mit blosen Degen und aufgezogenen Hahnen gleich dem Marstall zu, haben drei Personen beschädigt, 30 Pferd genommen, und hernach auch die Mastochsen wollen. Da wurde aber Sturm geschlagen, das Volk aus den Dörfern versammelt und mit etlichen Soldaten aus Ueberlingen ihnen bis Pfullendorf nachgesezt."

„Den 4ten September, nachdem Feldmarschall Horn und Herzog Bernhard mit 25 Regimentern zu Pfullendorf angelangt, seind bei 100 Schwedische in's Kloster gekommen, haben die Burs und Apotheke verderbt und große Beute gemacht. Ettliche Tage hernach ist die Stadt Konstanz zu belagern angefangen worden" [67]).

„Den 30ten September aber seind der Altringer und Feria mit ihrer Armade dieser Orten angekommen, als wollten sie Konstanz entsezen, in allem auf die 100,000 Mann und haben nur in unserm Kloster allein über 4000 Reiter logiert. In den Dörfern und Flecken ist alles voll gelegen; hab' gemeint, sie kröchen wie die Maienkäfer aus der Erden hervor."

---

[67]) Diese Belagerung durch den Marschall Horn begann am 7ten September und währte bis zum 5ten Oktober (1633). Wir werden später noch von ihr zu sprechen kommen.

„Ach, lieber Gott, was wunderschön und wohl geputztes Volk, zu wie großem Nutzen, wann kein Betrug dabei gewesen! Sie hätten die Schwedischen alle auf dem Kraut können fressen; aber das Zuschlagen war ihnen vom Wallenstein verboten [68]), wie mir der Rittmeister Gollinitsch und Andere gesagt. Es gehe nit recht her, es werde unter dem Hütlein gespielt; sie hätten sich schon oft schlagen können, aber man wolle nicht, und was vorgehe, sei alles nur eitle Spiegelfechterei."

„Ach, was Jammer und Not, Verheeren und Verderben ist im Kloster, wie aller Orten gewesen! Aus der Pfisterei, aus der Kuchel, aus allen Kellern geschah ein solches Austragen, das alles frühere nichts dagegen gewesen. Den Wein hat man in allerlei Geschirr, in Kübeln und Gelten, Häfen und Pfannen, in Stiefeln und Hüten, und salvo honore — in Nachtkacheln davon getragen."

„Die lieben Früchte aber hat man nur mit Stöcken ein wenig abgeklopft und das übrige den Pferden unterstreut oder damit angefeuert und gekocht. Das Kloster hat aller Orten ausgesehen wie eine Kloake, wie ein Schindplatz, und so arg gestunken, daß man schier nit mehr darin wohnen können. Und war doch alles dies ein Kinderwerk gegen das, was später geschah."

„Nachdem der Marschall Horn mit Spott und Schand von Konstanz hat abziehen müssen, hat der Feind (unter dem Schafolizki) vom 28ten Jänner bis zum 24ten März 1634 das Kloster Salem geplündert und den Raub nacher Pfullendorf, Mengen, Riedlingen und Saulgau führen lassen. Alles, was nur an Korn, Früchten und Wein, an Kisten und Kästen, an Werkzeug, an Schlössern, an Eisen, Messing, Kupfer, Blei und Zinn vorhanden, ja Alles, was nur einen

---

68) Man vergleiche hiemit die Stelle bei Barthold, Gesch. des groß. deutschen Krieges I, 103.

Kreuzer werth gewesen, wurde so sauber ausgeraumt, daß weder Mäuse noch Katzen mehr Etwas gefunden."

„Den 1ten August ist der Schafolizki abermalen in unser Kloster gekommen, gegen 300 Mann stark, hat die Kirche angefangen zu plündern, alle Leuchter, Epitaphien, Weihkessel, und besonders zwei große vor dem Hochaltar gelegene messingene Platten der beiden Stifter (des Herrn von Adelsreute und des Erzbischofs von Salzburg) aufgehoben, die Dächer aufgerissen, alle Rinnen, Altanen und anderes Metall abgebrochen und nacher Buchhorn, Markdorf, Ravensburg und anderwärts verbringen lassen. Dazu hat er gedroht, in wenig Tagen wieder zu kommen und das Kloster gar zu verbrennen, wenn man inzwischen nicht mit 2000 Thalern erscheine und einen Accord treffe — ist aber, gottlob, in der Nördlinger Schlacht gefangen worden."

„Aber siehe zu — da wir vor den Schwedischen ein wenig Ruhe bekommen, plagten uns die Kaiserlichen, als ob wir unaufhörlich müßten geplagt werden. O Germania, Germania! O Reich, wie bist du worden so ungleich und so arm, daß Gott erbarm."

„Den 9ten Jänner 1636, wie das chronische Regiment unter dem Obristen Schlick hier herum gelegen, ist der Hauptmann Paul, weil wir nichts mehr contribuiren konnten, vor das Kloster gezogen und hat herein begehrt, worauf ihm aber geantwortet worden: man lasse Niemanden herein. Denn wir waren noch wol bewehrt und haben diese 200 Kaiserlichen nit gefürchtet, weshalb selbige das Kloster bis auf den dunklen Abend bloquiert gehalten und des andern Tages uns das Bronnenwasser und im Krautgarten viel Rüben und den Kabis genommen. Um nun den übrigen Theil des Krautes den hungrigen Soldaten aus den Zähnen zu reißen, machten wir am 11ten darauf mit 30 bis 40 Musketierern zweimal einen Ausfall und brachten dasselbe glüklich herein."

„Montags den 14ten seind sie wieder und stärker, als zuvor, mit fliegenden Fahnen und Trommelstreich vor das Kloster gekommen und haben uns mit Ueberfall und Einnahme heftig gedroht; es ist aber niemand eingelassen worden, als der Oberstlieutenant mit dem Hauptmann Paul und einem Andern, um die Messe zu hören. Indessen hat man einen leidlichen Accord getroffen, welcher der hungrigen und räuberischen Soldatesca gar nit gefallen, da sie auf einen Ueberfall so begierig und erpicht gewesen, wie eine Katz' auf eine Maus."

„Nicht lange hernach, als diese Mannschaft abgezogen, erschien der vitztumische Hauptmann Mandant mit 70 Mann unter dem Vorwand, er komme von Hohentwiel und habe Befehl, den Rest der versprochenen Contribution einzuziehen; man solle öffnen und für die Nacht das Quartier geben. Als ihm's aber abgeschlagen worden, kam er andern Tages wieder mit einem Patent des Vitztum, das er vielleicht selber gemacht, und gab anfangs viel schöne Wort', wie man ihm aber bedeutete, wir müßten sein Verlangen zuvor an unsern gnädigen Herrn zu Konstanz berichten, da hat er geschworen, er wolle heut' Nacht im Kloster sein, so wahr das Venerabile auf dem Altar stehe."

„Darnach hat er den Musketirern ein Zeichen gegeben, das Thor einzuhauen, welche dann das äußere Gatter eröffnet, die innere Porte angelaufen und Feuer gegeben. Hierauf aber haben die Unsrigen etliche Stein fallen lassen, wovon einer dem Hauptmann so an den Hals geflogen, daß er von uns abließ, was den Vitztum übel in die Nase gestochen, daher wir ganz sicherlich einen dritten Ueberfall zu erwarten hatten."

„Auf den 2ten März des Abends kamen auch etliche Reiter, umritten das Kloster die ganze kalte Nacht hindurch, nachdem sie einen verspäteten Karrer beraubt, erschreklich gepeinigt und umgebracht. Des Morgens aber erschien der

Commissarius Händel mit 450 Soldaten und begehrte den Rest der Contribution oder 40 Fuder Wein. Während aber unser gnädiger Herr bei dem einen Thor mit ihm accordierte, begannen seine Leute bei dem andern einzuhauen. Als der Commissär hierauf eingelassen worden, ist er spornstreichs mit bloßem Degen durchs Kloster gesprungen, hat Etliche verwundet und gleich alle Kisten und Kästen visitiert; doch aber, nach erfundener Unmöglichkeit, mehr zu gewinnen, den Accord auf 15 Fuder Weines eingegangen, worauf die Soldaten wieder in ihre Quartiere abgezogen."

„Dieweil nun das kaiserliche Volk also ausgelassen war, und die Leute nicht mehr in ihren Dörfern wohnen konnten, sind die aus Mimmenhausen, Neufrach, Weildorf und Tüfingen alle in das Kloster geflohen mit Weib und Kind, Hab und Gut, daß die Sendhöfe, das Spital, die Gerichtsstube, das Frauen-, Metzig- und Wagnerhaus, die Scheuern, Schöpf' und Ställ' krachens voll gelegen — durch den ganzen grimmig kalten Winter und den nächsten Sommer hindurch. Dabei haben sie so unaussprechlich großen Hunger erlitten, daß ich ihnen nit allein von Eicheln, Linsen, gedörrten Rüben und Baumrinde habe müssen Brot malen lassen, sondern daß sie auch Hund', Katzen und abgestandenes Vieh gekocht und gegessen."

„Davon haben sie dann allerlei Schäden und Süchten an sich bekommen, seind übergällisch, rüzig und schäbig geworden oder so ausgedürrt, als immer möglich. Erst wie die Nesseln und das Gras hervorgekommen, haben sie ein wenig Erquikung davon erlangt; denn wir konnten ihnen nit helfen, so gerne wir gewollt, da es bei uns selbsten gar kleine Bißlein abgegeben."

„Den 30ten September ist der Händel mit etlichen Reitern wieder nach Salem kommen und hat 120 Fuder Weins verlangt; als er aber unsere Unvermöglichkeit selbst gesehen, sich durch langes Bitten mit 70 benügen lassen,

welche nachher bei dem Viztum noch weiters bis auf 15 herunter abgebeten worden."

„Den 30sten Jänner 1637 ist uns eine wolgestellte Salva quardia des römischen Königs durch unsern gnädigen Herrn von Regensburg aus zugekommen; aber vergeblich. Denn als man am Sonntag Morgen darauf einen Quartiermeister in's Kloster eingelassen, kamen Etliche für's Thor und fragten, ob nit ein Quartiermeister vorhanden, sie hätten ihm Etwas anzubringen; worauf der Thorhüter das kleine Thürlein am großen Gatter aufgethan, um einen einzulassen. Es waren aber ihrer mehrere hart an der Mauer gestanden, diese drangen herzu, schlugen den Hüter über sich und drangen also mit List und Gewalt herein."

„Sie waren von dem Ossa allher verordnet, und hielten auf die Salva quardia nit einen Pfifferling. Es seind ihrer wol 300 sammt dem Stab unter dem Obristlieutenant Stoß gewesen, haben uns recht gedrukt und monatlich 2000 Gulden begehrt. Was man ihnen hier nit geben können, als Geflügel, Zucker, Pomeranzen, Zitronen und dergleichen, ließen sie auf unsere Kosten von Konstanz und Ueberlingen herbeiholen."

„Ossa, Ossa, wie machtest du es uns so grob, und du Viztum [79]), seine Kreatur (als sein Tochtermann), du weißst nichts darum und gibst die Schuld dem Händel. Aber unter dem Hütlein war's gespielt, wenn man das Ding recht merken will."

„Da wir mit Geld noch nicht versehen, trieben sie uns Ochsen und Kühe aus und verkauften's, worauf wir gesagt: weil sie uns der Lebensmittel beraubten, müßten wir das Kloster verlassen und geeigneten Ortes darüber Klage er-

---

[79]) Diese beiden Herren, Landsleute aus Sachsen, werden wir unten, bei einem Besuche in Ueberlingen, noch näher kennen lernen.

heben. Als sie dies gehört, so wurde an den Porten befohlen, keinen Einzigen auszulassen, die Mauer rings herum besichtiget, ob sie keinen heimlichen Ausgang habe, und Alles, was an Leitern vorhanden, aufgesucht und zusammengetragen und bewachet."

„Aber umsonst; denn am Abende des 24ten März seind wir an einem heimlichen Ort', welches sie nit gemerkt, wie die Fledermäus' hinter den Brettern und Läden hervorgekrochen und hinaus geschloffen. Wie nun des andern Morgens, am großen Fest' unserer lieben Frauen, Niemand in die Mette noch die andern Tagzeiten geläutet, da hat ihnen angefangen, das Herz zu schlottern; sie giengen mauderig herum, verwarfen die Händ' und sagten einander heimlich: Es gehet nit recht her; die Pfaffen läuten nit mehr — sie müßen davon sein."

„Da wurde alles durchsucht inner- und außerhalb des Klosters nach dem heimlichen Ausgang; aber auch umsonst, und sie fragten sich: wo muß der Teufel die Pfaffen hinausgetragen haben? Das Convent verblieb bis zu ihrem Abzuge am 27ten Mai zu Konstanz, und hat sich die ganze Verpflegung auf 10,000 Gulden belaufen."

„Das Jahr 1638 war abermals ein unruhiges. Nichts als Fliehen und Laufen, Tag und Nacht, mit Furcht und Schreken, was nit zu beschreiben. Keinen Bissen konnten wir ruhig essen, keine Viertelstunde rasten oder schlafen; denn die Hohentwielischen waren uns stets und überall auf der Hauben."

„Und weilen General Götz, auf den wir all' unsere Hoffnung gesezt, falsche Practik mit dem Feind' vor Breisach gespielt und hierauf degradiert und nacher Innsbruk geführt worden, so ist sein Volk verlassen abgezogen und die ganze kaiserliche und baierische Armee hier herauf an den Bodensee gekommen."

„Von diesem Volke sind uns 200 Mann bis Ende Mais

1639 zur Verpflegung überlassen worden, welche wir ob und unter den Bergen und nach Schemerberg [80]) verlegt. Im April aber ist wegen der Contribution ein Fähnrich mit 12 Musquetierern vor das Kloster gerukt, hat selbiges bloquiert und gedroht, wenn weitere 100 Mann angelangt, es mit Gewalt einzunehmen, was uns jedoch wenig geschrekt, da es nur ein lächerliches Stratagem gewesen, unsere Geldsäkel aufzuthun."

„Den 15ten Dezember sind wir abermals begabt worden, da man uns 2 Compagnien Bairischer zum Winterquartier eingelegt. Es sollte kein Ende nehmen und uns die Haut gar über den Kopf gezogen sein. Denn nachdem wir während des Jahres 1640 mit der blosen Furcht davon gekommen, ist uns im Jänner 1641 eine Compagnie Reiter zugeschikt worden, welche aber nit gekommen, uns zu defendieren, daher wir Tag und Nacht, ja stündlich eines Ueberfalls der Twielerischen gewärtig gewesen."

„Darum hat's geheißen: Vogel friß oder stirb! Wir hatten keine Wahl und mußten wegen oft angedrohten Mords und Brandes mit dem Widerhold accordieren, für dies Jahr auf 2500 Gulden. Durch so lange und immerwährende Durchzüg', Winterquartiere, Contributionen und Brandschazungen aber, durch Hinderung des Reb- und Akerbaues und Verlurst alles Kredits wurde Reverendissimus noster Noth halber gezwungen, den mehreren Theil der Geistlichen aller Orten hin zu verschiken, auch schier alle Diener abzuschaffen und die Haushaltung möglichst einzuziehen."

„Den 21ten Jänner 1642 haben wir das Kloster abermals totaliter verlassen, und gleichwol nit allein nacher Hohentwiel, sondern auch den Unsrigen nacher Markdorf con-

---

[80]) Was vor dem Heiligenberge lag, nannte man Unter-, und was hinter ihm — Oberbergen. Die Herrschaft Schemerberg aber lag im Rieß.

tribuieren müssen. Und nach dem schmächlichen Falle von Ueberlingen anfangs 1643 durften wir wieder nicht bei Hause verbleiben; wie dann Reverendissimus [81]), krank und elend, einem Marterbilde ähnlich, in die Schweiz geflohen und die Conventualen sich aller Orten zerstreut."

„Dabei wollte es aber nit verbleiben; denn zu Ende Junis ist die weimarische Armee nacher Hohentwiel und von da weiter herauf gekommen und hat zwischen Ueberlingen und Salem ein Lager geschlagen, auch hernach im Kloster, wo nur noch drei Patres verweilten, ihr Hauptquartier genommen."

„Den 22ten Juli ist endlich der Feind von Salem weg und Rotweil zugezogen, woselbst ihn die baierischen Reiter angegriffen und geschlagen. Hierauf im November erlangte die Reichsarmee einen herrlichen Sieg bei Tuttlingen. Nach dem Abzug' der Weimarischen aber war in der ganzen Umgegend des Klosters gar Alles verderbt und verwüstet, auch wegen des Unflats und der abgegangenen Pferd' ein solcher Gestank, daß Männiglich davon erkrankte."

„Und obwolen die Unterthanen mehrentheils schon lang von Haus und Hof hinweg gezogen, so seind dennoch der Finder und Mauser nur zu viel daheim verbliben, welche sich nit allein im Kloster und aller Orten in den Häusern mit nehmen und stehlen wol besackt, sondern nach Abzug der Soldaten auch in das Lager geloffen, Alles aufgelesen und dann auf dem Markte zu Konstanz verkauft. So wird es kommen, daß nach dem Krieg die Unterthanen sich in's Haar gerathen, daß die Diebstäl' an Tag kommen und neue Galgen aufgericht' werden müssen."

„Nach Uebergebung von Ueberlingen im Mai 1644

---

[81]) Thomas Wun, aus Grasbeuern (von 1615 bis 1647) der 31te um das Stift Salem vielverdiente Abt, quem maiora molientem bellum Germaniae intestinum impedivit.

gieng es nit lang, so quittierten die Unsrigen die Festung Freiburg, worauf auch diejenigen, welche Hohentwiel bloquiert, nun zum 5ten Mal die Schanzen verließen und davon flohen, was dann zu Salem und in der Nachbarschaft abermalen großes Kreuz und Leiden, Jammer und Not verursachte. Denn wir wurden allesammt wiederum unter Androhung Feuers und Schwerts nacher Twiel in Contribution zitiert. Und weilen wir uns dann volentes nolentes daselbsten eingestellt, so haben uns unsere Benachbarten als meineidige Rebellanten verrufen, und seind wir öftermalen eines Ueberfalls von ihnen besorgt gewesen."

So weit Pater Bürster über die Leiden und den Verfall von Salem während des 30jährigen Krieges. Um sich wieder aufzuhelfen mußte das Stift viele seiner Besizungen verkaufen und versezen. Dasselbe hatte während des 13ten und folgenden Jahrhunderts einen so ausgedehnten Land- und Gutsbesiz erworben, daß man es zu den reichsten Klöstern in Schwaben zählte. Seit 1636 aber und bis 1681 mußten von diesen Besizungen, außer 4 ganzen Pfleg- und Hofmeistereien, gegen 12 Dörfer und Weiler, über 25 Höfe, Lehen- und Soldgüter, 2 Mülen und die stiftischen Häuser in 12 Städten veräußert werden, deren Kaufschillinge die Gesammtsumme von ungefähr 316,000 Gulden betrugen!

Auf die Zeit dieser Verlurste und Schulden folgte der französisch-österreichische Krieg mit neuen Erpressungen, und endlich, als Manches wieder verschmerzt war, in der Nacht des 10ten Märzes 1697, gieng das ganze Kloster, mit Ausnahme des Münsters und einiger Wirtschaftsgebäude, in Rauch und Flammen auf [82].

---

[82]) Descriptio conflagrationis Monasterii Salemnitani per P. *Eug. Speth*, seniorem monasterii, concinnata. Hiezu verschiedene Briefe über den Brand.

„Dieses Unglük, schrieb der Abt an den heiligen Vater nach Rom, dieser schrekliche Schlag, welcher meinem Stifte den gänzlichen Untergang gedroht, entstund aus einem zufälligen Brande, dessen Feuer so gewaltig und reißend um sich griff, daß nicht allein das Abteihaus, sondern auch das ganze gemächerreiche Konventgebäude sammt allem Hausrate, das Archiv ausgenommen, in Schutt und Asche versank. Und da selbst unser herrliches, weithin berühmtes Münster [83]) sehr gelitten, so bin ich genöthigt, den Gottesdienst einzustellen und meine Mönche in's Exil zu schiken."

Der Wiederhersteller Salems nach diesem traurigen Zerfall' und Untergange war Abt Stephan, ein vortrefflicher, ungemein thätiger Mann, von welchem ein Zeitgenosse sagt: „Si tacere possent homines, monumenta rerum, *lapides* ipsi suum Stephanum memoriae consignabunt immortalitati." In der That, „die Steine werden noch lange von ihm zeugen"; denn das Hauptgebäude des Klosters, wie es gegenwärtig noch steht, ist ein Werk, welches dem Bauherrn und Baumeister gleiche Ehre macht.

Großartig in einfach-edlem Style gehalten, und wie aus einem Gusse, dehnt es sich geräumig aus neben der altertümlichen Kirche, entsprechend umgeben von Beamtenwohnungen und Wirtschaftsgebäuden, in höchst angenehmer Lage zwischen der Ach und dem Bergabhange, im Angesichte der weiten Thalgefilde, gegenüber dem freundlich-stolzen Heiligenberge. Das Gepräge tüchtiger Bauarbeit und der Geist richtiger Verhältnisse fesselt und befridigt allenthalben die Blike des Beschauers.

Den wolthätigsten Eindruck aber gewinnt man bei Betrachtung der einzelnen Theile durch die Wahrnehmung, wie

---

[83]) In deformationem *templi* alias in Germania *celeberrimi* etc. Ueberhaupt war Salem, wie es vor diesem Brande gestanden, eines der schönsten Klöster in altdeutschem Baustyle.

Alles aus dem Zweke des Gebäudes sich entwikelte — ein hoher Vorzug jener ältern Bauart gegen die neuere, welche zu oft nur das Aeußerliche im Auge hat, daher so sehr nach überraschender Wirkung hascht, so Unnöthiges, Gesuchtes anbringt, und so Wesentliches, Nothwendiges vergißt [84]).

Eines Nachmittags, um mich von der Arbeit zu zerstreuen, machte ich eine Wanderung durch die weiten Klosterhallen und Gemächer. Im Gemäldesaal fesselten mich die lebensgroßen Bildnisse der Prälaten und ein Familiengemälde der Herren von Bodman aus der ältern Zeit deutscher Malerei von nicht geringem kunstaltertümlichen Werthe; in einem andern Zimmer aber ein kleines Gemälde auf dikem Holze, drei Priester mit braunen Gesichtern auf Goldgrund darstellend, sicherlich eine byzantinische, von Kreuzfahrern zu uns gebrachte Arbeit.

Aus verschiedenen noch bewohnbaren Gemächern gelangte ich in den Büchersaal, einen großartigen Raum, aber wie verödet und in welcher Zerstörung! „Einst und Jezt" dachte ich, seltsam bewegt, und der Eindruk davon bereitete mich gleichsam vor auf noch Ergreifenderes.

Es war indessen ziemlich Abend geworden. Schon herrschte ein düsteres Dämmerlicht in den Klostergängen und erwekte das Gefühl unheimlicher Einsamkeit. Da öffnete sich meinem überraschten Auge plözlich ein weiter, hoher, tempelartiger Saal, blendend weiß und reich vergoldet, aber leer und öde — bis auf eine ringsumlaufende hohe Gallerie mit kolossalen Standbildern, welche in majestätischer Ruhe auf mich herabschauten.

Seelenallein, das einzige lebende Wesen inner diesen

---

[84]) Schulhäuser ohne gehörigen Eingang, katholische Kirchen ohne Sakristei, Amthäuser ohne Wartstube, ja sogar Wohnhäuser ohne Abtritt — man sollte es kaum glauben, sind schon gebaut worden, in unserer Zeit!

Mauern, stand ich mitten in der Versammlung altdeutscher Kaiser und Könige! Ich blikte auf zu ihnen — das lezte Abendlicht erhellte noch ihre stolzgehobenen Häupter. Sie trafen mich mit dem Schauer großer Erinnerungen.

Und während ich, zauberhaft gefesselt, stille Worte an die starren Gestalten richtete, bekamen sie eine Stimme und sprachen geisterhaft zu mir herab. Ein seltsamer Traum war über den Wachenden gekommen. Die Worte der Kaiserstatuen, wie prophetische Mahnungen der Geschichte, erschütterten seine Seele; was sie aber gesagt —

Erregt im Innersten und wie erschöpft an Kräften, suchte ich endlich das Freie. Es bedurfte der vollen Lieblichkeit des herrlichen Abends unter der Linde zu Stephansfeld [85]) und der ganzen Munterkeit meiner Gesellschaft, bis ich den Eindruk aus dem Kaisersaale wieder vergessen.

Abt Stephan stellte nicht allein das Klostergebäude aus seiner Asche so stattlich wieder her, sondern tilgte dabei noch einen großen Theil der Schulden und Prozesse des Stiftes, und erleichterte die Lasten seiner Unterthanen. Auf seine Veranlassung wurde auch das Apiarium Salemitanum [86]), eine gedrängte Geschichte von Salem, verfaßt und in den Druk gegeben.

In seiner Jugend hatte Stephan [87]) geschwankt —

---

[85]) Ein freundlicher Weiler eine Viertelstunde von Salem, wo ich manchen heiteren Abend zugebracht.

[86]) Oder Salmansweylischer Bienen-Stock, worinnen die der königlichen berühmten und exemten Reichsprälatur Salem, aus dortigem Archiv extrahierte Fundations-Akta, Privilegia und Gerechtigkeiten, series Abbatum und andere Denkwürdigkeiten zu finden. Prag, 1708.

[87]) Er war zu Koblenz (aus der Familie Jung) geboren und hatte daselbst, wie zu Köln und Mainz, seine Studien gemacht. Ueber sein Leben sind Aufzeichnungen von ihm selber und von einer andern Feder vorhanden.

ein Herkules am Scheidewege, zwischen der reizenden Braut und dem lokenden Ruhme der Selbstbesigung in einer Kartäuserzelle. Gefoltert von diesem Kampfe, warf er sich endlich in die Arme des Paters Perfekt zu Ueberlingen, eines Kapuziners von heiligem Rufe. Drei Tage dauerte die Prüfung, da sprach der alte Menschenkenner mit der rauhen Geradheit seines Ordens: „Nicht Bräutigam, noch Karthäuser — sondern nach Salem"!

Diese Entscheidung des Kapuziners rechtfertigte sich aufs Ueberraschendste. Der junge Pater wurde bald nach einander Seelsorger, Kuchelmeister, Supprior, Prior und 1689 Abt zu Salmannsweil.

Und obwol er die Verwaltung eines abgebrannten, mit schweren Schulden belasteten, in schwirige Prozesse verwikelten, von eifersüchtigen Nachbarn bedrängten Gotteshauses antrat, so ließ Stephan sich keineswegs entmutigen oder verwirren, sondern begründete durch ausdauernde Thätigkeit den neuen Wolstand desselben. Mit Recht daher nannte man ihn den dritten Stifter von Salem.

Mit vielem Lobe sind auch seine zwei nächsten Nachweser in die salemischen Jahrbücher eingetragen. Von Anselm II aber, aus der Familie Schwab zu Füßen, welcher 1747 die äbtliche Würde erhielt, wird viel Schlimmes erzählt, wenn schon die mönchische Schmeichelei einst den virgilischen Vers auf ihn angewendet: Huic ego nec metas rerum, nec tempora pono.

Seine harte, launische und reizbare Gemütsart mochte ihn freilich wenig liebenswürdig machen und zu mancher Handlung verleiten, welche verlezte oder empörte. Doch hatte er daneben auch seine großen Vorzüge als strenger Handhaber der Klosterzucht, als thätiger Freund der Gelehrsamkeit, und unter seinem Bilde, welches eine männliche Gestalt mit einem Gesichte voll gescheiden und kräftigen Ausdrukes darstellt, stehen mit Recht die Worte: „In

Lösung vieler und schwieriger Regierungsgeschäfte erscheint er einzig unter seinen Vor- und Nachwesern."

Ungemein fühlte sich Abt Anselm geschmeichelt, als er die Ehre errang, von Maria Theresia zum wirklichen geheimen Rat ernannt zu werden und mit ihr in einigen Briefwechsel zu treten. Gewiß hat ihm kein Trunk süßer geschmekt, als welchen er mit jenem Tokaier, so ihm die Kaiserin geschikt, auf ihr Wohl gethan.

Maria Theresia war ihm aber auch ein mächtiger Schild gegen seine Feinde, wie folgende Stelle eines seiner Schreiben an sie bezeugt: „Allerdings glauben wir, daß uns Nichts schaden könne, so lange wir unter dem Schuze der allergrößt- und gerechtesten Monarchin wohnen. Es seind aber diese Anfeindungen um so gefährlicher, als selbe nicht von meinen Ordensbrüdern, sondern daher rühren, wo schon ehemals die geheime Tribfeder meiner Verfolgungen stekte."

Abt Anselm meinte hier den Kardinal von Roth zu Meersburg, welcher sein persönlicher Feind war und wegen Klostersachen in heftigem Streite mit ihm lag. Es verlautete sogar, der Kardinal gehe damit um, das Stift Salem ebenso zur Beute des Hochstiftes zu machen, wie es mit Reichenau geschehen. Was mochte dem Abte freudig das Herz erzittern, als er in dieser Lage eines Tages ein Schreiben der Kaiserin erhielt mit der Anrede: „Ehrwürdiger Fürst."

Leider aber war's nur ein Kanzlei-Versehen, und als der Abt in allem Ernste um den Fürstentitel sich bewarb, blieben die Briefe der Kaiserin aus [88]). Diese Enttäuschung

---

[88]) Die Korrespondenz zwischen ihr und dem Abte geht von 1759 bis 1768. Ich habe sie vor mir und entlehne, zur Erinnerung an die gepriesene Monarchin, hier folgenden Brief daraus.

„Ehrwürdiger, lieber Andächtiger! Wir vernehmen mit wahrer Erkänntlichkeit von Deiner Andacht jene wiederholten Merkmale, welche Dieselbe von der gegen Uns hegenden besten Denkungsart bey Gelegenheit deren Uns hier betroffenen Drangsalen, und insonderheit

mußte noch die lezten Jahre des viel geprüften Mannes trüben. Er starb am 23ten Mai 1778, im 65ten Lebensalter. „Das Münster", sagt seine Grabschrift, „verdankt ihm seinen Schmuk, das Gymnasium und Seminar den Flor der Schüler und schönen Künste, die Bibliothek einen vermehrten Schaz und Neu-Birnau [89]) sich selbst."

Beinahe jedes Kloster besaß damals einen vorzugsweise gelehrten Mann, welcher neben andern literarischen Arbeiten sich hauptsächlich die Erforschung und Darstellung der Hausgeschichte zur Aufgabe machte. St. Blasien hatte seinen Wilberz (geboren 1695), St. Peter seinen Baumeister (1717), Rheinau seinen Vandermeer (1718), Weingarten seinen Heß.

So nun lebte zu Salem unter Anselm II der gelehrte Pater Bisenberger [90]), welcher gar Mancherlei schrieb und endlich auch von seinem Abte mit der Ausarbeitung einer salemischen Abtei-Geschichte beauftragt wurde. Er löste

---

der von Uns mit Gottes Gnade überstandenen gefährlichen Krankheit, so geflissentlich an den Tag geleget. Nachdem nun wir hingegen aufrichtigst wünschen, Deine Andacht und die derselben untergebenen Klöster Unserer vollkommenen Zuneigung stäts zu überzeugen, so wird Uns auch Deiner Andacht langwieriger Wohlstand und Glükseligkeit allzeit sehr angelegen seyn. Verbleiben anbey mit kaiserlicher Gnade und allem Guten Deiner Andacht wohlbeygethan. Schönbrunn, den 1ten August 1767. Maria Theresia."

[89]) Ein alter vielbesuchter Wallfahrtsort, auf der Höhe hinter Maurach, dessen Kirche der Abt neu und prächtig erbauen lassen.

[90]) Das Dienstbuch unter Abt Anselm II hat über ihn folgenden Eintrag: P. Matthias Bisemberger, Biberacensis, protonotarius apostolicus. Natus 1698, professus 1716, sacerdos 1722, confessarius in *valle S. Crucis* 1746, secretarius Abbatis 1749, moderator 1754, superior *Birnovii* 1756, propter continuam infirmitatem revocatus pro secretariatu 1757, iterum *Birnovii* 1759 iterumque revocatus ad infirmitorium indormiit die 22da Octobris 1767.

diese Aufgabe, schon ein hoher Sechziger, in einem Werke von drei diken Folianten mit der Ueberschrift: Summa Salemitana. Es ist eine Fundgrube für den Erforscher der Klöster- und Ordensgeschichte, und hätte den Druk eher verdient als hundert Bände scholastischer Grübeleien.

Neben diesem Werke nenne ich noch eine kleine, aber interessante Arbeit Bisenbergers, eine Abhandlung über die Klostermusik [91]). Die Schreibart darin lautet zwar etwas breit und mönchisch gesucht; aber gar Manches, was der gute Pater gelegenheitlich bemerkt, ist mir wie aus der Seele genommen. Es lohnet sich schon der geringen Mühe, Einiges aus diesem Schriftlein in freier Uebersezung hier mitzutheilen. Der Verfasser meint:

„Daß der Kirchengesang dem Wesen der Klöster völlig entspreche, unterligt keinem Zweifel. Anders aber verhält sich's mit der Instrumental-Musik. Unsere Alten wußten davon wenig oder nichts. Selbst die Orgel, als Begleitung des Gesanges, war selten, und viele Kirchen dulden sie auch heutzutage noch nicht, wie die sixtinische Kapelle zu Rom, wo der reine Choral herrscht."

„Der Fehler der Orgel ligt darin, daß sie den Gesang meist übertönt, wodurch einem der Inhalt desselben verloren geht. Wozu diese Arbeit der Blasebälge, sagt schon der Kardinal von Bona, diese Donnergewalt der Orgelpfeifen? Wozu dieses Drängen und Ziehen, dies gewaltsame Zusammenwerfen und Brechen der Töne? Man glaubt in der That oft das Gewiher von Pferden zu hören oder das Geheul verzweifelnder Weiber. Dieser Mißbrauch der Orgel hat auch den Gesang zur Uebertreibung verleiten müssen. Welches künstliche Steigern und Verschlingen der Töne! Oft

---

91) De musica monachorum, seu de sobrio usu musicae figuratae instrumentalis, praecipue in ordine Cisterciensi, *simplices cogitationes*. Von Bisenbergers eigener Hand.

scheint es, als wolle so ein Sänger sich die Seele heraus schreien und dann durch plözliches Verstummen den Tod vorstellen. Oft wieder glaubt man, einen Marktschreier zu sehen. Welches Verziehen des Mundes, Verdrehen der Augen, Wiegen der Achseln und Reken der Hände! Und das nennen sie musikalische Andacht."

„Selbst die Laien bekennen es, daß sie durch den Choralgesang weit mehr erbaut werden, als durch die Instrumentalmusik. Würde diese indessen für die Kirche nur nach ihren wahren Grundsäzen geübt, es gienge damit noch an. Aber schon ist zwischen mancher Kirchen- und Theatermusik kaum ein Unterschied mehr."

„Fast überall hat die Instrumental-Musik den Fehler, daß das Geräusch der Instrumente den Text der Gesänge zu sehr übertönt. Dieses ist aber um so peinlicher, da die meisten neueren Sänger der Untugend huldigen, die Worte des Textes in ihren unartikulierten Tönen verschwimmen zu lassen. Dadurch geht für den Zuhörer aller bestimmte Sinn verloren, und er weißt oft wirklich nicht, ob deutsch, oder französisch oder italienisch gesungen wird."

„An und für sich ist die Musik ein unschuldiges Ding, sie wirkt unter den Menschen aber gut oder schlimm — je nach dem Gebrauche. Daher mag sie in den Klöstern wol geduldet werden, so lange ihre Uebung dem Zweke des Mönchtums keinen Abbruch thut. Sie kann für die jüngern Klostergeistlichen sogar nüzlich sein, indem sie dieselben von dem Mißbrauche ihrer freien Stunden abhält."

„Soll ich es bildlich sagen, so muß man die Musik genießen wie die Gewürze an den Speisen, wie die Gottesgabe des Weines — mit Maß und Ziel. Wie es aber heutzutage in gar vielen Klöstern damit getrieben wird, ist kaum zum Ertragen."

„Da gibt es Klostergeistliche, welche an nichts denken, als an ihre Noten. Wo sie sich befinden, in der Zelle, im

Chore, in der Schule, überall träumen sie nur von ihrer Musik. Die geistlichen Uebungen, die wissenschaftlichen Studien, die klösterlichen Geschäfte gelten ihnen nichts gegen dieselbe — sie ist ihnen Alles in Allem."

„Und kommt in solche Klöster ein Kandidat, so lautet die erste Frage, ob er musikalisch sei. Seine übrige Erziehung und Bildung wird als Nebensache betrachtet. Ist er nun ein Musiker, und wäre er's unter Bänkelsängern und Gaunern geworden; hätte er seine ganze Gesundheit und Sittlichkeit dabei eingebüßt — er wird aufgenommen. Lump oder Bettler, heißt es leichtsinnig, wenn er nur Musik versteht, das Uebrige wird sich schon machen."

„So gerathet dann mit manchem guten Musiker ein leidenschaftlicher, unruhiger, verderblicher Kopf in's Kloster, der überall Unheil anrichtet und das klösterliche Heiligtum den größten Gefahren aussezt. Wahrlich, in diesem Sinne möchte man wünschen, die Klöster hätten die Musik niemals kennen gelernt."

„Nun behaupten die Freunde der Musik freilich, dieselbe sei heutzutage den Klöstern so nothwendig wie die Wissenschaft. Wahr ist es — ein Kloster ohne Gelehrsamkeit gleicht einem Hause ohne Fenster, und unsere Anstalten könnten ohne wissenschaftliche Einrichtungen und Studien nicht mehr bestehen. Aber gibt es nicht gar viele Klöster vom besten wissenschaftlichen Rufe — ohne Musik? Ja, vielleicht würden dieselben ihn gar nicht erlangt haben, wenn sie die Herren Musiker nicht von sich ferne gehalten."

So urtheilte vor hundert Jahren ein Mönch über die Musik der Klöster, und jezt, nachdem dieselben bei uns untergegangen, rechnen wir es ihnen zu einem ihrer hauptsächlichsten Verdienste an, daß sie so viele und so gründliche Musiker gebildet.

Dem Prälaten Anselm folgte in der Abtei Robert Schlecht von Wemdingen im Rieß, welcher mit einem her-

kulischen Körperbaue ein humanes Herz und einen ebenso erleuchteten als thätigen Geist verband. Nur das Einzige, daß er in seiner ganzen Herrschaft die Volksschulen einführte und zur Besserstellung der Lehrer einen Schulfond von 30,000 Gulden gründete, hätte ihn schon genugsam ausgezeichnet. Aber er stiftete auch eine Armenanstalt, vermehrte die Bibliothek und förderte das Gymnasium.

Salem gewann damals einen freudigen Aufschwung — und so nahe stund ihm sein Ende bevor! Als Abt Robert 1809 verstarb, wurde Caspar Oechsle von Schönberg sein Nachfolger — für eine Spanne Zeit, welche sich die deutschen Klöster und Stifte noch kümmerlich fristeten!

Unter dem Prälaten Robert war auch die innere Ausstattung des Münsters vollendet worden, deren Einzelheiten noch immer jedem Besucher den Zoll der Bewunderung abnöthigen. Sie besteht vornehmlich in einer zahlreichen Reihe von marmornen Altären mit oft vorzüglich gelungenen Statuen und Reliefen. Es ist aber zu bedauern, daß diese moderne Arbeit in einem gothischen Tempel angebracht wurde, wodurch beide die Einheit und Größe ihres Eindruks auf den Beschauer verlieren.

Um so lebhafter ist es zu bedauern, da das salemische Münster, jener Bau der Aebte Ulrich und Peter, von Außen und Innen, durch all' seine Theile, das Gepräge des reinsten altdeutschen Styles an sich trägt. Mit höchstem Wolgefallen folgt das Auge den schlanken Säulen, den kühngeschwungenen Bögen in die heitere Höhe, wo sie sich verschlingen und zuspizen. Fällt es aber herab in den untern Theil des Schiffes und Chores, so kann ihm die Fülle der Altarzierden nur mißfallen, an welchen Kunst und Marmor eigentlich verschwendet sind.

Das Reichsstift Salem hatte niemals durch besonders ausgezeichnete Männer der Gelehrsamkeit hervorgeleuchtet, wie etwa Hirschau, Reichenau oder St. Blasien. Erst unter

den späteren Aebten schien es dem glänzenden Vorbilde der St. Blasier nacheifern zu wollen. In der Aszetik und Theologie, wie in der Mathematik, wurde fleißig gearbeitet, in den biblischen Sprachen einige Zeit hindurch Unterricht ertheilt, und auch in der Poesie mancher Versuch gewagt.

Von den Leistungen Bisenbergers haben wir gesprochen. Pater König verfaßte ein Buch über den Zisterzienser-Orden, das beinahe auf den index prohibitorum gekommen [92]). Dem Abte Anselm schrieb ein Novize: „Durch deine Anordnung, ehrwürdiger Vater, daß uns unwürdigen Söhnen die Sprache der göttlichen Bücher gelehrt werde, mag dieses irdische Salem sich wie in ein heiliges (Hieru-Salem) verwandeln." Und seit dem Beginne des 18ten Jahrhunderts dichtete man lateinische Schauspiele, welche von den Klosterschülern aufgeführt wurden.

Aber all' diese Studien und Arbeiten blieben inner den Grenzen des Gewöhnlichen. Bei Durchlesung der gelehrten und dichterischen Erzeugnisse damaliger Salemer kann man sich öfters eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren, wenn ihre Mittelmäßigkeit es unschuldig selber verräth, welchen Schweiß sie gekostet!

Die Schau- und Sangspiele besonders scheinen ein Stolz der salemischen Muse gewesen zu sein. Ich versuchte es, das eine und andere zu lesen; aber ihre Verse, wie mit der Maschiene gemacht, und die Zwischenspiele, worin sich die deutsche Muttersprache zu Garstigkeiten hergeben mußte, deren man die lateinische nicht für fähig hielt [93]) — stießen mich ab, und ich griff wieder nach meinem Predigtstüke.

---

[92]) Ich habe dasselbe in einer Handschrift von 1798 vor mir. Es war „für Neulinge, die sich zu diesem Orden bekennen", bestimmt.

[93]) In dem Stüke: Beatus Eberhardus, rex in Salem, welches am 12ten August 1737 zu Ehren des Abtes Konstantin aufgeführt worden, enthält eine solche Interkalar-Scene Folgendes:

Pollio: Jo, devicta est mors. Mors mortua!

„Der Mensch hienieden", hieß es darin weiter, „suchet die Ruhe und das Glük; er suchet sie unermüdlich, fort und fort. Endlich erreicht er ein Ziel, es wird ihm ein Wunsch gewährt und er beginnet, sich glüklich zu wähnen. Armer Betrogener, was du gefunden, wird dir mißgönnt, und was du errungen, wird dir geraubt werden! Du wirst ein thränendes Auge davon tragen, und ein blutendes Herz und eine jammernde Seele. Du wirst die Ruhe nicht finden, bis du aufgehört, das Glük zu suchen."

Ich legte die Schrift still zur Seite, erhob mich still und wandelte still durch den Klostergang dem äußeren Garten zu. Dort plätscherte ein Springbrunnen im Schatten der lieblichsten Baumgruppe. Ich trat hinzu und betrachtete in dem Bassin die unaufhörlich sich bildenden und wieder verschwindenden Wellenkreise. Das Wasser, das bewegte, übt eine wunderbare Anziehung auf die menschliche Seele. Unter der spielenden Fläche, auf dem kühlen Grunde, meint man, müsse die Ruhe sein. Wie gerne tauchte man hinab!

Ich suchte die nächste Gartenbank und verlor mich da wieder in die Vergangenheit. Das Ringen der erloschenen

---

Omnes: Jo, jacet hostis antiqua!

Pollio: Ich glaub', ich hab' dem Tod das Lebendig' getroffen.

Alexis: Ja, es ist kein Leben mehr in ihm. Der Tod ist maustodt. Quid modo, sodales, amici?

Melibaeus: Modo advocandus est anatomicus, ut ima rimetur mortis vicera. Anatomice!

Lictor: Quis me vocat?

Amynthas. Ecce, mortem interfecimus.

Lictor: Vitarum mors plena est. Quid hoc?

Alexis: Das ist ein Franzosenkopf, welchen der Tod durch die Händ' der Husaren verschlukt.

Lictor: Quid istud?

Amynthas: Ei, ei, ich glaub', der Tod hat den Villars mitsammt den Hosen gefressen — per modum includentis et inclusi.

Melibaeus: Das hätt' ich hinter ihm nit gesucht.

Geschlechter nach Lösung ihrer Zeitfragen, nach Gewinnung des Friedens und Glükes, gieng im Bilde an meiner Seele vorüber. Zum Glüke, zum Glüklichsein, wurde der Mensch bestimmt — was ist nun seine Errungenschaft durch die Jahrtausende herab?

Die Blätter der Geschichte sind mit Blut beschriben und mit den Thränen des Schmerzes. Die Tugend hat sich ewig aufgeopfert und das Laster ist geblieben. Die fortschreitende Kultur hat Rechte und Bedürfnisse geschaffen, welche du niemals geltend machen, welche du nie befridigen kannst. Habe den Glauben an das Glük, folge dem Zuge des Herzens nach Vergnügen und Genuß — „armer Betrogener, du wirst ein weinendes Auge davon tragen, und ein blutendes Herz und eine jammernde Seele.“

Meiner Ruhebank gegenüber prangte ein Rosenstok in vollster Blühte. Ich wollte das Auge daran laben; aber es trat die Erinnerung an ein Bild dazwischen, welches mir neulich im Gemäldesaal aufgefallen. Es stellt eine sterbende Nonne dar, wie der Tod neben ihr steht und von einem nahen Blumenstrauch' eine Rose bricht. War es die fromme Kreszentia, von welcher ich im Archive noch Reliquien vorgefunden, eine Locke, ein Stüklein Schleier, ein Stüklein Gewand und etliche Briefe? Wol mochte sie es sein, die arme, stille Dulderin.

Kreszentia lebte vor ohngefähr hundert Jahren zu Kaufbeuern und ward nach ihrem Tode für wunderthätig gehalten. Ich hatte ihre Briefe gelesen. Sie schrieb darin einer jungen Schwester zu Baind:

„Liebe Bernharde, aus ihrem Schreiben habe ich ersehen, wie Sie leben im neuen Stande. Es thut alles dieses der böse Feind. Ihre Unruhe kommt von ihm, er sezt Sie in Verwirrung. Sie müssen sich gegen ihn stälen durch allzeitige fromme Uebung. Sie müssen die Gefahren fliehen; denn wir sind gebrechliche Wesen, schwach über schwach. Die

Ruhe, so ich durch Gottes Hilfe besitze, habe ich mit den Freuden meiner Jugendzeit erkauft. Diese habe ich hingegeben, ich habe sie unter Thränen- und Blutströmen aus meinem Herzen gerissen. Ich habe oftmalen geglaubt, daß es nicht zu verwinden sei, daß ich verzweifeln müsse. Aber die göttliche Gnade hat mich nicht fallen lassen."

Ein menschliches Herz, dachte ich, dies kleine Gefäß für das Blut unserer Adern, wer mißt seinen Schmerz, und ist nicht ein einziger Schlag seines Entzükens eine ganze beseeligte Welt? Und den innersten, tiefst entsprungenen, süßesten und stärksten Wünschen seines Herzens kann er entsagen, dieser „schwache über schwache" Mensch!

Neben die Briefe Kreszentia's hatte der Zufall noch andere gelegt, auch jene des Beichtvaters der Schwestern zu Baind — Pater Bernhards, welcher vor 16 Jahren zu Freiburg im Breisgau als Erzbischof verstarb. Eine solche Laufbahn mag es wol verdienen, daß wir sie etwas näher betrachten.

Boll, 1756 zu Stuttgart geboren, war der Sohn eines Militärs und wieder für die militärische Laufbahn bestimmt; aber sein fridliebendes Gemüt sehnte sich schon frühe nach der Stille klösterlicher Mauern. Er trat 1772 zu Rotenburg in den Jesuiter-Orden, und als derselbe bald hernach aufgehoben wurde, zu Salem in den benediktinischen. Nach Verfluß des Probejahres legte er daselbst 1776, unter Annahme des Klosternamens Bernhard, die Gelübde ab, und erhielt, nach Vollendung des theologischen Kurses, 1780 die Priesterweihe.

Wir haben gesehen, was Abt Anselm und sein Nachweser Robert für die Aufnahme der Gelehrsamkeit zu Salem gethan. In der That zeigte sich damals ein wissenschaftliches Streben in diesem Reichsstifte, welches mit jenem zu St. Blasien schon erfreulichst wetteiferte.

Hiezu hatte die Berufung des sanktpeterschen Paters

Rinderle nach Salem besonders beigetragen. Dieser treffliche Mensch und vorzügliche Mathematiker, war 1780 dahin gekommen und schrieb nach einiger Zeit [94]) an seinen Abt: „Die Frömmigkeit der hiesigen Studenten, ihre Ehrerbietung und Liebe gegen mich, verdienen all' mein Lob. Ich habe schon die Arithmetik, Algebra und den größten Theil der Geometrie mit acht Lehrlingen zurückgelegt. Sie zeigen vielen Eifer, sowohl für die mathematischen, als physikalischen Wissenschaften. Uebrigens ist es zu verwundern, daß mich hier alle Leute nicht etwa für einen Spengler [95]), sondern für einen Künstler ansehen."

So erlangte Salem damals den Ruf wissenschaftlichen Aufblühens und bildete in der That einen höchst anziehenden Musensitz. Die zahlreiche Bibliothek, die übrigen Einrichtungen und Sammlungen für wissenschaftliche Zwecke; hiezu die ungestörte Muße des Klosterlebens, neben einer wolgeordneten Regelzucht und einem durch herrlichen Chorgesang gehobenen Gottesdienste — wie hätte das einen jungen, die Studien liebenden Mann nicht fesseln müssen?

Wie es unsern Pater Bernhard gefesselt, bewies derselbe, als ihn Herzog Karl von Wirtenberg zum Hofprediger ernennen wollte, er aber seine bescheidene Klosterzelle diesem glänzenden Rufe vorzog und die Ehre desselben ausschlug.

Abt Robert vertraute ihm hierauf die neue Einrichtung der Bibliothek an — ein folgenreiches Geschäft für den Gang seiner Bildung. Denn durch die mancherlei Zusendungen der Buchhändler wurde Boll auf die neuern Forschungen

---

[94]) Brief vom 23ten Juli 1780. Ein Schreiben Abt Roberts dagegen vom 16ten Oktober desselben Jahrs, nach St. Peter, lobt Rinderles „unabänderliche Geduld und Mühe, welche zu verwundern"; er sei ein nicht „minder guter Religios, als rechtschaffener Mann und starker Mathematiker."

[95]) Dies bezieht sich auf seine technische Geschiklichkeit in Verfertigung mathematischer und astronomischer Instrumente.

im Gebiete der Philosophie aufmerksam, und als er sie näher verfolgte aus seinem bisherigen Systeme verdrängt, was ihn sofort zu angestrengten Studien nöthigte, um sich für die neugewonnenen Einsichten eine sichere, befridigende Grundlage zu verschaffen.

Inzwischen hatte Boll die Klosterzöglinge in der Theologie und im Kirchenrechte zu unterrichten, und erwarb sich dabei, wie durch seine 1784 gedrukte Analysis juris ecclesiastici — selbst an der Hochschule zu Freiburg ein solches Lob, daß man ihn, als für die Novizen zu Tennenbach ein Professor gesucht wurde, mit vielem Eifer für diese schwierige Stelle empfahl.

Das Zisterzienser Stift Tennenbach war seit Langem her in oeconomicis et scientificis so sehr verwahrlost, daß es deswegen wiederholt in Gefahr gestanden, aufgehoben zu werden. Als nun im Vorderösterreichischen die Verordnung wegen des philosophischen Kurses der Klosternovizen erschien, sahe sich der Abt in größter Verlegenheit — er fand unter seinen Mönchen keinen einzigen, welcher zum Lehrer der Philosophie nur einigermaßen getaugt hätte, und mußte endlich einen 50jährigen Kapitularen nach Freiburg schiken, um ihn dafür befähigen zu lassen.

Dies war aber der Versuch einer Unmöglichkeit. Denn Rinderle, welcher inzwischen an die Freiburger Hochschule berufen, und jezt mit Zurichtung des armen Kapitularen theilweise betraut worden, schrieb damals über denselben nach Salem [96]):

„Ich sollte ihn nun in der Mathematik und Physik unterrichten; er ist aber dafür zu alt und überdies noch mit der Schlafsucht behaftet. Was ich ihm gestern erklärt, war immer heute wieder vergessen. Müde daher, leeres Stroh zu dreschen, rieth ich den Tennenbachern, den Prälaten von Salem zu

---

[96]) Brief an Pater Fridl daselbst vom 15ten Dezember 1797.

bitten, entweder ihre Fratres dort unterrichten zu lassen, oder einen seiner Professoren nach Tennenbach zu schiken."

Um lezteres ersuchte nun der Abt das Stift Salem [97]), wo man sich endlich bewegen ließ, ihm „einen gesezten und in den Wissenschaften geübten Mann" zu verabfolgen. Dies war Pater Bernhard, welcher damals im Kloster Baind die pfarrlichen Dienste versah.

Im Jänner 1798 reiste er nach Freiburg, legte das vorgeschribene examen rigorosum ab, erhielt den philosophischen Doktorgrad, erwarb sich die Geneigtheit der Professoren, wie das Wolgefallen des Präsidenten von Summerau, und trat hierauf sein neues Lehramt zu Tennenbach freudig an [98]).

Es gehörte auch in der That ein freudiger Muth dazu, um demselben mit einigem Erfolge vorzustehen. „Hier herrscht, berichtete Boll an seinen Prälaten [99]), bei den Fratribus eine bedauernswürdige Unwissenheit in allen Gegenständen der Literatur, und sie haben mir lezthin erbärmlich argumentiert. Der Abt sahe es selber ein und bedauerte zugleich mich und sie."

Bald indessen gieng es durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des neuen Lehrers und des redlichen Novizenmeisters erfreulich besser. „Zum erstenmale seit langer Zeit, schrieb jener am Schlusse des Jahres, erhalten die Novizen auch wieder Unterricht von ihrem Orden und dessen Pflichten. Sonst gab man ihnen alte Bücher in die Hand, ließ sie eine halbe Stunde knieen oder sizen, dann im Garten arbeiten,

---

[97]) In einem zweiten Bittschreiben vom 22ten November 1797 bemerkt er: „Die Ehre und der Ruhm, worin Salem im Breisgau und besonders an der hohen Schule zu Freiburg, so vorzüglich stehe, werde dadurch einen neuen Glanz erhalten, nachdem die Hochschule vor etlichen Jahren selbst einen Lehrer aus Salem verlangt."

[98]) Briefe Rinderles vom 9ten Jänner und 3ten Februar 1798.

[99]) Brief vom 26ten Juli 1798.

Holz tragen, in den Chor gehen — und schalt sie im Capitel alle 14 Tage einmal recht tüchtig aus."

Der Abt zu Tennenbach konnte sich nicht genug bedanken „für einen solchen Mann, der bei Tag und Nacht die ihm anvertrauten Fratres zur Frömmigkeit und Gelehrsamkeit durch Wort und Beispiel unermüdet anspornе", und welchem auch Herr von Summerau für das Kloster seinen Dank abgestattet, indem er „offen bekannte, daß es mit demselben sehr mißlich gestanden wäre, wenn es nicht auf diese Art durch Salem gerettet worden" [100]).

Wie freudig hätte Boll hiebei auf die Früchte seiner Arbeit blicken dürfen; aber die damalige Kriegszeit, eine todgefährliche Krankheit des Abtes, die tägliche Last verdrießlicher Geschäfte in Folge derselben [101]), und zulezt noch

---

100) Abt Karls Schreiben aus den Jahren 1798, 1799 und 1801.

101) Der folgende Brief, welchen Boll an Pater R. Oexle unterm 17ten Dezember 1800 nach Salem schrieb, mag ein Bild seiner damaligen Lage geben.

„Daß Sie recht Vieles in jeder Rüksicht ausgestanden haben, kann ich mir vorstellen. Aber auch ich habe manche Pille verschlucken müssen und muß es noch täglich thun. Keine Minute des Tages bleibt mir zur Erholung übrig; denn im Stifte ist kein Einziger, der auch nur die nothwendigsten Kenntnisse für diese Lage besizt. Doch, in Gottesnamen! Ich denke, bei so elenden Zeiten müsse man froh sein, wenn man unter all' der Arbeit und all' dem Verdrusse nur seine Gesundheit davon bringt und ein gutes Gewissen behält."

„Sie werden von Reverendissimo erfahren haben, wie es hier zugeht, und wie ich einigen rechtschaffenen Männern und meinen wakern Fratribus zu liebe auch die Theologie übernahm. Daß ich damit viele Arbeit habe, werden Sie mir glauben. Man darf sich nur die theologische Fakultät zu Freiburg denken. Diesen heiklen Herren kann kein Religiose genugthun, und sie würden mich gewiß nicht als Professor anerkannt haben, wenn ich durch meine philosophischen Vorlesungen nicht so bekannt geworden. Denn die Professoren der philosophischen Facultät sagten ihnen in's Gesicht, sie

ein familiärer Uebelstand, untergruben seine Ruhe und Gesundheit; jener leztere am meisten.

Er hatte schon als 10jähriger Knabe seine Mutter verloren; durch eine zweite Ehe gerieth sein Vater in bedauerliche Mißverhältnisse und starb darüber; die Stiefmutter gerieth in die erbärmlichste Lage, zerfiel aber gleichwohl durch die Unarten eines bösen Weibes und einer frechen Lästerzunge mit Jedermann, und quälte nun den guten Sohn, nachdem er ihr von seinem Prälaten wiederholte Unterstüzungen verschafft, mit ewigen Bettelbriefen [102]).

Unter diesen Verhältnissen wurden Boll's Gesundheits-

---

sollten sich doch durch ihre Bedenklichkeiten über meine Person vor der gelehrten Welt nicht lächerlich machen."

„Da Sie nun wieder zu Hause sind, bin ich so frei, mich auch wieder mit einem Anliegen an Sie zu wenden. Ich hätte einen langen Rock mit Scapulier und Cingulo nöthig, dürfte ich's nicht von Ihnen hoffen? Oder wollten Sie mir nicht etwa einen tuchenen Mantel von Reverendissimo zuschiken, welchen Hochselbe nicht mehr brauchen, damit ich mir dahier einen Kaputrock daraus machen lassen könnte? Auch meine Geldkasse ist bis auf 7 Gulden herabgeschmolzen, da ich doch von Reverendissimo 2 Louisd'or nach der Disputation zum Douceur erhalten. Ich gestehe offen, es kömmt mich hart an, dem hiesigen armen Stifte alle meine Nothwendigkeiten vorzutragen, ich kann mit dem Betteln gar nicht umgehen."

„Die Franzosen haben endlich auch den hiesigen Winkel gefunden und wir bekommen täglich Einquartierung. Reverendissimus Tennenbacensis sollte als Geißel abgeführt werden, seine Kopfschwäche hat ihn aber entschuldigt, und Pater Staphan gieng dafür. Die anderen Geißeln für die landständische Contribution, Herr Prälat von St. Peter, ein Kapitular von St. Märgen, einer von St. Trutbert, Herr von Baden und die Kaufleute Braun und Sautier von Freiburg, sind schon seit 4 Wochen zu Straßburg, wo sie wohlverwahrt werden."

[102]) Briefe Boll's und des Propsts von Vicari zu Horb aus den Jahren 1798, 1799 und 1800. Am 8ten April 1801 kam die Nachricht, daß das Weib gestorben sei.

umstände so bedenklich, daß er im August 1801 nach Salem zurükkehrte, um sich wieder herzustellen.

War aber der Heimgekehrte durch seine Wissenschaftlichkeit bisher schon in besonderer Achtung bei den salemischen Mitbrüdern gestanden, so erwarb er durch seine Gegenwart jezt auch ihre Liebe in solchem Grade, daß man ihn, als Abt Robert 1802 verstarb, gar gerne an dessen Stelle gewählt. Er trat jedoch bescheiden zurück und lenkte die Wahl auf seinen ältern Freund, den Klostersekretär Oexle [103]).

Diese angenehmen Verhältnisse wirkten sehr wolthätig auf die Gesundheit Boll's; kaum aber waren seine Kräfte zu neuer Arbeit gestärkt, als die Aufhebung des Stiftes geschah, welche ihn tief erschütterte.

So mußte er zweimal einen Schiffbruch seiner Bestimmung erleben, 1773 als angehender Jüngling, und 1803 als gereifter Mann. Doch führte es nur dazu, ihn endlich in eine kirchliche Würde und Stellung zu erheben, wovon ihm eben so wenig jemals träumen konnte, als er innere Anlagen besäßen hätte, sie erstreben zu wollen.

Von den salemischen Besizungen, welche über 10,000 Einwohner zählten und über 70,000 Gulden jährlicher Einkünfte betrugen, fiel das Oberamt Salem mit den Obervogteien Stetten und Münchhöf an das Haus Baden. Die beiden Obervogteien wurden an Wirtenberg vertauscht, das Oberamt aber mit beinahe 4000 Seelen gieng als Familien-Fideicommiß in die Hand der Markgrafen Friderich und Ludewig über — ein Umstand, welcher für die Zukunft unseres Pater Bernhard entscheidend war.

In Folge seiner früheren Verbindung mit der Universität zu Freiburg erhielt Boll 1804 die Lehrkanzel der Philosophie daselbst, worauf er 1809 mit der theologischen

---

[103]) Derselbe, an welchen auch die eben genannten Briefe Bolls gerichtet sind.

Doktorwürde beehrt und zum Münsterpfarrer ernannt wurde. In diesem Amte wirkte er 18 Jahre lang als Rector, Seelsorger und Prediger mit pflichtgetreuer Thätigkeit [104]). Ich erinnere mich noch lebhaft seiner ehrwürdigen Gestalt und väterlichen Beredsamkeit, als wir wilde Knaben die sonntägliche Christenlehre bei ihm hörten.

Die vertraute Freundschaft mit dem lezten Abte von Salem war für Boll eine Triebfeder widerholter Besuche zu Kirchberg, wo jener in wolthätiger Muße seine Tage verlebte. Dorthin kam häufig auch Markgraf Ludewig von Baden, welcher während seiner Verbannung zu Salem mit Abt Caspar in freundschaftlichem Verkehre stund, wie er sich überhaupt den ehemaligen Salemer Konventualen wolwollend zugethan erwies. So fügte sich's nun, daß Boll dem Markgrafen nicht allein bekannt, sondern bei seinen löblichen Eigenschaften und seiner vorzüglichen Stellung in der breisgauischen Hauptstadt, auch achtungswerth und angenehm wurde.

Dieses brachte einen neuen Wendepunkt in die Laufbahn desselben. Denn nachdem Markgraf Ludewig 1818 den großherzoglichen Thron bestiegen, und 1821 unter seiner Mitwirkung das Erzbistum errichtet, der erstmals erwählte Vorsteher jedoch vom Papste nicht bestätigt worden, wollte der kluge Fürst die neue Wahl nicht wieder auf einen Mann geleitet sehen, welcher in Rom das gleiche Hinderniß fände, und bestimmte daher den Pfarr-Rector Boll zum ersten Erzbischofe. Diese Bestimmung fand allseitigen Beifall und nach ernstlichem Betreiben der Sache erfolgte endlich auch die päpstliche Bestätigung.

Am 21ten Oktober 1827 wurde Boll als Erzbischof unter großer Feierlichkeit geweiht und vorgestellt. Er ver-

---

104) B's kurze Biographie in H. Schreibers Freiburg, S. 355.

waltete sein hohes Kirchenamt mit lobenswerther Thätigkeit und Mäßigung bis 1836, wo der altersschwache, lebensmüde Greis am 6ten Märze aus dem irdischen Dasein schied [105]).

Ueberschauen wir das Leben der Klostergemeinde von Salmannsweiler schließlich mit einem Blike, so zeigt uns dieselbe eine viel ruhigere und gleichmäßigere Entwikelung ihres geistigen und wirtschaftlichen Wesens, als etwa jene von St. Blasien, mit welcher sie an Grundbesiz und Ansehen ohngefähr gleich gestanden. Und doch lag dieses Stift hinter seinen Berghöhen, im wilden, einsamen Albthale, weit gesicherter vor dem Wellenschlage des Weltgetriebes, als Salem in dem offenen, freundlichen Thale der Aach, so nahe am Bodensee und zwischen so zahlreichen Städten und Schlössern.

Wenn nun die Ursache hievon großentheils in Fügungen gelegen sein mochte, welche man Zufall nennt, so ist darüber nicht zu vergessen, daß der vorzügliche Geist des zirsterzischen Ordens wol auch hier seine Wirkung geäußert [106]).

Durch das große Ansehen und den gewichtigen Einfluß desselben nach Außen, durch seine vortreffliche innere Einrichtung, durch die ausgedehnte Gewalt des Ordensobersten über die angehörigen Klöster, durch die jährlichen Generalkapitel, die strengen Visitationen, die umsichtige Verbriefung

---

[105]) Hugs Rede auf seinen Hintritt. Freib. im Breisg. 1836.

[106]) Die Zisterzienser waren ein verbesserter (geschärfter) Zweig des großen, ausgebreiteten Ordens sancti Benedicti, dessen regula ein Meisterstück von Menschenkenntniß und Lebensweisheit war. „Ich lerne regieren", sagte ein Fürst des Mittelalters, als man sich wunderte, dieselbe öfters in seiner Hand zu sehen. Nach Salem war die zisterzische Regelzucht schon durch den ersten Abte Frowin gekommen.

der Freiheiten und Privilegien des Ordens, seiner Rechts- und Besizverhältnisse, und die einfache, wolgeordnete Art seiner Güterverwaltung und Hauswirtschaft — hiedurch mußten vielfach sowol äußere Stürme und Gefahren gebrochen oder gemildert, als innere Verwirrungen und Zerwürfnisse verhindert, und ein ruhiger, gemessener Fortgang der zisterzischen Klostergemeinden bedingt und gefördert werden [107].

Denn die Vortheile der Einheit, Kraft und Ordnung einer Gesellschaft kommen jedem Mitgliede derselben zu gute. Die ordensmäßige Abhängigkeit der Salmannsweiler von dem Mutterstifte zu Cisteaux, die Bestimmungen der carta caritatis, die altherkömmliche strenge Regelzucht und Hausordnung, die sorgfältige Buchführung über Einkommen, Erwerb, Rechts- und Güterbesiz — all das waren für sie wolthätige Schranken, innerhalb deren ihr reiches Gemeinwesen, wie in einem wolverwahrten Strombette, seinen sichern Gang nahm.

Hievon ist das glüklich erhaltene Stifts-Archiv noch ein sprechender Zeuge. Man wird ein vollständigeres, besser geeigenschaftetes nicht finden; denn von den ersten Stiftungsbriefen an enthält es noch sämmtliche Dokumente (nicht blos gewöhnliche Schenkungs-, Kauf-, Tausch- und Bestätigungsurkunden, sondern daneben auch Uebergabs-, Abtretungs-, Verzichts- und Sicherheitsbriefe aller Art) sowol in der Original-Ausfertigung, als in einem schon unter Abt Eberhard I begonnenen und bis in's 15te Jahrhundert fortgeführten Kopeibuche [108].

---

[107]) Bis in's 15te Jahrhundert blieb diese einheitliche Gesezgebung von entschiedener Wirkung. Damals aber entstunden im Orden mehre Congregationen, welches der Anfang vielfachen Zerfalles war.

[108]) Der s. g. Codex Salemitanus in vier starken Pergament-Quartanten.

Die Originalien sind fast alle in anständiger Größe, auf gutem Pergamente, in kräftig schöner Schrift ausgefertigt, und die Sigel daran mit Baumwolle sorgfältig umwunden und in leinenen oder ledernen Säklein so gut verwahrt, daß dieselben, wenn man sie dieser Hüllen entblöst, wie gestern erst gepräget vor uns ligen.

Während aber die Mönche von Salem durch ein so treffliches Archiv das stiftische Besitztum umsichtigst fest zu stellen und zu sichern suchten, verwahrten sie auch die Gebäulichkeiten ihres Gotteshauses, ganz im Geiste des Mittelalters, mit Mauern, Gräben, Thoren und Türmen — eine völlig städtische Befestigung, welche unter Abt Ulrich II ihre Vollendung erreichte [109]. Wir haben gesehen, wie das

---

[109]) Ulrich II (von 1282 bis 1311) ist der einzige ältere Salemer Abt, von welchem sich eine ausführliche Lebensbeschreibung erhalten hat. Diese Schrift (um 1338 verfaßt) führt die Bauten desselben in folgender Weise auf:

„Totam quasi aream claustri alio *muro* sepivit cum plurimis propugnaculis desuper, et cum *vallo* amplo et profundo. Item fecit *stabulum* seu horreum pro abbatibas sive honestioribus hospitibus; item domum *sartorie*, horreum magnum iuxta portam inferiorem, stabulum equorum in pistrino, domum *pellificum*, domum sacristae in pomerio, domum *pictorum vitrorumque artificum*. Item dormitorium infirmorum prolongari fecit, et insuper antiquum *oratorium* (Münster=Chor) nimis arctum funditus destrui et *novum ex nobili et subtili opere* cum maximis sumptibus construi procuravit, et hec intra spacium 18 annorum."

Hieraus ersieht man, wie ein festes und stattliches Kloster damals Salem war, und in welchem Wesen dasselbe geblüht, da es nicht allein Werkstätten für gewöhnliche Handwerker (Schneider, Kürschner), sondern auch für Maler und Glasmaler besaß. Nach der nämlichen Schrift zählte das Stift unter Abt Ulrich 310 Religiosen, wovon etliche in die Studien nach Paris geschikt wurden.

Da unter Abt Ulrich II zu Salem so viel und trefflich gebaut worden, muß daselbst wol eine eigene, nicht unbedeutende Bauhütte bestanden haben bis zur Vollendung des Münsters um 1430. Aus

Kloster noch im Schwedenkriege ein wol beschlossener, wehrhafter Zufluchtsort des Landvolkes gewesen.

Der löbliche Geist aber, welcher das Reichsstift Salem lange Jahrhunderte hindurch ausgezeichnet, erwarb dem dortigen Abte auch das ehrende Amt eines Generalvicars für die Zisterzienserklöster in Oberdeutschland, wodurch es an Ansehen und Einfluß nicht wenig gewann. Und daneben erschien dasselbe in gewerblicher und landwirtschaftlicher Beziehung von jeher vielfach als eine Musteranstalt für die ganze Nachbarschaft, was zumal während des Mittelalters ein höchst wichtiges Verdienst war.

---

dieser Hütte mag nun jener salemische Laienbruder Georg hervorgegangen sein, welcher zwischen 1407 und 1410 den durchbrochenen Turm der Klosterkirche und Anderes zu Bebenhausen aufgeführt. Vergl. Klunzinger, Beschreib. der Abtei Bebenh. S. 6, 11.

Von

Freiburg nach dem Isteine.

1851.

Inhalt.

Gang nach Schallstatt über St. Georgen. Geschichte dieser Gemeinde, Vogt Imbery. Fahrt über Krozingen. Die Melin und der Neumagen; Schicksale des Orts, sanktblasische Propstei, Pater Herrgott, Neugart. Fahrt an Heitersheim vorüber. Ehemaliges Großpriorat der Malteser daselbst; Verdienste und Zerfall dieses Ordens, Georg Schilling von Kanstatt, der lezte Kanzler von Ittner. Fahrt durch's Markgräfler Land (Edelbauern) Auggen vorbei. Lage und Geschichte des Ortes, der Sänger Braunwart (der mittelalterliche Minnegesang). Fahrt bis Schliengen. Lage, Geschichte des Flekens (erster Bundschuh). Wanderung über Bellingen, Bamlach, Rheinweiler, Kleinkems, über den Kloz nach Istein; Bahnbauten dieser Strecke (die 3 Tunnel), Geschichtliches der Orte, die Herren von Andlau und von Rotberg, Schiksale der Burg Istein. Rückfahrt, die Landschaft in der Abendbeleuchtung.

Sankt Georgen.

In der ersten Zeit nach Vollendung unserer oberländischen Eisenbahn hatte ich mit Freiburger Freunden eine Lustfahrt nach dem Isteiner Kloze verabredet. Der bestimmte Tag war erschienen und da er besonders schöne Witterung brachte, so beschlossen wir, bis zur nächsten Station in Schallstatt zu Fuße zu gehen.

Der Weg dahin, auf der frei gelegenen Landstraße, ist ein höchst angenehmer. Rechts die heitere Feld- und Wisenfläche um Haslach, der weitgedehnte Mooswald und die freundlichen Höhen des Kaiserstules; links das niedliche Thal von Merzhausen zwischen den schwarzwäldischen Vorhöhen [1]) und dem Schünberge; hier sodann, theils an den Bergabhang gelehnt, theils an die Straße gelagert, das Dörferkleeblatt von Ufhausen, Wendlingen und St. Georgen; endlich der zahme Tunberg mit der Kapelle von Munzingen, und dahinter die Rheingegend mit der bläulichen Vogesenkette — welch' eine reiche, sonnenheitere, liebliche Landschaft!

---

[1]) Den Hauptstock, wovon diese Berge ausgehen, bildet der 4288 Fuß hohe, 2 Meilen vom Feldberge entlegene Erzkasten.

Der Schünberg aber besonders ist die Zierde derselben, wie er sich unter den wolgefälligsten Formen einerseits etwas schroff in das Thal, und anderseits um so sanfter in die Ebene senkt, dort mit Rasen und Baufeld, hier mit üppiger Waldung, und an seinem Fuß' mit einem Saume von Weingärten bedekt. Durch diese lezteren, unmittelbar hinter den Dörfern, zieht sich die Eisenbahn, leider jedoch auf eine Weise, welche Bahn und Gegend verunziert.

Das ganze Gelände an der Bergseite hin verräth einen uralten Anbau, und wirklich erscheinen Merzhausen und Wendlingen mit dem benachbarten Ebringen und Weitnau schon unter Karl dem Großen als altbewohnte Orte [2]), während die Gefilde von Freiburg wol großentheils erst im 12ten Jahrhunderte von ihren Gehölzen entblöst wurden. Doch aber zog sich auch über die Straße bei St. Georgen noch lange ein Wald, von welchem das dortige Kirchlein umgeben war und daher die „Hartkirche" hieß, etwa zum Unterschiede von der benachbarten „Untkirche" [3]).

Es war dem heiligen Georg geweiht und von Uraltem her die Pfarrkirche für Wendlingen und Ufhausen, allwo der Pfarrer zu wohnen pflegte, bis in neuerer Zeit bei der Kirche selber, begünstigt durch einen besuchten Jahrmarkt und die starkbefahrene Landstraße nach Basel und Breisach, ein

---

[2]) Eine Urkunde von 786, worin der Breisgauer Heimo seine Güter in villa Meresusis, et in villa Maghingas (Mengen), et in villa Haslaha, et in villa Wentilinga, in pago Brisagaugensi, dem Stifte St. Gallen vermacht, ist gegeben in Witunavia am Gaugerichte. Ebringen aber kommt schon in einer Urkunde von 716 vor. Neugart. cod. Alem. I, 9, 80.

[3]) In einer päpstlichen Bulle von 1178 erscheint unter den Besizungen des Stiftes Waldkirch neben Wendlingen auch die Hartchilka, und in einer spätern von 1403 heißt sie ecclesia parochialis S. Georgii in Hartkilch, während das jezige Umkirch nach einer Urkunde von 1083 damals Untkilcha hieß.

drittes Dorf heranwuchs. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts stunden daselbst nur etliche Häuser, und gegenwärtig zählet der Ort wol gegen die fünfzig.

Diese drei Dörfer, deren Bänne schon früher in eine gemeinschaftliche Gemarkung zusammenwuchsen, bilden jezt auch kirchlich und bürgerlich nur eine Gemeinde unter dem Namen von St. Georgen. Denn hier befinden sich neben der stattlichen im Style des 15ten Jahrhunderts erbauten Kirche, nicht allein das Pfarr- und Schulhaus, sondern auch die beste Einkehr — der grüne Baum!

Kolb in seinem Lexikon [4]) gibt eine kurze Darstellung, wie sowol die Hardkirche als der Hauptbesiz zu Wendlingen und Ufhausen mit der Vogtei und Gerichtsbarkeit von dem Frauenstifte zu Waldkirch an die Karthäuser bei Freiburg übergieng, und von diesen 1390 als ein Erblehen an das freiburgische Johanniterhaus vergeben wurde.

Die Karthäuser, nach ihrem strengeren Ordensgeiste, hatten eine gewissenhafte Verwaltung über die Dörfer geführt und nun auch im Verlehnbriefe die Dorfleute vor etwaigen Bedrükungen durch die Bedingniß zu sichern gesucht, das Lehen wieder an sich ziehen zu dürfen, im Falle dieselben bei ihren alten Rechten und Herkommen nicht treulich gehandhabt würden. Diese Bedingniß konnte um so nothwendiger erscheinen, da die Johanniter schon damals nicht mehr im besten Rufe stunden. Daher erschrak auch das Volk zu Wendlingen und Ufhausen sehr über diesen Herrschaftswechsel, und seine Befürchtungen sollten sich nur zubald als begründet erweisen.

Noch waren die Johanniter kein Jahrzehent im Besize der Dörfer, als sich schon eine ansehliche Summe versessener

[4]) Die Artikel über Ufhausen und Wendlingen (III, 303, 369) gehören zu den besten dieses Werkes, da sie ganz aus den Urkunden geschöpft sind, mit welchen ich sie verglichen habe.

Zinse und eine Reihe arger Mißbräuche in der Verwaltung ergaben. Die Karthäuser suchten daher, ihr Zugrecht geltend zu machen; jene aber erhoben einen Rechtsstreit dagegen, welcher 1440 durch befreundete Herren zu gutem Glüke noch dahin gütlich vertragen wurde, daß die Dörfer dem Johanniterhause verbleiben, dasselbe hingegen die aufgelaufenen Zinse erstatten, alle Mißbräuche abthun und das Volk bei seinem alten Herkommen handhaben solle.

Dies mochte damals erfüllt worden sein; ein Geschlechtalter hernach aber hatten die Dorfleute wieder über eine Menge neuer Mißbräuche und Bedrängnisse zu klagen, was sich wie ein eiterndes Uebel fortschleppte, bis es nicht mehr zu ertragen war.

Denn während die johannitische Verwaltung viele Güter des Erblehens in Mißbau brachte, andere veräußerte, und den Forst verwüsten ließ, wurden auch die armen Leute an ihrem Holzgenusse verkürzt, mit dem Schafzehnten neu beschwert, und sonst in ihren Leistungen und Diensten willkürlich „überdrängt.“ Das Ortsgericht kam fast gänzlich in Abgang und die Pfarrei wurde so schlecht versehen, daß viele Kinder ohne Taufe und viele Erwachsene ohne die lezte Tröstung verstarben.

Die Karthäuser, von dem bedrängten Volke um Trost und Abhilfe angefleht, mahnten die Johanniter bei dem Laute des Lehenbriefes; ihre Mahnung aber wurde verachtet. Und unter dem fortdauernden Druke dieser gewissenlosen Verwaltung traf die armen Leute noch ein furchtbarer Unglüksfall; es brach ein Brand in den Dörfern aus und legte sie beinahe gänzlich in Asche.

Aber auch damit war das Maß ihrer Leiden noch nicht voll. Als der Bischof zu Konstanz erfuhr, wie der Leutpriester an der Hardkirche von den Johannitern so gering besoldet sei, daß er in Freiburg noch eine andere Pfründe habe suchen und dadurch seine Pfarrkinder himmelschreiend

vernachlässigen müssen, that er die Kirche in den Bann und ließ ihre Zugänge „verschlagen."

Und als hierauf die Dorfleute in eine Berathung zusammen getreten, wie all' dem heillosen Wesen abzuhelfen und besonders der Kirchenbann wieder zu heben sei, witterte der Komtur von Heitersheim einen „Bundschuh" gegen die Obrigkeit, überfiel eine Schaar, in der heiligen Fastenzeit, auf öffentlichem Kirchgange nach Adelhausen, mit bewaffneter Hand und ließ Etliche, ungeachtet sie ihm das Recht anboten, bei größter Kälte in's Gefängniß werfen.

Bei solch' maßlosem Verfahren des Ritterordens traten die Karthäuser entschiedener auf und zogen die Dörfer, unter Vorschub des geistlichen Gerichtes, wieder an sich. Freudig wendete sich das Volk seinen alten Herren zu.

Dieser Schritt aber veranlaßte einen langen, schwierigen, theuern Rechtsstreit, worin die Johanniter durch ihren Einfluß am Hofgerichte zu Ensisheim ein günstiges Urtheil zu erlangen wußten. Die Karthäuser dagegen legten eine Berufung an den Erzherzog ein, und da man bei Hofe doch einiges Gewissen fühlte, so ward von oben herab der Weg des Vergleiches angerathen, worauf 1480 endlich ein gütlicher Vertrag zu Stande kam.

Dieser Vertrag war indessen nichts anderes als eine zweite Auflage des frühern von 1440 und wurde auch ebenso schlecht eingehalten. Es ergaben sich neue Anstände, erhoben sich neue Irrungen und Spänne, bis die guten Karthäuser, des ewigen Haders müde, gegen eine Summe von 500 Gulden, auf ihr Eigentumsrecht an Wendlingen und Ufhausen verzichteten und die beiden Dörfer mit allen Zubehörten völlig an den Ritter-Orden überließen [5].

---

[5]) Diese Schilderung ist getreu aus den betreffenden Kauf- und Vertragsbriefen, Zeugschaften und Urtheln von 1390, 1440, 1477, 1478, 1480 und 1504 geschöpft.

Dies geschah 1504 und war ein harter Schlag für die Dorfbewohner, welche sich nun rükhaltlos in die Gewalt der übermüthigen Ordensritter und ihrer gewissenlosen Amtleute gegeben sahen. Es häufte sich daher auch bei ihnen jener Giftstoff an, dessen entfesselte Wirkungen man im Bauernkriege so schreklich erfahren mußte.

Diese blutige Zeit, wie die Trostlosigkeit der folgenden bis zum gänzlichen Erliegen während des 30jährigen Krieges, theilten die Unterthanen der Herrschaft Wendlingen mit ihren breisgauischen Brüdern im vollsten Maße.

Kaum aber hatten sich die Dörfer nach einem Menschenalter wieder etwas erholt, als ein neues Bedrükungswesen über sie ergieng. Man fieng an, ihre Frohndienste zu steigern, erstlich nur um ein Geringes, dann immer mehr, und als sie endlich um Abhilfe dieser mißbräuchlichen Neuerungen Ausschüsse nach Heitersheim schikten, türmte man dieselben ein oder jagte sie unter Drohungen nach Hause!

Auf solche Weise konnte es geschehen, daß die Unterthanen aus Furcht vor Turm- oder Geldstrafen eine Reihe unrechtmäßiger Bau-, Fuhr- und Jagdfronden leisteten, woraus man alsdann nach Verlauf einiger Jahrzehnte ein herkömmliches Recht entnahm.

Mit welcher Frechheit und Willkür die ordenschen Amtleute sofort alle aus dem Zartner Thal und den beiden Dörfern benöthigten Fuhren bis nach Heitersheim und selbst bis nach Breisach den wendlingischen Unterthanen als Fronpflicht aufbürdeten, und wie beschwerlich an Zeit und Kosten es diese zu stehen kam, müßte unglaublich scheinen, läge nicht in den Akten der unläugbare Beweis davon.

Schon war der Grundsaz geltend gemacht, daß die Unterthanen der Herrschaft Wendlingen völlig leibeigene Leute, also zu ungemessenen Fronen verpflichtet seien, als dieselben sich 1732 endlich den Muth nahmen, die österreichische Landesregierung um Abhilfe anzurufen. Dieses Unterfangen

wurde vom Orden zwar als „Aufruhr" behandelt; aber die Sache erwuchs gleichwol zu einem förmlichen Rechtsgange. Der ordensche Anwalt both dabei seine ganze Gelehrsamkeit und Sophistik auf, um die klagenden Unterthanen als mancipia oder homines glebae adscriptos darzuthun, während sie in Wahrheit als eigene Gotteshausleute [6]) mit ganz wenigen und genau bestimmten Lasten und Pflichten an den Orden gekommen.

Der endliche Erfolg des — über zwanzig Jahre hinaus geschleppten Prozesses war die Feststellung von zehen jährlichen Frontagen für jeglichen Unterthan [7]). Man ersieht hieraus, wo ursprünglich das Recht gelegen.

Betrübend erinnert dieser Prozeß an die Sünden, welche unsere älteren Juristen gegen den vaterländischen Geist begangen. Ebenso leidenschaftlich eingenommen für ihr jus romanum, als arm an tieferer Kenntniß mittelalterlicher Volksgesetze und Rechtsgewohnheiten, machten sie überall den verderblichen Grundsaz geltend: der deutsche Bauernstand sei völlig aus der Leibeigenschaft entstanden. Sie thaten dies mit einer Art von Wuth, und führten einen wahren Vernichtungskrieg gegen alle bäuerlichen Rechte.

Diese Rechte durften nicht ein Ueberbleibsel ursprünglicher Freiheit, sie mußten eine spätere Anmaßung sein, während die Herren Icti romani [8]) mit ihrem rüksichtslosen possessorio summarissimo eine Unzahl durch die Herrschaften angemaßter — listig erschlichener oder gewaltsam erzwungener

---

[6]) Wie himmelweit diese Klasse der Eigenleute von den gewöhnlichen Leibeigenen abstund, ist ein Ergebniß der getreuen Forschungen neuerer Zeit.

[7]) Nach den interessanten Prozeß-Akten von 1736 bis 1759.

[8]) Welch' verheerende Seuche diese Herren schon im 16ten Jahrhundert für Deutschland waren, schildert Hutten mit ergreifender Feder, in Münchs Ausgabe s. Schrift. II, 306 und IV, 186.

Dienste und Abgaben der Unterthanen zu rechtmäßiger Leistung stempelten. Es ist unsäglich, was einzelne Familien und Gemeinden, wie der ganze Bauernstand hiedurch an Rechtsbesiz, Wolhabenheit, Kraft und Ansehen eingebüßt.

Diese Sünden einer dünkelhaften Ueberschäzung mühesam erworbenen fremden Wissens und einer kurzsichtigen Mißachtung alteinheimischer Einrichtungen sind ein Makel an dem Ruhme unseres Gelehrtenstandes, auf welchen der Geschichtschreiber stets zurückweisen muß, damit die Geschlechter der Gegenwart und Zukunft auch alle wahren Ursachen der vaterländischen Unglüksgeschichte kennen und über dem von Außen auf die Nation gefallenen Mißgeschike die Verschuldung ihrer eigenen Söhne niemals vergessen lernen.

Wie wohl thut neben jenen Männern die Erscheinung eines bescheidenen Hauschild, welcher es in ächtdeutscher Weise gewagt, ihrer hochmüthigen Gelehrsamkeit gründlich zu Leibe zu gehen! Er schrieb keine Folianten; aber vortreffliche kleine Abhandlungen [9]) zum Schuze des „armen Mannes", ganz im Geiste seines jüngern Zeitgenossen Möser voll edlen Sinnes und tüchtiger Wissenschaft.

Wurde hier ein verdienter Mann hervorgehoben, der unserem Lande nicht angehört, so darf ich von St. Georgen nicht scheiden, ohne eines andern zu erwähnen, dessen Heimat und Wirkungskreis diese Gemeinde war. Es ist Vogt Imbery, welcher sich während der vielbewegten Kriegsjahre von 1796 bis 1815 als Gemeindevorsteher im vollsten Sinne den Namen eines Vaters seiner Mitbürger erwarb, nicht allein durch die Ratschläge seiner erfahrungsreichen Einsicht, sondern auch durch thätliche Unterstüzung aus dem eigenen Vermögen.

---

[9]) Ueber die Frondienste der Bauern, über die in Rechten gegründete Vermuthung ihrer natürlichen Freiheit, wie über Verbesserungen der Justiz (Dresd. und Leipz. 1771).

Großherzog Karl ließ ihm daher als ehrende Belohnung die silberne Medaille angedeihen [10]). Der feierlichen Verleihung, am 29ten April 1816 auf der Gerichtsstube zu Ufhausen, wohnten sämmtliche Bürger der drei Orte bei, mit einer Aufrichtigkeit der Theilnahme und Wärme der Rührung, welche nur dem ächten Verdienste gezollt werden — der schneidendste Hohn auf alle durch heuchlerischen Diensteifer erschlichene Ehrenauszeichnung.

Krozingen.

Während ich meine Begleiter mit diesen Geschichten unterhielt, kamen wir nach Wolfenweiler, wo bei einem Glase Norsinger der nächste Bahnzug erwartet wurde. Das ansehnliche Dorf ligt gegenüber von Schallstatt, am Fuße des „Batzenberges", eines lang gestrekten Vorhügels, welcher mit einem ununterbrochenen Weingarten bedekt ist.

Der beste Theil desselben gehört zur Gemarkung des Dorfes Norsingen, an welchem die Eisenbahn hart vorüberführt. Jedermann kennt den trefflichen Rothen, der daselbst wächst und sich in früherer Zeit den Namen des breisgauischen Burgunders erwarb. Wir konnten den Beweis liefern, daß er munter und redselig mache, da wir uns zu Schallstatt wie mutwilliges junges Volk in einen Bahnwagen warfen und durch kein Gepolter und Gerassel des Zuges hindern ließen, eine lange Strecke die lebhafteste Unterhaltung zu führen.

Zunächst oberhalb Norsingen, bei dem Dörflein Offnadingen, wo ehedem eine alte Malstätte des breisgauischen

---

10) Freiburger Wochenblatt, Jahrgang 1816, S. 343.

Landgerichtes gewesen, führt der Schienenweg über die Melin. Dieses Flüßlein, welches man auch den Mel- oder Mülbach nennt, hat seine Quellen am Grindenwald und im Geyersnest, bewässert zunächst das verborgene Thälchen von St. Ulrich, verstärkt sich alsdann mit ähnlichen Waldbächen und fällt unterhalb Offnadingen in den Neumagen. Es ist nicht so unschuldiger Natur, wie man schließen möchte, indem sein Wasser bei anhaltendem Regenwetter stark anschwillt, viel' Leimen aus dem Gebirge mit sich führt und dadurch die angränzenden Wiesen beschmuzt, woher den auch sein keltischer Name stammen soll [11]).

Der Neumagen, über welchen der Schienenweg bei Krozingen führt, ist das bedeutendste Wasser von der Treisam bis hinauf an die Wiese. Er entspringt noch über dem Grindenwalde, am Abhange der 3900 Fuß erhabenen Haldenhöhe, mit den Quellen der „Briznach", sammelt die zahlreichen Waldbäche, welche von der Farnweide, vom Wiedener Eck, vom Bölchen und von der Sirniz in das Münsterthal hinabstürzen, tritt bei Staufen in die Ebene hervor und ergißt sich bei Grezhausen in den Rhein.

Der Neumagen war ehedem ein gar schlimmer Bruder der sanften Melin, unter deren Namen er sich aus der Welt schleicht [12]) — ein wahrer Plagegeist der Anwohner, da seine Wasser bei ihrem starken Falle durch das Thal herab eine Menge Steine mit sich fortschwemmten und in der Ebene ligen ließen, wodurch das Bette verstopft wurde

---

11) Die gewöhnliche Schreibung Möhlin ist eine verdorbene. Melew soll im keltischen gelblich bedeuten; nach Mone (bad. Urgesch. II, 114) aber heißt Melin eine Müle. Noviomagus hat die Bedeutung einer Ebene an Bächen, wonach der Name „Neumagen" also die Gegend von Norsingen bis Heitersheim bezeichnet hätte, welche von diesen Waldwassern durchschnitten ist.

12) Offenbar nimmt der Neumagen die weit geringere Melin auf, das vereinigte Wasser aber führt den Namen der lezteren.

und verheerende Austritte entstunden. Sichtbar hatte man schon in uralten Zeiten diesen Uebelstand zu heben versucht; denn erstlich wurde hinter Staufen ein Arm des Flusses in den Eschbach hinüber geleitet, um den Abfluß zu erleichtern, und sodann das Bette durch die Ebene hin höher gedämmt, als die Oberfläche des angränzenden Grund' und Bodens, um denselben troken zu legen. Dieses war die Art und Weise, wie die Römer im rheinischen Vorlande ihren Flußbau betrieben. Seit neuerer Zeit endlich ist der Neumagen durch Regelung seines Laufes fast weniger schädlich geworden als die Melin.

Krozingen ligt zu beiden Seiten des Neumagen, in einem freien Gefilde von Wiesen und Aeckern. Denn vom Bazenberge an bis nach Heitersheim zieht sich die Gebirgslandschaft in einem tiefen Bogen zurück und umschließt eine Ebene, welche sichtbar der Melin und dem Neumagen ihre Gestaltung verdankt. Im Hintergrunde dieses Bogens stellt sich das Städtlein Staufen mit seinem stattlichen Schloßberge dar, und unmittelbar dahinter erhebt sich das Münsterthaler Hochgebirge.

Der ansehliche Marktfleken von Krozingen besteht aus dem obern und untern Dorfe, zählt gegen 1380 Seelen und besizt eine sehr fruchtbare Gemarkung, in welcher auch vorzügliches Obst gezogen wird. Ursprünglich gehörte der Ort dem Stifte Sankt Trutpert, dessen Schirmvögte, jene berüchtigten Ritter von Staufen, die Gerichtsherrlichkeit daselbst als erbliches Familiengut an sich rissen und einem Geschlechte von Edelknechten verliehen, welche nach dem Orte benannt waren. Von ihnen gedieh das krozingische Herrschaftsrecht nach einander an die Familien von Neuenfels, von Landeck, von Sikingen und von Pfirt, während von dem dortigen Güterbesize seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts so vieles an Sankt Blasien kam, daß dieses Stift den Pfleger über seine niederbreisgauischen

Besizungen von Neuenburg nach Krozingen versezte, wodurch die Propstei dieses Namens entstund.

Die sanktblasischen Pröpste führten mit ihren untergebenen Schaffnern die Verwaltung der Besizungen und Einkünfte in den verschiedenen stiftischen Amtsgebieten. Das Amt Krozingen zählte gegen 30 Lehengüter in den Ortschaften von Schallstatt bis Auggen, von denen ohngefähr 2000 Mutt Getreide fielen, wozu dann noch eine ziemliche Anzahl von Grundzinsen, Wein-, Frucht- und Heuzehenten kam [13]).

Der krozingische Propsteihof, ein ansehliches, schloßartiges Gebäude, war 1578 erbaut worden und von den Schlägen des 30jährigen Krieges in soweit verschont geblieben, daß er nicht, wie ein großer Theil des Dorfes, im Rauche aufgegangen. Geplündert und verwüstet aber haben ihn die kaiserlichen, wie die feindlichen Truppen einigemal, am unbarmherzigsten im Auguste 1634 die rheingräflichen Scharen, nachdem sie von Breisach zurükgeschlagen worden und nun ihre Wuth an dem Landvolke ausließen.

„Sie haben in der Propstei, schrieb der dortige Hausmeister nach St. Blasien, Alles so erbärmlich verdorben, daß die frühere Verwüstung nichts gegen die jezige gewesen. Alle Schlösser und Bande haben sie aufgebrochen, auch Alles gefunden, was in der Erde vergraben war, sodann den Raub nach Heitersheim getragen und vor dem Schlosse zum Verkauf ausgeboten. Ich habe es nicht abwehren können, indem sie mich und meine Frau festgenommen, übel geschlagen, bis auf's Hemd hinein ausgezogen und so jämmerlich nacher Schlatt abgeführt" [14]).

Wenden wir uns aber von diesem Bilde abscheulicher

---

[13]) Vergl. meinen Aufsaz über dies Amt Krozingen in Mone's oberrhein. Zeitschr. II, 329.

[14]) Akten der ehemal. Propstei Krozingen von 1578 bis 1780, und von 1600 bis 1785.

Kriegszeiten zu der friedlichen Erscheinung eines merkwürdigen Mannes, dessen Erinnerung sich an den Namen Krozingen knüpft — zu dem sanktblasischen Propste Herrgott. Freilich ist derselbe längst vergessen, selbst zu Freiburg, in der eigenen Vaterstadt. Wer könnte mir dort noch sagen, welches sein väterliches Haus gewesen? Und wie rühmte man sich einst des gelehrten Mitbürgers, wie ward ihm gehuldiget von Vornehm und Gering!

Dieser Mann, der Sohn des freiburgischen Bürgers und Chirurgen Johann Jakob Herrgott und der Maria Elisabetha Brenzinger, war am 9ten Oktober 1694 geboren. In der Taufe, wobei der Rathsherr und Apotheker Rieher mit der Tochter des Rathes Schächtlin zu Gevatter gestanden, erhielt er den Namen Franz Jakob [15]), nahm aber, nachdem man ihn nach St. Blasien in den Orden geschikt, den Klosternamen Marquard an. Im November 1715 legte er daselbst seine Profeß ab und wurde am 17ten Dezember 1718 zum Priester geweiht. Herrgott hatte das Glük, eine Bildung zu gewinnen, wie sie damals in deutschen Klöstern noch selten war. Denn Abt Blasius, ein großer Freund und Pfleger der Gelehrsamkeit, erkannte in dem jungen Manne, welcher sich schon als Novize durch fleißige Studien hervorgethan, ein besonderes Talent und schikte ihn daher zur ferneren Ausbildung nach Paris in die gelehrte Anstalt der Benediktiner von Saint-Germain, wo noch vor Kurzem ein d'Achery und Mabillon so ruhmvoll gewirkt.

---

[15]) Die 9 Octobr. natus, 10mo vero baptizatus est *Franciscus Jacobus Herrgott*, filius domini Joannis Jacobi Herrgott, chirurgi et civis hic, ac dominae Mariae Elisabethae Brenzinger conjugis, Patrinis domino J. Christophoro Rieher, pharmacopolâ et senatore hic, ac p. r. Annâ Magdalenâ Schechtlerin, filiâ J. Georgii Schechtelin, senatoris hic. Aus dem Taufbuche der Münsterpfarrei zu Freiburg.

Hier nun lernte Herrgott kennen, wie man durch umsichtiges Sammeln und kritisches Bearbeiten der Quellen einen sichern Boden für die Geschichtschreibung legt. Ueberhaupt aber wirkte der ächt wissenschaftliche, liberale Geist, welcher die Congregation des heiligen Maurus belebte, höchst wolthätig und fördernd auf ihn, was auch seine Richtung für's ganze Leben bestimmt hat.

Nach seiner Heimkehr erhielt Herrgott von dem neuen Abte Franz II die Stelle des Hofkaplans, wie später das Amt des Bibliothekars und Großkellers. Er hatte den Plan zu einem ausführlichen Werke über die vaterländische Kirchengeschichte entworfen und sammelte jezt emsig den Stoff dazu, wurde aber 1728 in dieser Arbeit unterbrochen durch eine Sendung an den Wiener Hof in Angelegenheiten seines Stiftes und der breisgauischen Landstände.

Mit welchem Gefühle Herrgott eine solche Störung ruhiger und geliebter Studien auch hinnehmen mochte — in Wien gieng ihm sein wahrer Glükstern auf. Denn nicht allein gewann der gelehrte und gewandte Pater das Vertrauen der Minister und die Gunst des Kaisers — auch die wienerische Damenwelt warf ihre gnädigen, freundlichen Blike auf ihn.

Und warum das nicht? War der junge Sanktblasier ja einer der schönsten Männer weit und breit. Sein hoher Wuchs mit der freien und doch gemessenen Haltung, sein edler Kopf mit dem blonden Haare und den hellen, freundlich-ernsten blauen Augen, gewannen überall Achtung und Zuneigung, und seine weiße männliche Hand war in der That zum Küssen. Wie oft, als Student zu Freiburg, betrachtete ich sein Bildniß, da es noch im Lesezimmer der Universitätsbibliothek hieng, mit eifersüchtigem Vergnügen!

Zu Wien, wo sein Aufenthalt ständig wurde, faßte Herrgott den Gedanken einer habsburgischen Stammesgeschichte und gieng auch rüstig an ihre Ausführung, nachdem er durch

den Kanzler von Kufstein eine höchst aufmunternde Audienz beim Kaiser erlangt hatte. Karl VI ernannte ihn zu seinem Rate und Historiographen, während ihm die breisgauischen Landstände die Vertretung ihrer Interessen am kaiserlichen Hofe für bleibend übertrugen.

Sein Werk (die genealogia und die monumenta augustae *Domus Austriacae*), das an Pracht und gelehrtem Fleiße damals keinem ähnlichen nachstund, wurde von einigen Seiten zwar heftig angegriffen [16]), bleibt aber immer eine sehr bedeutende diplomatische Arbeit.

Neben den weitschichtigen Arbeiten für die habsburgische Hausgeschichte verfaßte Herrgott auch den Plan zu einer Geschichte des Stiftes St. Blasien, welche mit Hilfe des gelehrten Paters Wilberz und Anderer ausgearbeitet werden sollte. Dieser Plan war aber so liberal und großartig angelegt, daß man ihn aus politischen Rüksichten und aus Scheue vor den Kosten wieder aufgab [17]). Wäre er mit den

---

[16]) Opus istud (sagt P. Heer in der Vorrede zum Anonymus Murens. denudatus) ut primum lucem aspexit publicam, *illustre, cedro dignum, sine pari* adpellatum, non potuit non multorum in se convertere oculos atque animos excitare aemulorum. Inde factum, ut alii sub personati cuiusdam *epistolographi Helvetii ad doctum quendam Saxonem*, alii sub ementito Calmeti nomine, alii alio modo famam tentare conarentur Herrgotti.

In dem hier erwähnten Sendschreiben eines schweizerischen Gelehrten an seinen Freund in Obersachsen heißt es unter Anderem: „Der Author hat quo ad rem nichts Neues prästieret, sondern nur des Eccardi Hypothese wieder aufgewärmt. Ueberall verrathet sich eine miserable Logik und ein mönchisches ratiocinium. Die Frage und Distinction num *coaevorum* an *diplomatum* in rebus genealogicis sit major fides, ist recht albern, die Controvers mit den Haaren herbei gezogen, der status derselben verkehrt, und der ganze Disput eine pure pedantische Logomachie. Auch in der Genealogie selbsten seind vil Unrichtigkeiten, Böck und errores aufzuzählen."

[17]) Vergl. hierüber Mone, bad. Quellensamml. I, Einleit. 72.

damals so reichen Mitteln und Kräften ausgeführt worden, so besäßen wir eine Klostergeschichte, welche Gerberts Werk über den Schwarzwald zwar nicht hätte entstehen lassen, dessen Wert aber sicherlich weit überträfe.

So lange Herrgott in Wien war, galt er im Heimatlande als ein Mann von großem Einflusse. Man wendete sich in viel' wichtigen Angelegenheiten vornehmlich an ihn, und seinem Gotteshause hat er, namentlich in dem fatalen Hauensteiner Prozesse, sehr ersprießliche Dienste geleistet. Der schwarzwäldische Mönch wurde auch ganz ein Höfling und verlernte in Umgang und Wirtschaft jenes genügsame, einfache, stille Leben seines großen Vorbildes [18]).

Nach einem 20jährigen Aufenthalte in der Kaiserstadt wurde Herrgott nach Hause zurükberufen — im Dienste seines Großkelleramtes, wie es hieß. In Wahrheit aber war er durch seine eifrige und standhafte Verfechtung der prälatenständischen Interessen dem Hofe lästig gefallen und dadurch Wien zu verlassen genöthiget [19]).

In Folge nämlich des leidigen Geschäfts der Steuerausgleichung hatte sich der breisgauische Prälatenstand seit länger her mit den beiden andern Ständen zerworfen, und Pater Herrgott bei Hofe nur noch den ersteren vertreten. In dieser Stellung weigerte er sich entschieden, einen einseitig abgefaßten Rezeß zum Nachtheile seines Standes zu unterzeichnen und fiel dadurch in Ungnade.

---

[18]) Mabillon, welcher die Hochachtung und Gunst Colberts besaß, dem eine königliche Pension von 2000 Livres angeboten wurde, um dessen Freundschaft die größten Gelehrten aus vielen Ländern sich bewarben — lebte wie der geringste Mönch in seiner Zelle!

[19]) Bei Erwähnung P. Herrgotts bemerkt der treffliche Abt Ph. Jakob zu St. Peter in seinem Tagebuch: Vir doctissimus et pluribus editis libris clarissimus, qui jura et libertatem Statuum praesertim ecclesiastici semper *acerrime* defendit et ob id Viennâ *discedere coactus est.*

Natürlich drang er nun darauf, von Wien abzukommen und betrieb seine Heimberufung seit 1748, während die Prälaten noch 1750 in einer Zusammenkunft beschlossen, daß für sein ferneres Verbleiben in Wien zu unterhandeln sei, da er nur gethan, was seine Pflicht gewesen.

Indessen aber wäre Herrgott einer demütigenden Entlassung von Hofe nicht entgangen — ohne die besondere Verwendung eines der Minister, welcher die Verdienste des gelehrten Paters um das Erzhaus so weit geltend zu machen wußte, daß die Kaiserin dem Abte von St. Blasien bedeuten ließ, es würde ihr angenehm sein, wenn er seinen Großkeller unter einem ehrenhaften Vorwande selber zurükberufen wollte [20].

Diese Geschichte erregte viel böses Blut unter den Prälaten, und Abt Meinrad entschädigte unsern Pater Marquard für die erlittene Kränkung auf's Erkenntlichste, indem er ihm die Statthalterei der Herrschaft Staufen und Kirchhofen nebst der Propstei Krozingen übertrug, damit derselbe in der Nähe von Freiburg sein gelehrtes Werk um so ungehinderter fortsezen könne. Herrgott besorgte daher noch von Wien aus die Herstellung des krozingischen Propsteihauses auf eigene Kosten, um es ganz nach seinem Geschmake zu bewohnen.

„Nachdem Seine hochfürstliche Gnaden, schrieb er darüber an den Amtmann zu Staufen, mich wiederholt versichert, daß ich zu Krozingen lebenslänglich zu verbleiben habe, so werde ich mir auch ernstlichst angelegen sein lassen, diesen meinen Wittibsiz gut und comod einzurichten" [21].

---

[20]) Diese Nachrichten, wie die meisten folgenden, sind aus dem eben erwähnten Tagebuche.

[21]) Schreiben vom 10ten April 1748. „Zu solchem Ende, fährt er darin fort, habe Seine Hochfürstliche Gnaden bittlich belanget, mir die in denen Herrschaften Staufen und Kirchhofen befindliche Baumaterialien verabfolgen zu lassen; getröste mich auch einer

Nachdem Herrgott im Sommer 1750 sein Breisgauer Tusculum bezogen, widmete er, unter Mitwirkung des gelehrten Paters Heer, den größten Theil seiner Muße den monumentis, und schon 1753 erschien der 2te Band davon, dessen Vorrede mit einem dabam in museo nostro Crozingae schließt. Der 3te Band jedoch wurde erst 1760 vollendet, weil anderweite Geschäfte den Verfasser in dieser Arbeit vielfach unterbrachen.

Denn bis in seine lezten Tage blieb Herrgott der thätigste Förderer aller Angelegenheiten des breisgauischen Prälatenstandes, in dessen Versammlungen er meist die Stelle des Präsidenten, seines Fürstabtes, vertrat. Der Geist aber, der ihn dabei leitete, war derjenige des Gerechten und Billigen. Mit Vergnügen liest man, wie der strenge Vertheidiger seiner Standesrechte gegen die Eingriffe der Regierung das Interesse der Unterthanen gegen die Härte der Prälaten einst so lebhaft in Schuz nahm, daß sie für gut erachteten, sein Votum aus dem Protokolle zu vertilgen.

Eine Lieblingsbeschäftigung fand Herrgott in der Oeko-

---

gnädigsten Entsprächung, als das Gebäu nicht allein für mich, sondern für das Gotteshaus unternohmen wird."

„Ferners habe nach St. Blasien geschrieben, daß Euer Hochedelgestreng der Befelch aufgetragen werde, zu der Pflanz-Schul der Maulbeer-Bäumen einige herrschaftlichen Güter herzulassen, mit dem Beysatz, daß ich die Pflanzen zahle, wie ich dann auch effective 250 Gulden zu der disfähligen Unternehmung vorgeschossen."

„Weilen ich übrigens in der Würthschaft sehr Vieles auf Immen und Schaafe halte, so beliebe Euer Hochedelgestreng die Sorg zu übernehmen, 10 bis 12 Immenkörb nacher Krozingen zu verschaffen, und mich zu belähren, ob ich nicht auch bei der herrschaftl. Schäferey 30 bis 50 Stück Schaafe könnte mit waiden lassen."

„Zwar werden die Baumschuel, der Blum- und Lustgarten ein großes stück Wiswachs wegnehmen; allein ich fresse kein Heu, und das decorum der Probstei erfordert, daß darin ansehnliche gärten angelegt seien, welche auch ihren nuzen bringen."

nomie, namentlich in der Bienenzucht und Maulbeerpflanzung, welche damals im Breisgau zur Mode geworden. Im Uebrigen lebte er nach altgewohnter Art höchst lieberal und gastfreundlich mit Freunden und Bekannten, bald zu Krozingen, bald zu Freiburg im väterlichen Hause [22]), oder auf kleinen Ausflügen in die Nachbarschaft.

Seine Wiener Pension von 4000 Gulden wurde ihm nach sechsjährigem Stillstande in einer Summe nachträglich ausbezahlt; aber sowol dieses schöne Geld, als noch 7000 Gulden vom eigenen Vermögen giengen in wenig Jahren darauf. Freilich verschlangen die Monumenta das meiste davon; wie indessen auch das übrige in Kurzem aufgezehrt sein mußte, erklärt uns folgende Anekdote.

Als Herrgott einst in den drei Königen zu Basel mit seiner Bedienung etliche Tage logiert hatte, wurde ihm eine Rechnung von 500 Gulden vorgelegt. Erstaunt darüber verlangte er eine Spezifikation, worauf ihm der Wirt eine solche einhändigte, welche aber ganz bescheiden war. „Ja, wo finden sich denn hier die 500 Gulden", fragte der auf's neue Verwunderte. „Euer Hochwürden, Herr Statthalter", entgegnete der Wirt, „es haben, seit ich auf diesem Hause bin, so viele geistliche Herren aller Orden bei mir eingekehrt und mich mit der Zeche immer an den lieben Herrgott gewiesen, daß ich Sie jezt als den Verheißenen festhalte." Herrgott lächelte über diesen Einfall und ließ die ganze Summe großmüthig ausbezahlen.

Ueber Herrgotts lezte Tage und seinen Hintritt schrieb Pater Heer den 16ten Oktober 1762 von Krozingen aus an einen Freund: „Unser Pater Marquard verschied am 9ten dieses Monats, etwas vor 5 Uhr Abends, just an

---

[22]) Es war das Eckhaus neben dem von gleichensteinischen an der langen Straße, worin sich gegenwärtig die Durst'sche Handlung befindet.

seinem Geburtstag, im 68 Jahr seines ruhmvollen Alters, an einer langwierigen Wassersucht. Er hatte den Tod standhaft und christlich, mit vollkommener Ergebenheit in den Willen Gottes erwartet. Seine Geduld war die ganze Krankheit hindurch außerordentlich, indem er nicht einmal über Schmerzen klagte, obwol er sich stark aufgelegen. Sein Hinscheiden war sanft und fast unbemerklich; er blieb auch bei vollkommenem Verstand, bis er in eine kurze Agonie verfiel. Sein Leichnam ist in der allhiesigen Kapelle beigesezt worden."

Diese Kapelle, welche Herrgott eigens hatte erneuern und ausmalen lassen, bestehet noch und wird von dem gegenwärtigen Besizer des ehemaligen Propsteigebäudes, Herrn Baron von Röder, im besten Stande mit demselben erhalten. Am Herrgotts- oder Fronleichnamstage öffnet man sie in reicher Ausschmükung dem Volke, und es könnte wol sein, daß der mißverstandene Name unseres Paters hiebei mit in's Spiel gekommen. Der Grabstein Herrgotts ligt neben den Steinen seines Vor- und Nachwesers vor den Stufen des Altares und trägt folgende Inschrift:

D. O. M.
ET.
AETERNAE. MEMORIAE.
PL. R. D. P. MARQVARDI. HERRGOTT.
CELS. AC. REV. PRINCIPI. ET. ABBATI.
S. BLASII. IN. SILVA. NIGRA.
A. SECRETIORIBUS. CONSILIIS.
VICES. GERENS. HVIVSQVE. LOCI. PRAEPOSITVS.
S. C. R. ET. APOSTOL. MAIESTATI.
A. CONSILIIS. ET. HISTORIA.
SATIS. EST.
EIVS. ENIM. LAVDES.
HOC. SAXVM. NON. CAPIT.
VIXIT. ANNIS. LXVIII.
OBIIT. A. D. MDCCLXII. IX. OCT.
IPSO. SVO. DIE. NATALI.
R. I. P.

Der würdigste von Herrgotts Nachfolgern in der krozingischen Propstei war kurz vor der Aufhebung St. Blasiens noch Pater Neugart, ein Gelehrter, dessen Leben kein so glänzendes und begünstigtes war, der ihn aber an Gründlichkeit und Geschmak weit übertraf. Mit dieser entsprechenderen Gelehrsamkeit hat er den herrgottischen Plan einer Geschichte des Bistums Konstanz meisterhaft ausgeführt. Die damalige stürmische Zeit unterbrach aber den Druck des Werkes, und die folgende hat während 30 langer Friedensjahre keine Mittel gefunden, ihn zu vollenden!

Heitersheim.

Bei Eschbach, eine gute Wegstunde von Krozingen, tritt das Gebirge wieder bis an die Eisenbahn hervor, doch nur in einem sanften Geschiebe, welches sich erst bei Heitersheim zu einer fortgesezten Hügelreihe erhebt. Diese Hügel, im Schmucke ihrer Weingärten und Obstbäume, mit dem weiten Acker- und Wisenland am Fuße und dem Hochgebirge im Rücken, bilden eine wunderliebliche Landschaft, aus deren Schoße das Städtlein, mit seiner neuen Kirche und dem alten Schloßgebäu, gar freundlich hervorschaut.

Heitersheim ligt längs des Salzbaches, zur Linken malerisch an Rebhügel gelehnt; aber seine Ansicht aus der Ferne erwekt ein sonderbares Gefühl von Stille und Vereinsamung. Und welches Leben bewegte sich einst darin, als es noch der Siz des Johanniter Großpriors deutscher Zunge und der Mittelpunkt eines Fürstentumes war — welches bunte, muntere Leben, wenn ein Fest gefeiert wurde, oder wenn sich die Ritter zu einem Kapitel versammelten und das Volk der Umgegend sich indessen bei Markt und Tanz erlustigte!

Noch vor 50 Jahren herrschte dieses Leben, nachdem der Ritterorden durch Napoleons Wegnahme von Malta schon die erste tödtliche Wunde empfangen. Aber die Malteser hatten nie einen beliebten Namen im Breisgau, und damals, wie zum schlimmen Ende, am allerwenigsten.

„Die Geschichte des Malteser-Ordens, sagt ein Schriftsteller, welch' ein Altarblatt im Tempel Clio's! Das Grab des Erlösers, die abenteuerliche Welt der Kreuzzüge, die Pracht des Morgenlandes, das fromme Heldentum zu Jerusalem, der Kampf gegen die Osmanen, die Größe der Wenigen auf Rhodus, die Anblümung des Felsens von Melite." Wohl ein reicher, herrlicher Stoff; daneben aber hatte sich auch ein anderer angehäuft, und es müßte den Geschichtschreiber doch abschreken, das Leben einer Gesellschaft zu schildern, wo einer glänzenden Jugend ein zweideutiges Mannes- und ein garstiges Greisenalter gefolgt.

Was die Johanniter anfänglich in Verpflegung verwundeter und erkrankter Kreuzfahrer, wie in manch' anderer Förderung der christlichen Sache gethan und geleistet; mit welcher Tapferkeit sie nach ihrer Vertreibung aus dem heiligen Lande die neuen Hauptsitze Cypern, Rhodus und Malta gegen den Halbmond vertheidigt — jene heldenmüthigen Kämpfe unter de Villier und la Valette, wer wird das nicht bewundern und ehren; zeigte diese Ruhmessäule nur keine so breite, dunkle Schattenseite!

Nachdem der bescheidene Verein jerusalemischer Spitalbrüder durch den ritterlich frommen Sinn des Mittelalters zu einer weit verbreiteten Gesellschaft herangewachsen und übermäßig reich geworden, wich jener Geist, womit solche Anstalten groß und wolthätig wirken, dem emporwuchernden Unkraute des Uebermuthes und der Sittenlosigkeit.

In Deutschland tadelte man schon unter Kaiser Friderich III die glänzenden Curien, die überfüllten Küchen und Keller, die hochmütige Eitelkeit, Verweichlichung und Schwel-

gerei, den lauen Gottesdienst und die schlechte Regelzucht der Johanniter [23]), wie der Deutschherren, und sah weder Zwek noch Nuzen in ihrem Dasein. „Was ist das für eine Ritterschaft", spöttelte Meister Hämmerlin, „sie wallfahrten zum heiligen Grab' wie alte Weiber, und die meisten vergießen kein ander Blut, als das ihrer Aderlässe."

Und es wurde nirgends besser. Mit derselben scheuelosen Ausschweifung, welche schon auf Cypern ihren Namen so sehr in Verruf gebracht, verwandelten die Ritter auch die neue Hauptstadt Valette in ein großes Serail und fanden dafür noch schimmernde Beschönigungen. „Man macht uns hierum Vorwürfe, sagten sie — uns, die wir zwischen der Gluht des Aetna und den brennenden Gefilden von Tripolis athmen? Ihr nordischen Pedanten, welche die Natur mit kalter und träger Hand geschaffen, bei euch ist Enthaltsamkeit eine leichte Tugend, und ihr vergesset es, daß sie unter diesem Himmel, wo die Sonne den Felsen verkalkt, wo das Blut wie Vitriol durch die Adern wallt, ein Wunder sein würde" [24]).

Freilich schienen die Gelübde mönchischer Keuschheit und Armut bei einem völlig militärisch gewordenen Ordensvereine keinen Wert mehr zu haben; aber es war eine Täuschung, welche ihn um den Ruhm größerer und dauerhafterer Leistungen gebracht hat.

Denn auch das Gelübde des Gehorsams verlor dadurch an seiner Unverbrüchlichkeit, und dem innern Verderbnisse

---

[23]) Mit wie viel Grund, bewiesen die Ordensherren zu Bern, welche in einem Jahre 4800 Maß Wein verbrauchten (es waren ihrer nur Viere), und ihren Meister des Atheismus, des Spiels, der Schwelgerei beschuldigten, während er sie Hurer und Esel nannte. S. Müller, Schweiz. Gesch. IV, 270.

[24]) Aus der Broschüre: Sur quelques contrées de l'Europe ou lettres de chvealier de * a Madame la comtesse de *, 1790.

waren Thor und Thüre geöffnet. In vielen Ritterhäusern riß ein solcher Ungehorsam, ein solcher Verfolgungsgeist gegen streng gesinnte, ordnungsliebende Komture ein, daß selbst die Lobredner des Ordens bittere Klage darüber führten.

Hätte der Johanniter-Orden in dem strengen, folgerechten Geiste der Gesellschaft Jesu seinen großen Zwek verfolgt, so mußte es ihm wol gelingen, jenen vielseitigen, begeisterten Bestrebungen des 16ten Jahrhunderts gegen den Halbmond ordnende Einheit und ausführende Kraft zu geben. Einem so vereinten und geleiteten Angriffe aber wäre der allgemeine Feind sicherlich erlegen, und zu Byzanz herrschte das Zeichen des Gekreuzigten wieder.

Und daheim — was würde sich an dies Ereigniß geknüpft haben! Die wachsende Uebervölkerung, die müßige Jugend, das gardende Volk, die sich drängenden, durchkreuzenden und hemmenden, zumal in Deutschland gefährlichen Kräfte — all' das hätte einen großen, natürlichen, heilsamen Abfluß gewonnen; mit ungleich weniger Aufregung und Leidenschaft wären die Fragen des Reiches und der Kirche behandelt, und ohne Zweifel die zwei Grundübel jener Zeit, Bauernkrieg und Glaubenstrennung, glüklich abgeleitet worden [25]).

Und auch abgesehen von seiner kriegerischen Bestimmung, wie hätte der Orden als großer Grundbesizer ein Beispiel weiser Verwaltung geben können! Aber das Volk ihrer Gebiete betrachteten die stolzen Ritter als ein Lastthier, welches tragen und leisten müsse, was man verlange, und

---

[25]) Wer hierin eine bloße Träumerei finden wollte, der lese Huttens herrliche Rede für einen allgemeinen Türkenzug. Dort ist alles ausführlich begründet, was ich in Kürze angedeutet. Habeatur schließt der Redner, habeatur ratio imperii, ratio communis religionis. Unicum consilium est, foris bellum gerere, quo exeat juventus, ut minuatur domi multitudo, *ne seditionem induat Germania.*

den Ueberfluß ihrer unermeßlichen Einkünfte, welcher ordensgemäß der kirchlichen Armenpflege zukommen sollte, hingen sie an ihre Familien, oder vergeudeten ihn am Spieltische oder mit Buhldirnen und Günstlingen.

So hatte sich der Orden immer weiter von seinem Zweke entfernt und sank endlich zu einer blosen Versorgungsanstalt für die nachgebornen Söhne adeliger Familien herab. Ja, 1727 schloß er sogar — er, dessen eigentliche Aufgabe es war, den „Erbfeind der Christenheit“ unaufhörlich zu bekämpfen, mit der Pforte einen Friedensvertrag!

Die maltesischen Waffen konnten also nur noch gegen die Korsaren des Mittelmeeres gekehrt sein; aber auch hier erlahmte ihre Thätigkeit, und die vier Karawanen, welchen sich jeder neue Ordensritter unumgänglich [26]) zu unterziehen hatte, wurden ein leeres Ceremonien-Spiel. Die Karawanen-Schiffe suchten ein parmal die offene See und kehrten gewöhnlich zurük ohne einen Feind nur gesehen zu haben. Gleichwol war damit der wichtigsten Ordenspflicht ein Genüge geleistet und die Gefahr für's ganze fernere Leben vorüber.

Aus einer der schönsten Lehren des Evangeliums war der Johanniter-Orden hervorgegangen — und was ist aus ihm geworden! „Nicht ohne Wehmut“, sagt Schiller [27]), „sieht der Weltbürger die herrlichen Hoffnungen getäuscht, wozu ein so erfreulicher Anfang berechtigte; aber dies Beispiel bestätigt nur die alte Wahrheit, daß nichts Bestand habe, was dem Wahne und der Leidenschaft verfällt.“

Schon seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts besaß der Johanniter-Orden in Freiburg ein Komtureihaus, welches 1287 aus der Hand des Rittergeschlechtes von Schliengen

---

[26]) Und auch dieses nicht einmal, da sich viele Ritter durch den Papst oder ihre Landesfürsten davon dispensieren ließen!

[27]) In der Vorrede zu einer Uebersezung Vertots.

einen Hof zu Heitersheim und von Markgraf Heinrich II zu Hachberg [28]) die dortige Vogtei und Gerichtsbarkeit erwarb. Bald war der Orden im Besize des ganzen Dorfes, worauf mit dem Verlaufe der Zeit auch die Orte Griesheim, Gündlingen, Bremgarten und (wie wir gesehen) die Herrschaft Wendlingen an ihn gediehen.

Als nun unter dem Ordensmeister Hegenzer (von 1505 bis 1512) das Ritterhaus in Freiburg zum Size des deutschen Großpriorats erwählt wurde, übertrug man denselben nach Heitersheim, wo er auch fortan verblieb und das freiburgische Mutterhaus völlig verdunkelte.

Ein Verzeichniß der heitersheimischen Großpriore theilt uns Kolb [29]) mit; aber in der langen Reihe von Namen liest man nur wenige, welche auch der allgemeineren Geschichte bekannt sind, und unter den wenigen nur einen von größerer geschichtlicher Bedeutsamkeit — den des Georg Schilling von Kannstatt. Werfen wir daher einen Blik auf das Leben und Wirken dieses ehrenfesten, vielverdienten, trefflichen Mannes.

Das noch bestehende Geschlecht der Schillinge ist eine Auszweigung jenes alten Ritteradels, welcher von den Ahnen des Hauses Wirtenberg mit Besizungen zu Kanstatt am Neckar ursprünglich belehnt war und sich von daher schrieb, auch als redendes Wappen eine Kanne im Sigel führte. Die Familie soll das Lehen des Erbschenken-Amtes zu Schwaben, welches ihr 1514 Kaiser Max I bestätigte, schon von Herzog Konradin erhalten haben. Sie war immer ungemein zahlreich an Gliedern und lieferte der schwäbischen

---

[28]) Während er selbst in hohem Alter noch Deutschritter wurde, trat sein jüngerer Sohn Hermann in den Johanniter-Orden.

[29]) Auch der Artikel Heitersheim ist bei ihm ein guter, urkundlich getreuer. Sein Verzeichniß stimmt mit einem andern (unter den heitersh. Akten) ziemlich zusammen.

Ritterschaft manchen stattlichen Kempen, wie ihren Landesherren eine Reihe verdienter Räte und Diener [30]).

Zu diesen leztern gehörte Heinrich Schilling, Ritter, Erbschenke von Schwaben, Herr zu Wielandstein, Rat Herzog Ulrichs und Vogt zu Vaihingen — ein in vielen Geschäften des Krieges und Fridens gebrauchter Mann. Aus erster Ehe hatte er vier, und aus zweiter (mit Dorothea von Venningen, Witwe eines Herrn von Hirschhorn) drei Söhne, worunter Georg der älteste war.

Derselbe erhielt mit seinen Brüdern eine gute wissenschaftliche Erziehung; der feurige Jüngling aber fühlte mehr Neigung für die kriegerische Laufbahn. Nach einiger Dienstzeit im kaiserlichen Heere, folgte er dem Beispiele seines Stiefbruders Philipp und trat in den Johanniter-Orden, um als ächt christlicher Ritter gegen den drohenden Erbfeind des heiligen Kreuzes zu fechten.

Bald zeichnete sich Georg Schilling unter den Ritterbrüdern sehr vortheilhaft aus, stieg allmählig empor, wurde Komtur zu Tobel und endlich Statthalter des Großbailys der deutschen Zunge. In dieser Eigenschaft befand er sich zu Rhodus, als die Insel im Sommer 1522 von den Türken angegriffen wurde [31]). Es erfüllte ihn, wie den Großmeister von Villier, mit tiefer Betrübniß, daß an dem verhängnißvollen Ereignisse der Orden selber nicht ohne schwere Verschuldung war. Denn viele Ritter hatten durch Seeräuberei und Treulosigkeit den christlichen Namen geschändet und den Feind zum Aeußersten gereizt [32]).

---

30) Der 1822 verstorbene Geheimrath K. F. von Schilling gab 1807 eine ausführliche Gesch. seiner Familie heraus, welcher wir diese Nachrichten entnahmen. Ueber den Großprior selbst ist das Werk ziemlich mager.

31) Pantaleon, prosograph. heroum German. III, 333. Petri Suevia ecclesiast. 398.

32) Als der schafhausische Ritter Hans Stockar mit andern Edel-

Die türkische Macht zählte 200,000 Mann, die Ritter bildeten ein Häuflein von Fünfhunderten mit 4000 Soldaten! Gleichwol behaupteten sie sich ein halbes Jahr hindurch mit bewunderungswürdiger Ausdauer. Ja, wäre auch nur ein Theil der gehofften Hilfe eingetroffen, so würde ihnen der Lohn ihrer Tapferkeit, ein glänzender Sieg, nimmer entgangen sein.

Aber der Unstern des Ordens vereitelte die Ankunft der verschiedenen Hilfszüge, welche sich aus England, Frankreich und Italien eingeschifft. Die Bevölkerung von Rhodus war schwierig geworden; die Festungswerke lagen nidergeschossen, die Gräben mit Leichnamen angefüllt, und sowol der Pulver- als der Lebensvorrat reichte nur noch auf wenige Tage hin. Diese Lage nöthigte den Großmeister, welcher sich lieber unter den Trümmern der Stadt begraben hätte, endlich zur Uebergabe. Die Bedingnisse waren ehrenvoll und Soliman erfüllte sie getreulich [33].

Die Rhodiser suchten ihr Unterkommen nun zunächst in Italien, und von da aus schrieb Schilling das folgende Jahr [34] an seinen Großprior nach Heitersheim: „Wir lebten zu Rodis durch Tag und Nacht in großer Gefahr, ohne aller Welt Hilfe, und sind nit unredlich gewichen aus Verzagtheit, sondern wer sich als Kriegsmann darauf ver-

---

leuten 1519 eine Pilgerfahrt in's heilige Land machte, sprachen sie auch auf Rhodus ein, wo ihnen der Großmeister mit Wehmut dies entdekte. Schafhaus. Chron. I, 147.

[33] Ein getreues und lebhaftes Bild dieses Heldenkampfes der Rhodiser geben die im vollen Gefühle der mitgemachten Vertheidigung und des erlittenen großen Verlustes geschribenen libri III de bello Rhodio authore Jacobo Fontano bei Schard, collect. Scriptor. Germ. antiq. II, 961.

[34] Briefe des Joh. Ord. Bailly G. Schilling von Kanstatt an den Ordensmeister in Deutschland von 1523 bis 1539, in den Schriften der geschichtsforsch. Gesellsch. zu Freiburg I, 509.

steht, wird sagen, wir haben uns wie nur möglich als aufrechte, fromme Leut' bewiesen, und ist auch nie erlebt worden, daß eine Stadt ohne Hilf' vor einer solchen Macht sich also lang gehalten."

In einem andern Briefe [35]) schrieb er: „Wir sind nakend und krank von Rodis kommen, ziehen umher wie die Zigeuner und wissen noch nit wohin. Wir hoffen auf den heiligen Vater und unsern Herrn den Kaiser, die in gutem Willen stehen, uns zu helfen. Aber Not und Krankheit haben uns gezwungen, das Silber, so wir neben unsern Büchern und Briefen mit großer Mühe und Arbeit darvon gebracht, zu verkaufen, und bitten Euere Gnaden, uns das nit für übel zu halten."

Diese Lage forderte von den einzelnen Rittern empfindliche Opfer an Geld und Ruhe; Schilling aber, in seiner edlen Sinnesart, war mehr als hierum über die Gefahr besorgt, welche der gemeinsamen Sache des Ordens drohte. „Denn bei längerem Verbleiben an terra firma", schrieb er nach Hause, „verlieren wir Ehr' und Gut und zulezt noch den ganzen Orden, welchen unsere Vorfahren immer mit dem Schwert' in der Hand gehalten haben. So sind sie von Jerusalem gen Cyppern kommen, von dannen auf das öde Macra und haben endlich Rodis gewonnen."

Die Ansicht Schillings theilten mit der deutschen auch die englische, italienische und bevorab die spanische Zunge, als der Orden 1527 vom Kaiser die Erlaubniß erhielt, sich in dessen Bereiche einen „nüzlichen Ort" zum neuen Hauptsize auszuwählen. Man stimmte großentheils für die Insel Malta, und unser Komtur verfocht diese Wahl auf's lebhafteste gegen die französischen Ritter, welche einen Ort wollten, wie er ihrem Könige gefällig sei.

---

[35]) Aus Pistoja vom 12ten Juli 1523.

„Unsere Vorfahren, sagte er [36]), haben Rodis mit dem Schwerte erobern müssen, dessen wir bei Malta nit bedürfen; denn das Volk begehrt uns mit aufgehobnen Händen. Das hab' ich selber gesehen und gehört, als ich mit Andern dahin geschickt worden. Wehe dem, welcher dagegen ist; er wird in der andern Welt noch dafür leiden müssen! Denn klarlich ersieht man, daß der Orden, wofern er nicht bald einen Ort annimmt, zu nichten gehen wird."

Inzwischen war ein Generalkapitel nach Rom bestimmt worden, und obwol Schilling von dessen Erfolge wenig Gutes erwartete, war er doch entschlossen, seiner Zunge dabei nichts zu vergeben und sich standhaft an die Spanier zu halten, welche im Einklange mit derselben die vernünftigste Haltung bewiesen. Er bethätigte auch seinen Entschluß auf's Ritterlichste.

Der Großmeister mit seinen Franzosen arbeitete aus allen Kräften daran, den neuen Ordenssitz im Gebiete Frankreichs zu gewinnen. Zu diesem Zwecke suchte er vor allem, die deutsche Zunge von der spanischen wieder abzubringen und glaubte Solches am sichersten durch die Bearbeitung Schillings zu erreichen; es mißlang ihm aber völlig, wie der Brief des Komturs aus Viterbo in Folgendem weiter meldet.

„Jüngest sind meines gnädigsten Meisters Sineschalk und andere von Hof zu mir kommen und haben viel Dings gesagt, um mich auf ihre Meinung zu bringen. Es stände der deutschen Zungen halb nur an mir, und so ich wölle, werden die Andern nit darwider sein. Da hab' ich's ihnen aber straks abgeschlagen. Also ist der Meister fast übel mit mir zufrieden, daher erwarte ich auch wegen der Komturei de gratia nichts von ihm."

„Der Meister und die Franzosen geben vor, dieweil der Krieg zwischen den Herren der Christenheit währe, werde

[36]) Brief aus Viterbo vom 31ten März 1527.

dem Orden nicht möglich sein, einen Ort anzunehmen, darum solle er bis zum Frieden verziehen oder wegen Malta zuvor Botschaften an die Herrn abschiken und sehen, ob sie und der König von Frankreich damit zufrieden wären. Darauf antworteten die vier Zungen, es seie genug an den Gewaltbriefen, so der Meister von Kaiser und Königen mit sich gebracht; weitere Botschaften sollen nit eher abgeschikt werden, als bis wir all' einhelliglich solchen Ort angenommen. Wo wir aber auf zweierlei Fährten wöllten jagen, würden wir wenig fahen."

Dieses feste Auftreten that seine Wirkung. Als am 15ten Mai 1527 das Generalkapitel abgehalten wurde, entschied man sich einhellig für Annahme der Insel Malta, wenn der Kaiser sie dem Orden frei und ledig überlasse [37]). Solches geschah denn auch; derselbe erhielt 1530 durch eine feierliche Urkunde die drei Eilande Malta, Gozzo und Comino nebst der Stadt Tripolis, als ein ewiges Freilehen der Krone Sizilien, zur Gründung eines neuen Bollwerks gegen den gefürchteten Halbmond.

Schilling war inzwischen Komtur zu Ueberlingen geworden, und sehnte sich um so lebhafter nach Deutschland zurück [38]), als ihm nicht entgieng, wie sehr er's „gegen seinen Meister verscherzt habe." Woher es aber gekommen sein mag — er wurde nicht abgelöst, sondern als Statthalter und Gouverneur nach Tripolis geschikt. Daß man ihm diese schwere und wichtige Stelle übergab, bewies ein großes Vertrauen, und er rechtfertigte es auf die rühmlichste Weise. Hätte der Ritterorden nur mehrere Kriegsmänner seines gleichen gezählt!

---

37) Schillings Brief aus Corneta, vom 22ten Juli 1527.

38) Schon im Winter 1523 hatte er an seinen Großprior geschriben: „Ich verhofft, mit Euer Gnaden Hilf bald dussen zu sein", und 1527 schrib er: „Ich kann Niemands ersehen, der mich erlösen wöll."

Haradin, genannt Barbarossa [39]), das Haupt der afrikanischen Seeräuber, welchen der türkische Kaiser zum Befehlshaber seiner Flotte gemacht, hatte den König von Tunis vertrieben und sich zum Herrn dieses Reiches aufgeworfen, und bedrohte von dem an das ganze Mittelmeer. Da unternahm Kaiser Karl V jenen Zug nach Tunis, welcher durch Eroberung der Stadt und Befreiung von 22,000 Christen-Sklaven so berühmt geworden. Dieser Fortschritt der christlichen Waffen aber reizte die Barbaren, und der Korsare Airadin unternahm einen Angriff auf Tripolis.

Seine Absicht war, die Stadt zu überrumpeln. Der Gouverneur jedoch hatte diesen Anschlag erkundschaftet und sich darauf vorgesehen. An der Spize seiner geringen Besazung erwehrte er sich eines wüthenden Sturmes der entflammten Feinde auf's Ritterlichste. Ueberall, wo die Gefahr am größten, zeigte er sich und verdoppelte dadurch den Mut der Seinigen. Airadin erhielt eine Schußwunde, worauf die Barbaren mutlos von der Stadt abließen und flüchtig das Feld räumten.

Damit indessen war die Gefahr nicht entfernt; denn Airadin und seine Gesellen bedrohten noch fortwährend die Stadt und Umgegend. Als daher einige maurische Häuptlinge, welche er vertrieben, bei dem Statthalter zu Tripolis Hilfe suchten, veranlaßte Schilling einen Zug der maltesischen Galeeren gegen die verwegenen Feinde und züchtigte sie dabei auf's Empfindlichste [40]).

---

[39]) „Dieser Barbarossa ist geboren (auf Lesbos) von einer Christenfrauen, und ist ein armer Tropf gewesen, daß er in seiner Jugend hat Käs in Hispania umhergetragen und verkauft, wie Etlich' von ihm sagen. Darnach hat er auf dem Meer angefangen rauben und streifen, und ist davon so trefflich reich geworden, daß er einen großen Anhang, und zulezt mit Listen und Tyrannei das Königreich Algier überkommen, sich zum Türken geschlagen, und mit großem Glük viele Kriegshändel auf dem Meere geführt." Münster.

[40]) Vertot, hist. de cheval. hospit. de *St. Jean.* III, 170.

Welches Vertrauen und Ansehen der Statthalter sich durch diese Haltung bei den Afrikanern erwarb, zeigt ein Brief des wieder eingesezten Königs von Tunis an ihn. „Euch, schrieb derselbe[41]), dem edel gestrengen, unter dem Christenvolk hochberühmten Herrn; dem Deutschprior und Befehlshaber zu Tripolis, senden wir unsern Gruß, und erbieten uns wiederholt zu Allem, was Euch angenehm und uns möglich sein mag, in bereitwilligster Liebe und Ergebung, indem wir mehr nicht zu sagen brauchen, als wie uns Eure Vortrefflichkeit schon lange die Ueberzeugung gegeben, daß wir in Euch den zuverlässigsten Schuz und Schirm unserer Person und unseres Reiches besizen."

Bei solchem Gedeihen der eigenen Thätigkeit mußte es für Schilling, dessen geübter Blik bald alle Verhältnisse durchschaute und richtig beurtheilte, um so schmerzlicher sein, daß vom Orden aus für Tripolis so wenig geschah. Er hatte schon wiederholt auf die Wichtigkeit dieses Plazes aufmerksam gemacht und eindringlich vorgestellt, wie derselbe bei seiner bisher allzu geringen Verwahrung den fortwährenden Angriffen des schlauen Feindes doch endlich würde unterliegen müssen.

„Ich achte wahrlich", schrieb er im Mai 1537 nach Deutschland, „daß wir, wo der Orden sich gleich anfänglich hie zu Tripol niedergethan, Herren der ganzen Gegend wären. Hätte er das Geld, so man zu Malta verbauen, und so Fra Philippo in Spanien, Frankreich und England mit Botschaften verthan, auf Tripol verwendet, wir wollten bei der Christenheit bald in einem größern Ansehen gewesen sein, als selbst zu Rodis. Jezt ist der Orden zu arm, und Derjenige, der uns hier zu helfen willig wäre, wird von

---

[41]) Einen Auszug dieses Briefes (in lateinischer Sprache) findet man bei Iselin, Supplemente zum Basl. Lexikon (II, 951), und in dem Werke des Geheimraths von Schilling.

christlichen Häuptern daran verhindert. Gott wolle ihnen dereinst den Lohn dafür geben."

Noch in demselben Jahre kehrte Schilling nach Malta zurük, ungerne zwar im Interesse von Tripolis, doch nicht ohne den Wunsch, auch die liebe Heimat einmal wieder zu sehen [42]. Er mochte dies bald um so sehnlicher wünschen, als ihm zu Malta gar Manches mißfiel, besonders das hochfahrende und unkluge Benehmen der französischen Ritter. Ohnehin war er auf die Franzosen höchst erbittert, deren König durch sein unchristliches Bündniß mit den Türken die Fortschritte des Kaisers allein verhindert habe. „Da sehe einer zu", sagte er, „was das für Christen sind."

Als während des folgenden Jahres ein Unternehmen der maltesischen Flotte gegen Haradin gescheitert, berichtete Schilling an seinen Großprior: „Hätten die Christen ihren Feind nit verachtet, so wär' der Handel recht gegangen. Denn die Unserigen waren weit stärker, als der Barbarussa; aber sie meinten, die Türken würden vor ihnen fliehen. Wir haben zu viel Hauptleut' und diese finden keinen Gehorsam. Die Türken dagegen sind einig, gehorsam, eines Glaubens und Willens, und geschwind in ihren Anschlägen. Tapfer und behende sind die Christen zwar auch, aber ihr Schwören und Fluchen, ihr übermäßiges Essen und Trinken, bringt ihnen den größten Schaden. Wenn der Kaiser nit in eigener Person auszieht, so richtet die christliche Armada nimmer etwas aus."

Wirklich unternahm Karl V im Spätling 1541 persönlich wieder einen afrikanischen Zug, diesmal gegen Algier, wohin

---

[42]) „Es ist mir", endigte er den lezten Brief aus Tripolis, „treulich leid, daß meine Jahr' dahier aus sind. Doch mit dem ersten Bassesy will ich gen Malta, und auf den Winter will ich mich unterstehn, mich hinaus zu machen. Gott wolle mir's verleihen, daß ich Eure Gnaden mög' in Gesundheit finden."

Haradin geflohen war. Die maltesischen Galeeren schloßen sich unter dem Befehle Schillings seiner Flotte an.

Der Kaiser führte das Christenheer, nachdem es 22,000 Mann stark gelandet, unverweilt gegen die Stadt. Dieselbe wäre nicht im Stande gewesen, sich lange zu halten; aber ein ungewöhnlich heftiger Sturm und Regen machte den größten Theil der christlichen Mannschaft kampfunfähig, und dies rettete die Algierer. Sie thaten einen Ausfall und verlokten den streitbaren Theil der Christen zu einem Gefechte, wobei derselbe, der afrikanischen Kampfweise ungewohnt, den Kürzern zog und die Flucht ergriff.

Nur die Malteser mit etlichen Italienern, denen ihr Ehrgefühl nicht zu fliehen erlaubte, hielten Stand [43]); geriethen aber dadurch in die Gefahr, vom Feinde umzingelt und gänzlich niedergemacht zu werden. Als daher der Kaiser dies wahrnahm, schikte er ihnen eilends eine Abtheilung seiner deutschen Mannschaft zu Hilfe. Schilling stellte sich an die Spize derselben, griff die Ungläubigen nochmals an und trieb sie glüklich hinter ihre Mauern zurük.

Bei dem Anhalten des stürmischen, schlechten Wetters, welches auch einen Theil der kaiserlichen Flotte zu Grunde gerichtet, sahe sich Karl genöthiget, seinen Rückzug zu nehmen. Er entließ das Heer — den Bally Schilling und dessen Ritter unter Ausdrüken der vollsten Zufridenheit. Auf drei erbärmlich zugerichteten Galeeren kamen dieselben, mit Wunden und Ruhm bedeckt, glüklich wieder in ihrer Heimat an. Ich sage glüklich, denn der ganze Kanal von

---

[43]) Rhodii Equites soli ad portas civitatis restiterunt, aliquot Italis viris fortibus adjunctis, quos virtus a turpi fuga dehortabatur, quique se ad signum nostrum conferterant etc. Die klassisch geschriebene Schrift: Caroli V caesaris expeditio in Africam ad Argeriam. Per *Nicolaum Villagagnonem*, equitem Rhodium (bei Schard a. a. O. II, 1419).

Malta war mit Korsaren angefüllt, welche sie umschwärmten und mit der grössten Gefahr bedrohten.

Sobald aber Schilling seine Schiffe ausgebessert, verfolgte er das Räubervolk, trieb es nach der afrikanischen Küste zurük, nahm dabei mehrere Rais gefangen, und verbreitete in diesen Meeren den Schreken seines Namens und die Furcht seiner Waffen [44].

Seit mehr als 20 Jahren war Schilling, in steter kriegerischer Thätigkeit, nun schon aus Deutschland entfernt, also wolberechtigt, dahin zurükzukehren und seine übrigen Lebenstage in Ruhe zu verbringen. Dies sollte aber nicht geschehen, bevor ihm noch Gelegenheit gegeben ward, eine lezte tapfere Kriegsthat zu vollbringen. Denn als 1543 Tripolis von den Türken belagert wurde, sandte ihn der Ritterorden der bedrängten Stadt mit etlichen Galeeren zu Hilfe. Er vollführte den Zug mit seinem gewohnten Glüke und brachte zwei feindliche Kriegsschiffe nebst mehrern kleinern Fahrzeugen als Beute zurük.

Um diese Zeit wurde Schilling zum Grossbally des Ordens für Deutschland, und im Frühlinge 1546, auf den Hingang des hundert Jahre alten Grosspriors zu Heitersheim, Johann von Hadstatt, zu dessen Nachfolger erwählt. Kaum aber hatte er diese wolverdiente Würde erlangt, als ihn der Kaiser, in dankbarer Erinnerung der ihm geleisteten Dienste, auch zum Reichsfürsten erhob [45].

Schilling begann einen neuen Schlossbau zu Heiters-

---

[44]) Wörtlich nach Vertot.

[45]) Eine besondere Urkunde über diese Erhebung habe ich nirgends finden können. Ein Bestätigungsbrief Carls V über einige Freiheiten des Grosspriorats, vom 16ten Novemb. 1547, sagt aber: „Als Uns der ehrwürdig Unser vnd des Reichs Fürst vnd lieber andächtiger, Geörg Schilling, Meister St. Johanns Ordens in Teutschlanden zc." Wegen dieser Reichsunmittelbarkeit gerieth der Orden mit Oesterreich später in Streit. S. Kolb.

heim [46]), wurde aber vor Vollendung desselben wieder nach Malta gerufen, wo der Großmeister Omedes, ein schwarzgalliger, hämischer, herrsch- und habsüchtiger Aragonier, dem Ordensmarschall von Valier den Prozeß machen ließ, weil er 1551 als Gouverneur zu Tripolis diese Stadt an die Türken übergeben [47]).

Der Angeklagte sollte das Opfer persönlichen Hasses werden. Omedes hatte die Zeugen bestochen und ein einseitiges Gericht niedergesezt, welches ihn für schuldig, doch zuerst blos seiner Ritterwürde für verlustig erklärte, dieses Urtheil aber schärfte, als der Großmeister es zu gelinde fand. Da fuhr Schilling empört heraus: „Ruchlose, ihr ändert euern Ausspruch auf den Wink des Großmeisters? Ich protestiere gegen den Vollzug dieses Urtheils."

In ähnlichem Sinne sprachen sofort auch Villagagnon und einige andere Ritter gegen die Schändlichkeit eines solchen Verfahrens, worauf die ganze Versammlung ihnen so standhaft beistimmte, daß Omedes dieselbe unverrichteter Sache aufhob [48]). Schilling aber sah' die deutsche Heimat nicht wieder; er erkrankte und starb zu Malta im Hornunge des Jahres 1554.

Ich habe aus allen Nachrichten über unsern Großprior nicht entnehmen können, ob er körperlich ein großer oder

---

[46]) Sein Wappen, ein viergetheilter Schild mit der Kanne und dem Malteserkreuze, soll dort über'm Thore noch zu sehen sein.

[47]) Es war eingetreten, was Schilling voraus gesagt. Der Kaiser hatte nichts thun können für Tripolis, und Omedes that nichts dafür aus Geiz; also wurde die wichtige Stadt, ungeachtet der heldenmüthigen Vertheidigung Valiers, die Beute der Türken.

[48]) Nach Vertot und St. Allais. Die Stellen über unsern Großprior bei Pantaleon, Vertot und Osterhausen, mit einigen andern Notizen, hat Geheimrath v. Schilling in seinem Werke gesammelt und einen chronologischen Lebensabriß daraus gegeben, wo die Angabe, daß Sch. zu Heitersheim gestorben, unrichtig ist.

kleiner, starker oder schwächlicher Mann gewesen. Das aber ist unverkennbar, ein ehrenfester, wahrheitliebender, kräftiger und entschiedener Charakter war Schilling, ein Cavalier ganz im alten ächten Sinne.

Dabei erkannte man in ihm einen ebenso klugen und gewandten, als entschlossenen Kriegsmeister zu Lande und Wasser, der bei seiner Reiterei die neue Uebung eingeführt, zur sicheren Handhabung der schweren Schußwaffe das Pferd mit dem Schenkel zu lenken. Er bildet mit Frundsberg und Waldburg das Kleeblatt der „Schwaben-Jörge", welche unter Max I und Karl V. im europäischen Kriegswesen den deutschen Namen so berühmt gemacht.

Der Sache seines Ordens war Schilling mit Leib und Seele zugethan; hätte man seine geprüfte Einsicht, welche überall das wahre Interesse, wie die gefährlichen Mängel desselben, bald entdekte, nur achtsamer zu Rate gezogen! So warnte er unter Anderem: „die Komtureien de gratia werden uns noch in die größte Not bringen. Was ich hiemit anzeig', thue ich aus dem Grund meines Herzens und vermein' es gegen meinen gnädigsten Meister und den ganzen Orden gut; wenn anders, so soll mir Gott nit in sein ewiges Reich verhelfen."

„Zu den hervorragenden Männern jener Zeit, sagt Vertot, von denen jeglicher einen eigenen Geschichtschreiber verdiente, gehört neben dem Prior Potigella von Pisa ganz besonders auch der deutsche Großprior Georg Schilling von Kanstatt."

Kehren wir nach Heitersheim zurük. Seit dem 16ten Jahrhunderte ist die Geschichte des dortigen Großpriorats ohne alles Interesse. Kurz vor Aufhebung desselben aber verlezten die Ritter noch das Gefühl der breisgauischen Bevölkerung auf's Tiefste, durch die Art und Weise, womit sie jenen Artikel des Reichsrecesses von 1803, welcher ihnen zur Entschädigung der im Elsaße verlorenen Komtureien das

Stift St. Blasien und einige andere Klöster des Landes zusprach, erwirkt hatten und seine Erfüllung betrieben.

„Aus dem Deputationsprotokolle", sagt ein Brief [49]) über diese Angelegenheit, „welcher von Regensburg aus ist beschrieben worden, ersieht man mit Erstaunen, wie infam und insolent die Malteser gegen die einstimmige Meinung der Deputation, gegen die Protestation des kaiserlichen Hofes und gegen die wiederholte Erklärung unseres Erzherzoges, sich betragen haben." Das Benehmen der Ritter erbitterte auch so sehr, daß der Abt von St. Peter öffentlich sagen konnte: „Da der Hauptsiz der Malteser gleichsam außer der Grenzlinie der Staaten ligt, in welchen dieser sonderbare Orden sich verbreitet hat, und dorthin ein sehr großer Theil der Einkünfte zusammenfließt, so ist er für dieselben nichts, als eine Art von Blutigel."

In diesem Sinne veranlaßten die breisgauischen Prälaten auch eine Druckschrift gegen die Malteser, welche aus der scharfen Feder des Professors Sauter zu Freiburg hervorgieng [50]). Sie machte großes Aufsehen, wurde von der Landesregierung verboten und hierauf um so eifriger gelesen. Doch war das Verbot nicht so ernstlich gemeint, was Graf Kolowrat, der maltesische Gesandte am Wiener Hofe, selber einmal höchst naiv eingestand.

Der Freiherr von Fahnenberg gerieth eines Tages im Vorzimmer der Kaiserin mit demselben über die fatale Schrift in's Gespräch und bemerkte dabei, daß sie eben gar mancherlei Wahres enthalte. „Nun ja", erwiederte der Graf mit seiner angebornen Gutmütigkeit, „nun ja! Aber

---

[49]) Aus dem Nachlasse des lezten Prälaten von St. Peter. Dieser Nachlaß ist die beste Quelle für die breisgauischen Geschichten von 1796 bis 1805.

[50]) „Ueber den Malteserorden und s. gegenwärt. Verhältnisse zu Deutschl. u. insbesond. zum Breisgau, 1804."

sind denn die Kapuziner auch noch, was sie bei ihrer ersten Stiftung gewesen? Tempora mutantur et nos mutamur in illis" [51]).

Der lezte heitersheimische Fürst und Großprior war ein Rink von Baldenstein, welcher schon 1807 verstarb, während der lezte Kanzler des deutschen Großpriorats, Josef von Ittner, in eine neue thätige Laufbahn trat und sich ein mehrfach rühmliches Andenken erwarb.

Ewig schade ist es, daß dieser Mann sein wechselvolles Leben (von 1754 bis 1825) nicht selbst geschildert. Die Natur hatte ihm treffliche Körper- und Geistesgaben verliehen, das Geschick aber eine harte Jugend — die Mutter der besten Charaktere!

Nach gründlichen Studien zu Mainz und Göttingen, und manigfachen Geschäftsübungen zu Wezlar, Regensburg und Wien, erhielt er die erste Anstellung an dem kleinen Hofe zu Hechingen, 1786 aber jene als Kanzler des heitersheimischen Großpriorats, für welche er durch seine vielseitige Bildung und Sprachenkenntniß der rechte Mann war.

Zu Heitersheim schuf Ittner die Kanzlerswohnung mit ihrem ländlichen Garten in ein irdisches Paradies um, wo sich die Freuden der Familie, der Freundschaft, Wissenschaft und Kunst im schönsten Wechsel gegenseitig ergänzten und erhöhten. Freudig wallfahrteten die Freunde aus Freiburg nach dem ittnerischen Musensize und verlebten dort die schönsten Stunden geistigen und herzlichen Genusses. Jakobi besonders, diese „kindlich gute, herrliche Seele", wie oft suchte und fand er in seinem „Poetenwinkel" zu Heitersheim die süßeste Ruhe und Erholung!

Zwölf Jahre hatte dieses seltene, in seinem stillen Glüke fast ungetrübte Leben gedauert, als es durch die Aufhebung

---

[51]) Schreiben Fahnenbergs an Professor Sauter, Regensburg den 10ten März 1804.

des heitersheimischen Großpriorats und den Sturz des deutschen Reiches zerstört wurde. Ittner fühlte sich dadurch im Innersten erschüttert und blikte mit weinender Seele auf die schöne Vergangenheit zurück.

„Als Zeitgenosse der unglüklichen Katastrophe Deutschlands", schrieb er damals, „sah' ich all' meine Hoffnungen und alle Verdienste zertrümmert, die ich mir durch 32 Jahre in der gelehrten und politischen Welt erworben. Ich hatte keinen andern Wunsch, keine andere Aussicht, als in irgend einem Winkel des Landes ungekannt mein Verhängniß zu betrauern und im stillen Umgange mit den Musen einige Erholung zu suchen. Da bot mir der großmüthige Carl Friderich seine Hand."

Ittner trat in den badischen Staatsdienst und bewährte auch hier überall seine edle Gesinnung und geschäftliche Tüchtigkeit. Als Aufhebungs-Commissär zu St. Blasien übte er die möglichste Milde und Schonung. Als Gesandter in der Schweiz handelte er nach der Ueberzeugung, daß ein gutes Verständniß zwischen Nachbarländern dieselben nur fördern könne. Als Kurator der freiburgischen Hochschule verschaffte er dieser ehrwürdigen Anstalt durch Hebung des wissenschaftlichen Lebens und eine verbesserte Oekonomie neuen Aufschwung. Als Vorstand der Regierung des Seekreises arbeitete er so angestrengt, daß dadurch seine Gesundheit litt. Als Mitglied endlich der Frankfurter Konferenz über die katholische Kirchen-Organisation wirkte er durch die Art seines Benehmens sehr vortheilhaft auf die Einigkeit der verschiedenen Abgeordneten ein.

Literarisch zu arbeiten begann Ittner erst in reiferen Jahren. Gleichwol verrathen seine Schriften im Sinn und Ausdruke noch viel Jugendliches. Ihre Sprache ist flüßig und leicht, oft bis zur Nachläßigkeit, und ihr Inhalt ein reicher Wechsel von Ernstem und Launigem; sie erwarben sich daher auch einen großen Lesekreis. Noch gar wohl

erinnere ich mich des lebhaften Interesses, womit man in Tschokkes Erheiterungen den „Prälaten" [52]) und die „Familien-Perüken" las und sich zu lesen gab.

Zur Ehre des Breisgaues, wo ihm die reiche Natur so manche Stunde des reinsten Vergnügens und der liebsten Beschäftigung gewährte, schrieb er über diese gesegnete Landschaft eine besondere Abhandlung [53]), welche voll trefflicher Angaben und lebendiger Gemälde ist. Diese Arbeit gehört zu den werthvollsten seiner Schriften.

Indessen war Ittner doch mehr ein Mann für's handelnde Leben als für schriftstellerisches Schaffen, und das Beste seiner Schriften ist auch immer dasjenige, was er von eigenen Erlebnissen darin erzählt.

Wer ihn daher nur aus seinen Schriften gekannt, vermochte sich kein Bild von der hervorragenden Originalität seines Wesens zu machen. Man mußte diese hohe, kräftige Mannesgestalt in ihrer majestätischen Haltung, dieses hochstirnige Haupt mit dem Bourbonengesichte, dieses schöne, seelenvolle Auge gesehen, diesen Mund in seiner wolklingenden, gemessenen Sprache reden gehört haben, um die Persönlichkeit Ittners in ihrer ganzen Bedeutsamkeit und Wirkung verstehen zu können.

---

[52]) Die Schilderung der edleren Seite des Klosterwesens. Ein Protestant, der Bruder des Geschichtschreibers J. v. Müller, sagte darüber: „Es sind Stellen in dieser Erzählung, wo mir die Thränen ins Auge traten, wo die zartesten, unter dem Gewühle des Lebens oft lange schlummernden Gefühle meines Herzens, meiner verlangenden Seele getroffen wurden, die mich auch darum wehmüthig stimmten, weil ich fühle: das ist deiner Seele Grundton, das ihr Verlangen! und zugleich wußte, daß die Erfüllung desselben für mich nicht zu hoffen."

[53]) „Naturgemälde des Breisgaues" im 3ten Theile seiner vermischten Schriften, herausgegeben von Dr. H. Schreiber, Freib. 1829, in 4 Bändchen, wovon das lezte auch Ittners Leben vom Herausgeber enthält.

Seine Erscheinung machte einen angenehmen, wolthuenden Eindruk; sein freundlicher Blik wirkte mit zauberhafter Anziehungskraft, während ein schalkhaftes Lächeln um seinen Mund die Ironie seines überwiegenden Geistes fühlen ließ. Er verband mit einem unerschöpflichen Humor des besten Herzens die Gabe schlagender Wize und treffender Sarkasmen. Ganze Stunden lang vermochte er eine Gesellschaft auf's Munterste und Belehrendste zu unterhalten — und immer erkannte man dabei den Mann, welcher sich in höheren Kreisen zu bewegen gelernt.

Ittners wissenschaftliche Bildung gründete sich auf eine vertraute Bekanntschaft mit den alten Klassikern. Sein umfassendes Gedächtniß behielt eine Menge des Trefflichsten aus denselben gegenwärtig, was seinen Gesprächen ihr Salz und ihren Honig verlieh. Daneben aber studierte er mit Liebe und Ausdauer auch die Naturwissenschaften, namentlich die Botanik, sodann die Geschichte und Völkerkunde. Und nicht einseitig und pedantisch geschah dies, sondern immer mit Rüksicht und Anwendung auf die Gegenwart, auf's wirkliche Leben.

Wo Ittner einmal zum Freunde geworden, da verblieb er es mit ganzer Seele und zeitlebens. So bei Tschokke, welcher bald genug den „Mann nach dem Herzen Gottes" in ihm erkannt, um seine Freundschaft vor andern hoch zu halten. Beide Männer waren ächte Seelenvertraute und ihr Einfluß auf einander trug die schönsten Früchte.

Wenn Tschokke den Freund in trüben, verzagenden Stimmungen über die „Wirrsale des Lebens, über den Rükfall der Regierungen in ihre alten Sünden, über die ganze europäische Tragödie", mit einer mildernden Wendung, einer freudigeren Aussicht wieder aufzurichten wußte, so hatte dagegen Ittner vorzüglich das Verdienst, den Verfasser des Alamontade zu Arbeiten von bedeutenderem und bleibenderem Werte zu ermuthigen; wie denn auch seine eigene

literarische Thätigkeit durch diese Freundschaft erst recht erwekt und gepflegt wurde [54]).

Andere vertraute Freunde von Ittner, die uns näher stehen, waren Hebel, Wessenberg und Laßberg. Von der Herzlichkeit seines Verhältnisses zu ihm gab Ersterer selbst das schönste Bild in folgenden Worten einer poetischen Epistel alemannischer Mundart:

„Un won-i neume-n ane lueg, se stoht —
was händ-er gmeint? e Hypnum? Nei — se stoht
libhaftig Eue Bildnuß vor mim Aug,
so fründlig und so lieb; un stirb-i morn
un siehn-ich nümme, bis am jüngste Tag,
se chumm-i i mim guldne Suntigrock
un sag mim Kamerad, wo mit mer goht,
„Isch selle nit der Ittner, wo im Duft
dört a-der Milchstroß stoht? Jez buckt er si
un bschaut e Blüemli, s'wird e Dudaim sy."

Ittner, dessen Seele alles Große, Gute und Schöne mit warmer Liebe umfaßte, erwies sich aber auch thätlich als Freund und Förderer alles geistigen Strebens, welches er innerhalb seines Wirkungskreises wahrnahm. So unter Anderem fand Walchner, als er mit seinen ersten historischen Versuchen hervortrat, an dessen väterlicher Freundschaft eine treffliche Stüze. Denn Ittner war es, welcher einige dieser Arbeiten verbessernd durchgieng und den Verfasser verschiedenen einflußreichen, gebildeten Männern bekannt machte und empfahl.

Unter denselben waren es vorzüglich Wessenberg und Laßberg, deren ehrende Freundschaft für Walchner bedeutsam wurde, indem sie den fleißigen, strebenden Mann auf dem Felde vaterländischer Geschichtsforschung besonders

---

[54]) Tschokkes Selbstschau, Theil I, S. 208, 219. Die „baierische Geschichte" ist Ittnern gewidmet.

förderten [55]). Wir erhielten dadurch eine Reihe höchst dankenswerther Arbeiten über Gegenstände unserer Orts- und Landesgeschichte, welche bei jüngern Talenten wieder eine rühmliche Nachahmung erwekten.

Ittners vielseitige Wißbegier und seine ausgebreiteten Bekanntschaften trieben ihn an, ungemein viel zu lesen und einen starken Briefwechsel zu führen [56]). Beides gehörte zu seiner liebsten Beschäftigung, wie er denn einem Freunde einst zuschrieb: „Ich bin zufrieden tristibus in rebus; denn ich habe etwas Gutes an mir bei vielen Fehlern — gute Augen zum lesen. So lange diese noch ihre Schuldigkeit thun, kann mir's nicht ganz übel ergehen."

---

[55]) Briefe Ittners und Burgs (nachmaligen Bischofs zu Mainz) an W. vom 26ten Februar, 27ten Juli und 10ten Juni 1818.

[56]) Zu seinen bei Schreiber mitgetheilten Briefen an Tschokke und Jakobi füge ich hier den an einen jüngern Freund, worin ganz die ittnerische Laune weht.

„Ich war eine Zeitlang abwesend von hier und betrieb im Kanton Thurgau, sodann in St. Gallen mehrere literarische Arbeiten, vorzüglich von alt-theotischer Art. In der Schweiz ligen noch viele unbenüzte Schäze für alte Sprache und Kunst, welche mein Freund von Laßberg nach und nach hervorzieht."

„Vor allem nun meinen verbindlichsten Dank für Ihre genialischen Zeichnungen. Sodann wünsche ich Ihnen von Herzen Glük zu Ihrer Standesänderung. Einmal muß es ja doch geschehen, lieber früher als später, weil diese Entschließung so ganz in der Natur des Menschen liegt. Sagte doch der alte Palingenius: nascitur *indigne*, per quem non nascitur *alter*."

„Wenn dieser Stand für einen freisinnigen Gelehrten auch große Beschwerden hat, oft die Geistesthätigkeit hemmt, und wie die Kugel, welche an den Fuß des Adlers im Garten zu Schönbronn gekettet hängt und ihn vom Fluge abhält, so haben doch diese freiwilligen Bande auch ihre Vortheile. Dabei erinnere ich mich an die klassische Stelle über die Frauen im Livius: cum quibus non satis commode, et *sine* quibus plane *non* vivere possumus."

„Leben sie recht angenehm und fröhlich *σὺν κέδνῃ ἀλόχῳ*, und geben sie mir Gelegenheit, Ihnen nüzlich zu sein."

Gleichwohl wurde Ittner in seinen alternden Tagen immer unzufriedener mit dem Leben und den Verhältnissen der Gegenwart. Er suchte sich von ihr abzuwenden durch eifrige Beschäftigung mit der Geschichte der Vergangenheit. Aber statt gesuchter Beruhigung erfüllten ihn nur Trauer und Wehmut, wie es Jedem ergeht, der ein warmes Herz für das Beste der Menschen und Völker im Busen trägt. „Wir sind nichts, als Staub und Schatten" [57]) war der lezte seiner vielen Wahl- und Leibsprüche.

Geisteskräftig bis zur lezten Stunde, in einem Greisenalter von 71 Jahren, verstarb Ittner, in Folge eines nervösen Fiebers, am 9ten März 1825. Er hatte in weit über den gewöhnlichen Schlag hervorragendem Grade mit dem Gelehrten den Staas- und Geschäftsmann vereinigt. Den Helden des Bureau freilich mißfiel Manches an ihm, vielleicht am meisten seine humane, klassische Bildung.

Auggen.

Von Heitersheim an behält das zahme Vorhügel-Gelände den gleichen Charakter bis nach Mülheim, wo es mit dem Luginsland plözlich höher wird und einige Waldung zeigt. An seiner Westseite ist es mit lauter Reben bekleidet und durch die Dörfer Seefelden, Bukingen und Hügelheim freundlich belebt, bei Mülheim aber von dem herrlichen Thale Badenweilers durchschnitten, aus welchem ein munteres Bergwasser hervorrauscht, um in verschiedenen Runsen die Ebene zu befruchten.

Die Stadt Mülheim, in viertelstündiger Entfernung von der Eisenbahn, stellt sich mit ihrer Pappelallee und ihren

---

57) Pulvis et umbra sumus. Vergl. Ittners Schriften III, 23.

stattlichen Häusern gleich als einen bedeutenderen Ort dar. Wegen der Enge des Thales aber verliert man sie schnell wieder aus dem Auge, während auch das gerade gegenüber am Rheine gelegene Neuenburg kaum etwas aus seiner Tiefe hervortritt.

Bei Mülheim beginnt das Ländlein der „Edelbauern." Schon zunächst hinter Freiburg nennt man das Volk von St. Georgen an aufwärts die „stolzen Oberländer." Es verräth sich in der Sprache und Haltung desselben auch wirklich etwas dergleichen, und die oberländischen Schönen mit der flatternden Bandhaube und dem wallenden Seidenhalstuche nehmen sich neben der altbäuerischen Weibertracht im Elz- und Treisamthale „hoffärtig" genug aus.

Die Bezeichnung von Edelbauer aber ironisirt das herren- und städterähnliche Wesen der reichen Markgräfler. Von jeher unterhielt das glükliche Verhältniß des Wein- und Akerbaues in dieser herrlichen Landschaft einen auszeichnenden Wolstand. Als nun unter Carl Friderichs [58]) segensvoller Regierung noch eine tüchtige Schulerziehung und manche Verbesserung der Landwirtschaft dazu kamen, bildete sich im Markgrafenlande eine Klasse von Landwirten heran, welche in der That jene Bezeichnung verdiente. Durch die Moden und Pensionate der neuern Zeit aber hat dieselbe einen Nebenbegriff von affektirter Vornehmheit erhalten, welche zuweilen die Zielscheibe städtischen Wizes ist.

Zwischen Mülheim und Schliengen, einer Streke von anderhalb Meilen Weges erscheint Auggen als das einzige Dorf am Fuße der Vorhügel. Hinter ihm erhebt sich der waldbedeckte Steinacker schon zu einer Höhe von 1478 Fußen, und nun steigen die Berge stufenweise empor bis

---

[58]) Der edle Fürst hatte schon 1777 seine oberen Lande besucht und war überall auf die Felder hinausgeritten, um besonders den neu eingeführten Kleebau zu besichtigen.

zum Scheitel des Hochblauen, welcher den imposanten Hintergrund dieser lieblichen Landschaft bildet.

Auggen ist ein wohlhabendes Markt- und Pfarrdorf von etwa 1300 Seelen, hat eine zwar wasserarme, aber gleichwohl sehr fruchtbare Gemarkung und eine für den Weinbau besonders geeignete Lage, wie denn sein Gewächs zum besten der Markgräfler Weine gezählt wird.

Der Ort hieß ursprünglich „Augheim" und gehörte den Grafen von Freiburg, welche selben 1275 an das markgräfliche Haus von Hachberg verkauften, mit dessen Erbschaft er 1503 an die Markgrafen von Baden übergieng, deren durlachische Linie ihn 1533 erhielt.

Schon frühzeitig war Auggen ein bedeutender Landort, wo ein gleichnamiger Ritter-Adel hauste, und wo verschiedene Stifte, Klöster und Edelherren nicht geringe Eigen- und Lehengüter, Zehent- und Zinsgefälle besaßen. So zählte allein das Gotteshaus Beronmünster, welchem ein Graf von Lenzburg den augheimischen Dinghof mit dem Gerichte, Kirchensaze und Zehenten vermacht hatte, schon im 13ten Jahrhunderte, neben verschiedenen Aekern und Wisen, gegen 40 Mannwerke an Reben, mehrere Häuser und Hofstätten mit Obst- und Krautgärten im dortigen Dorfbanne [59]), woraus man ersieht, wie fruchtbar und wohlbebaut derselbe gewesen sein müsse.

Der uralte Dinghof zu Auggen, dessen Weistum eines der merkwürdigsten aus dem Breisgaue ist, wurde 1473 von dem Stifte an den Grafen von Werdenberg verkauft, und erbte sodann an die Freiherren von Staufen, welche ihn 1495 für 4500 Gulden an das Domstift Basel abtraten. Durch die Kirchentrennung entstunden nun zwischen lezteren

---

[59]) „Abschrift us dem vralten Cammer Rodel der Stift Münster in Ergöw, was das selbige Gottshus vor ziten für güeter, zins vnd zehenden zu Ougheim gehabt."

und der markgräflich-badischen Landesherrschaft wegen Verleihung der Pfarrei, wegen Bezug des Zehenten und Abhaltung des Dinggerichtes vielfältige Irrungen, bis dieselben unter Markgraf Karl Friderich endlich dahin bereiniget wurden, daß das Domkapitel gegen Gewährleistung seiner augheimischen Einkünfte sowohl auf den Kirchensaz als das Dinggericht verzichtete [60]).

Für mich knüpft sich an Auggen die angenehme Erinnerung eines frühen Jugendfreundes, welcher in Tagen, wo ich als 15jähriger Knabe meine künftige Bestimmung kaum noch ahnen konnte, dieselbe schon theilweise errieth, indem er mir öfters sagte: „Wie freue ich mich darauf, einst unser schönes Heimatland von dir geschildert zu lesen.“ Aber er so wenig als ich, kannte damals den Sänger Brunwart von Augheim, welcher in der Schilderung des Breisgaues als eine so liebliche Zierde erscheint.

Herr Brunwart lebte als Lehensmann der Markgrafen von Hachberg in der zweiten Hälfte des 13ten Jahrhunderts und war ein Sprößling des erwähnten augheimischen Rittergeschlechtes, welches auch von ihm an den Namen „Brunwart“ erblich fortgeführt. Seine noch vorhandenen Gedichte [61]) sind Minnelieder im engsten Sinne des Wortes, indem sie ausschließlich das Glük und die Sorgen der Liebe im Bilde des Wechsels der Jahreszeiten besingen. Ihr Inhalt, wie ihre Sprache und Ausdruksweise, ist einfach, rein und edel.

Ich theile von ihnen hier eine Uebertragung in's Neudeutsche mit, wie sie mir ein Freund [62]) gefertigt, dessen

---

[60]) Urkunden und Akten hierüber mit dem Vertrage vom 11ten August 1756.

[61]) Bei van der Hagen, Minnesäng. II, 75 und IV, 417.

[62]) Emil Groos von Karlsruhe, dessen Name durch electromagnetische Versuche bekannt geworden.

Beruf für solche Arbeiten wol unverkennbar ist. Zum Verständnisse der Wirkung dieser Minnelieder auf den Zuhörer bleibt aber zu bemerken, daß sie nach bestimmten Weisen zu einem Saiten-Instrumente gesungen wurden.

I.

Schauet auf die grüne Heide,
Wie so wonniglich sie lacht.
Seht die lichte Augenweide,
Die der Mai uns hat gebracht!
Und ich muß in Sorgen sein,
Ob mich bei so schwerem Leide
Länger läßt die Liebste mein.

Nie hab' ich in meinen Tagen
Ein so holdes Weib geseh'n,
Noch so innig von Betragen,
Das fürwahr muß ich gesteh'n,
Als wie sie, die Sinn und Leib
Wie in Fesseln hat geschlagen.
Tröste mich, o süßes Weib.

Würd' aus ihrem roten Munde
Mir ein holder Gruß zu Theil,
Dann wär' meines Herzens Wunde
Schnell von allen Schmerzen heil;
Und ich wollt' in Freuden sein,
Wenn ich nur zu einer Stunde
Küßt' ihr süßes Mündelein.

II.

Jahrlang trauern auf der Heide
Lichte Blumen, Gras und Klee,
Winters Grimm sucht sie mit Leide
Heim durch Reifen, Frost und Schnee.
Doch die können mich nicht zwingen,
Wenn ich will der Liebsten singen
Fröhlich einen neuen Sang.

Wol der Zeit und auch der Stunde,
Da ich sie zuerst geseh'n,

Die mir meines Herzens Wunde
Heilen kann von allen Weh'n!
Will die Liebe das vollenden,
Und mir Trost in Gnade senden,
Seht, so freut mein Herz sich sehr.

Zeig' o minigliche Minne
Deine Güte nun an mir,
Seit du weißt, daß meine Sinne
Nur um Gnade dienen dir.
Füg' es, daß die Gnadenvolle
Mir auch gnädig lohnen wolle;
Ei, wie säng' ich dann so froh!

III.

Alles freue sich
Auf die schöne Sommerzeit,
Froh sei Weib und Mann;
Fröhlich sing auch ich,
Wenn mir Trost mein Lieb verleiht,
Die mir helfen kann.
Ach sie ist so gut,
Wie sie mir auch thut;
Sollt' ich sie alleine sehn,
Hätt' ich frohen Mut.

Das holdseel'ge Weib
Soll auch lohnen mir fortan
All' die Treue mein;
Denn mit Seel' und Leib
War ich ihr ja unterthan,
Und wills immer sein,
Wünschend, daß ich ihr
Lieb werd', wie sie mir.
Könnt ich sie nach Herzenslust
Immer schauen hier!

Wo mein Lieb auch sei,
Die mein Herz hat in Gewalt,
Das mach ich wol kund:
Falsches ist sie frei,
Tugend hat sie manigfalt,

Rot ist ihr der Mund,
Ihre Zucht ist rein,
Lächeln steht ihr fein,
All' mein Herz durchdringet gar
Ihrer Augen Schein.

IV.

Wol dir Sommer, wie du wieder
Schmükest Heide, Feld und Wald,
Und der kleinen Vöglein Lieder
Schwellest hoch und manigfalt.
Darum freut dich auch ihr Singen
Weithin über Berg und Thal,
Wo man hört gar süß erklingen
Jubelstimmen ohne Zahl.

Wann wird wol ein lieblich Grüßen
Mir gar Armen werden kund,
Von ihr, die mein Weh versüßen
Mag mit ihrem roten Mund?
Niemand kann mein Trauern enden,
Als ihr lichter Mund so rot,
Wird er keinen Trost mir senden,
Sterbe ich vor Liebesnot.

Wie die Welt nach Freuden ringet,
Doch mag ich der Liebsten mein
Nicht vergessen, die mich zwinget,
Daß ich muß in Sorgen sein.
Weh, wann wird sie Trost erzeigen
Mir, dem freudelosen Mann?
Dann wollt ich mein Trauern neigen,
Was ich leider so nicht kann.

V.

Schöner Sommer sei uns froh willkommen,
Sei willkommen süße wonnevolle Zeit!
Wieder hab' ich Vogelsang vernommen,
Heid' und Anger schmükt sich wieder weit und breit,
Seit der Winter muß von hinnen fliehen,
Sieht man Freud' auf allen Straßen ziehen,
Die der wonnereiche Maie uns verleiht.

Niemand soll mir böslich das verkehren,
Ob ich wieder singen muß der Liebsten mein!
Dazu zwinget mich der Wert der Hehren,
Und der Trauten rosenfarbig Mündelein.
Pein gar viel muß ich um sie erleiden,
Wollte mir die Reine Trost bescheiden,
So müßt' all mein schweres Leid zu Ende sein.

Soll ich nicht so hohen Trost erwerben,
Dann bin ich an allen meinen Freuden tod.
Läßt sie mich gar ohne Gnade sterben,
Wie geziemt das ihrem süßen Munde rot?
Not erleid' ich viel um ihretwillen,
Möchte meinen Gram die Holde stillen,
Die nur einmal mir ihr lieblich Grüßen bot.

Der Mittelpunkt, um welchen sich die mittelalterliche Dichter- und Sängerwelt vom Kaiser bis zum Dienstmanne herab bewegte, war die Liebe; wie denn diese geheimnißvolle Seelengewalt immer und überall den begabteren Jüngling zum Dichter macht. Aber bei weitem der größere Theil der Minnelieder galt nicht dem selbst erkornen freien Mädchen, sondern der Frau, dem Weibe eines Andern. Die Geschichte der deutschen Frauen erklärt uns diese sonderbare Verirrung jener Zeit.

Bei unseren heidnischen Vorältern genoß das weibliche Geschlecht die Ehre und den Schuz einer durch die Sitten und Geseze gebotenen Unantastbarkeit. Aber es blieb zurükgedrängt in die engen Schranken der Häuslichkeit, und bei Heiratsfällen hatte die Braut am allerwenigsten einen Willen. Die Häupter der Familie machten das, wie einen Kauf [63]), unter sich ab, und ehelichte der Jüngling ein

---

[63]) Dotem non uxor marito, sed *uxori maritus* offert. Intersunt parentes et propinqui, ac munera probant. Munera non ad delicias muliebres quaesita, sed *boves* et frenatum equum, et

Mädchen, so waren sie meistens schon in ihrer Kindheit für einander bestimmt worden. Man hatte damals noch keinen Begriff von allgemeinen Menschenrechten, es galten nur die der Geburt und Gesellschaft.

Das Christentum durchbrach diese harte Schranke, aber nur langsam, und der schwärmerische Frauendienst der Ritterzeit war eben so sehr auch eine Folge der Vermischung des germanischen Geblütes mit dem keltischen, welche im ganzen Südwesten von Deutschland mehr oder weniger die Gemütsart der Bevölkerungen bedingte.

Von jeher lebte der Kelte in großer Verehrung des Weibes. Ein weibliches Wesen beherrschte seinen Himmel und seine Unterwelt — Belisana, die Göttin des Lebens und des Todes. Als derselbe nun Christ geworden, fand er sie wieder in Marien, der heiligen Jungfrau, der unbeflekten Mutter und gnadenreichen Himmelskönigin!

So wurde der Marienkultus zunächst unter denjenigen Deutschen vorherrschend, welche keltisches Geblüt und Wesen in sich aufgenommen. Von der hohen Glorie aber, worin die Mutter des Herrn erschien, fiel auch ein Abglanz auf das Geschlecht zurük, welchem sie angehörte.

Die Frauen-Verehrung des Mittelalters war gegen die altgermanische nüchterne Sitte eine große Neuerung — mit der rechtlichen Stellung des Weibes und Mädchens jedoch verblieb es beim Alten! Die Heiraten wurden nach- wie vorher von den Familienhäuptern bestimmt, und die Freiheit der Herzen hieß ein eitler Traum [64].

---

scutum cum framea gladioque. In haec munera uxor accipitur. Diese Stelle lautet sehr schön; wer sie aber mit germanischem Auge liest, wird gestehen müssen, daß ihr wahrer Sinn, welchen Tacitus nach seinem Standpunkte ausgeschmükt, einfach heiße: der Mann kaufte die Frau.

[64]) Es galt der Grundsaz: „ein Mädchen, so sich selbst dem Mann gegeben, das mag sich auch zur Schande leben.“

Das aber mußte sich rächen, nachdem das deutsche Leben durch die Fahrten nach Italien, die Kreuzzüge, das Ritter- und Städtewesen, bewegter, reicher, aufgeklärter geworden. Es bildete sich allmälig eine Ansicht und Behandlung der Ehe, wovon wir jezt mit Abscheu reden, wenn sie in einzelnen Fällen auch bei uns erscheint.

Daß die verheiratete Frau von einem Verehrer sich öffentlich huldigen ließ, war gewöhnlich; daß sie im Rüken des Eheherrn ein vertrauteres Verhältniß pflog, war häufig, und daß sie mehr gewährte als einen süßen Blik, gar nicht selten. Diese Unsitte hatte sich eingenistet im Palaste des Fürsten, wie im Hause des Dienstmannes [65].

Nun ist's eine häufige Erscheinung, daß die niederen Stände um so strenger an ihrer Sittlichkeit festhalten, je leichtfertiger und ausschweifender die höheren werden. In wiefern dies im Mittelalter bei uns der Fall gewesen, will ich nicht bestimmen. Ein munteres, genuß- und freudeliebendes Leben führten damals auch die Bürger und Bauern. Aber es mochte noch die Sittlichkeit der Naivetät besizen, während dieselbe an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen schon der Kunst gewichen, welche mit steigender Meisterschaft den Weg des Lasters verfolgte.

Diese Richtung der Liebe, diese Freiheit des Herzens, waren das Element, worin sich die Minnesänger bewegten. Allerdings veredelte sich das sonderbare Verhältniß bei Vielen zur reinsten, zartesten Huldigung, wie denn eine solche auch aus den Liedern unseres Brunwart hervorschimmert; aber

---

[65]) Als ich vor 18 Jahren in der bad. Landesgeschichte (S. 224) diese Ansicht ausgesprochen, wurde sie mir sehr übel genommen, ja als eine absichtliche Verdrehung der Wahrheit ausgelegt. Bei dem gegenwärtigen Stande unserer geschichtlichen Kenntniß des Mittelalters, bedarf obige Darstellung wol keiner besondern Rechtfertigung mehr.

eine große Reihe anderer Sänger verräth eine Gesinnung und Sittengewöhnung, womit sie die Dichtkunst nur entwürdigen konnten.

Schliengen.

Auf der Fahrt von Auggen nach Schliengen bemerkt man schon, wie das Gebirge sich dem Rheine nähert, und mit freudiger Erwartung sahen wir der Strecke entgegen, wo ihr Zusammentreffen die merkwürdigsten Bauten unserer ganzen Landesbahn veranlaßt hat.

Vom Kaiserstule bis zum Grenzacher Horne berühren die oberländischen Vorberge nirgends den Rheinstrom, als zwischen Schliengen und Istein. Hier aber ist diese Berührung an mehreren Stellen so unmittelbar, daß schon die Römer ihre breisgauische Bergstraße nicht wie bisher am Gebirgssaume hin, sondern von Schliengen an über die Höhe geführt haben, und daß man auch später diese bequemere Richtung beibehielt.

Natürlich blieb dadurch die ganze Ufergegend, obwol sie mehrere Dörfer zählt, eine ziemlich abgelegene und verlassene, bis endlich, mehr als 1600 Jahre nach Anlegung jener Straße, das alte Unrecht gut gemacht wurde — durch den Bau der Eisenbahn.

Bei Schliengen stiegen wir aus, um uns im „Baslerstabe" zu erfrischen und sodann die Tour bis Istein zu Fuße zu machen. Der Bahnhof steht unmittelbar an der Schienenbrüke über die Holle[66]), welche hoch am Abhange des Blauen entspringt, das Thal von Eckenheim und Liel

---

[66]) **Hola** ist keltisch und heißt ein Bruch; **Hole**, ein Bach von tief eingeschnittenem Bette.

bewässert, durch Schliengen in die Ebene hervorrinnt und sich bei Steinenstatt in den Rhein verliert.

Schliengen bildet einen stattlichen Pfarr- und Marktfleken, in der günstigsten Lage, acht Wegstunden von Freiburg, fünfe von Basel und eine halbe vom Rheine, am Eingange des Hollethales, durch welches die Straße nach Kandern führt, und am Fuße des Schliengener Berges, über dessen Höhe die Baslerstraße zieht. Der Ort zählt gegen 1130 katholische Einwohner, welche sich von ihrem sehr ergiebigen Getreide- und Weinbau nähren; auch werden in der Nähe einige Gruben trefflichen Bohnerzes betrieben.

Schliengen ist wol eines der ältesten Dörfer im Breisgau, da schon sein Name einen keltischen Ursprung verräth [67]), und da seine Lage, so nahe zwischen dem Mons Brisiacus und der Augusta Rauracorum, an der uralten Heerstraße, auch eine römische Niederlage daselbst mehr als wahrscheinlich macht.

Nachdem aber das tapfere Alemannen-Volk die Römer aus dem Lande vertrieben und sich unter fränkischer Oberherrschaft darin niedergelassen, gelangte Schliengen durch fromme Vermächtnisse theils an das Hochstift zu Basel, theils an das Frauenstift zu Säkingen, theils an das Kloster Murbach im Elsaß. Der baselsche Antheil begriff das eigentliche Dorf, der säkingische den so genannten Freihof, und der murbachische den Dinghof [68]) mit dem Kirchensaze und andern Zubehörten in sich.

Während nun das erstere auf die mächtigen Freiherren von Usenberg zu Lehen übergieng, kam der leztere eben-

---

[67]) Slighe bedeutet im Keltischen einen Eingang, und nun ligt Schliengen gerade am Eingange des Hollethals, worin Liel ruht, dessen Name ebenfalls keltisch lautet.

[68]) Jenes war ein von der Oberkeit des Ortsherrn befreiter Hof, und dieses ein solcher, der sein selbstständiges Gericht über die Hofjüngerschaft besaß.

falls lehenweis an die Pfalzgrafen von Tübingen, welche ihn 1282 an die Ritter Schnewlin von Freiburg, wie diese 1300 an das Johanniterhaus daselbst veräußerten, worauf der Hof mit Ausnahme des Kirchensazes 1318 an das neu gestiftete Frauenkloster Königsfelden im Argau vertauscht wurde.

Indessen war auch das Dorf wieder afterlehensweis an das baselsche Patriziergeschlecht Schaler und von demselben 1327 an den Schuldheißen Jakob von Neuenfels zu Neuenburg übergegangen [69].

Die Familie dieses Mannes hatte sich vom gemeinen Bürgerstande zum Ritter-Adel und zu einem beträchtlichen Besiztum emporgearbeitet; es gehörten ihr die Burg Neuenfels mit dem Dorfe Brizingen bei Badenweiler, die Burg Altikon, die Orte Mauchen und Steinenstatt nebst andern Gütern und Gerechtsamen im obern Breisgau. Aber verschiedene Rechtsstreite und Fehden, wie sie im ungebundenen Geiste jener Zeit lagen, versezten sie in Schulden, und Herr Jakob wurde dadurch genöthigt, sowol das neu erworbene Schliengen, als Steinenstatt, Mauchen und Altikon an das Hochstift Basel zu verkaufen.

Dieser Kauf geschah 1343, und mit ihm beginnt ein Geschichtsabschnitt für unser Dorf; denn der Bischof von Basel vereinigte dasselbe mit Steinenstatt, Mauchen, Huttingen und Istein zu einer kleinen Landvogtei, worin Schliengen der Hauptsiz wurde.

Hiedurch wuchsen die „fünf Gemeinden" zu einem politischen Körper heran, welcher seine eigene Landordnung erhielt, und an politischem Bewußtsein so erstarkte, daß die bischöflichen Amtleute immer größeren Widerstand gegen ihre gewohnte Willkührlichkeit erfuhren. Ja, 1443 erhoben sich

---

[69]) Ueber diese, wie über die folgenden Besizveränderungen sind noch sämmtliche Urkunden vorhanden.

die Schliengener sogar gegen ihren Landesherrn, und bildeten den ersten Bundschuh[70]) im Breisgau!

Bischof Friderich nämlich, welcher durch die damalige gefahrvolle Zeit zu großen Geldopfern genöthigt worden, suchte seiner Kasse dadurch wieder aufzuhelfen, daß er eine außerordentliche Steuer ausschreiben ließ. Diese Steuer wurde an vielen Orten für willkürlich und ungesezlich angesehen, besonders in der Landvogtei Schliengen, wo man sie den bischöflichen Steuerboten geradezu verweigerte. „Was in unseren Briefen steht, sagten die Leute, sind wir bereit zu geben; was aber darüber geht, davon wollen wir nie und nimmer etwas wissen."

Dieser Widerstand führte zuerst zu schriftlichen Verhandlungen, sodann aber zu einer öffentlichen Tagfahrt zwischen den Botschaftern des Bischofs und den Abgeordneten der „schwierigen" Unterthanen. Die bischöflichen Sprecher thaten hier ihr Möglichstes, um die angefeindete Steuer als gesezlich darzustellen, und auf Seiten der Mauchener, Isteiner, Steinenstatter und Huttinger ließ man sich auch wirklich überreden — nur die Schliengener blieben steif und fest bei ihrer Weigerung.

Dieses galt für eine böswillige Verstoktheit, rief bittere Vorwürfe und gröbliche Schmachreden hervor, und es erhob sich ein wüster Lärm. Da trat plözlich ein schliengischer Bauer mit einem Bundschuh auf einer Stange unter die Streitenden und rief: „Wer für unsere gerechte Sach' ist, der tret' herzu", und siehe — ganz Schliengen trat ihm entschlossen bei!

Eine so verwegene Empörung durfte nicht ungestraft ge-

---

70) Jeder Bauern-Verein, welcher irgend einen politischen Charakter hatte, hieß damals ein „Bundschuh", weil das Zeichen solcher Vereine ein Nestel-Schuh war, wie ihn der gemeine Mann im Mittelalter zu tragen pflegte.

duldet werden. Der Bischof schikte etliche seiner Getreuen nach Schliengen und ließ die Räthelsführer des Bundschuhs gefänglich ergreifen, die übrigen aber so ernstlich mit Strafe bedrohen, daß sie den Mut verloren, und einige angesehene Herren von Basel demüthiglichst baten, ein beschwichtigendes Wort bei'm Bischofe für sie einzulegen.

So gelangte der Handel endlich zu einer „gütlichen" Ausgleichung, wobei die guten Schliengener sich eidlich verbinden mußten, die bisher verweigerte Steuer getreulich zu entrichten, und noch obendrein ein beträchtliches Strafgeld zu erlegen [71].

Ein Menschenalter später entstund zu Lehen bei Freiburg der zweite breisgauische Bundschuh, und 1525, nachdem die Plane der deutschen Patrioten gescheitert, nachdem Sikingen und Hutten traurig geendet hatten, erhob sich der allgemeine Bauern-Krieg, welcher auch die Landvogtei Schliengen ergriff. Sie hatte dafür schwer zu büßen, und neben dem Sühngelde, wozu die armen Unterthanen von dem Bischofe verurtheilt worden, forderte auch die vorderösterreichische Regierung noch sechs Gulden von jedem Haupte.

Inzwischen war der Dinghof zu Schliengen mit dem Gerichte und Schuldheißenamte an die Familie „Nagel von der alten Schönenstein" gekommen, welche ein Schlößlein daselbst besaßen, der Entenstein genannt.

Diese Junker hatten wenig Sinn für den edlen Ruhm der benachbarten Herren von Neuenfels, welche mehr als einmal die Wolthäter ihrer Unterthanen geworden [72]; sie suchten den ihrigen auf der Jagd und in einer hochmüthigen Verachtung der bürgerlichen Geseze. Sie über-

---

[71]) Aus den Urkunden und Akten über diese Vorfälle.

[72]) Vergl. die Brizinger Chronik, herausgegeben von Pfarrer Herbst, Freib. 1841.

legten mit ihren Schafheerden die schliengenschen Waiden, verweigerten die schuldige Gemeindssteuer, überfuhren die Marksteine und schlugen dem Gerichte ihre Folge ab [73]).

Zu diesen Bedrängnissen der Schliengener kamen zahlreiche Beeinträchtigungen durch die badischen, österreichischen und heitersheimischen Beamten, deren Höfe mit der bischöflichen Regierung zu Basel, wegen verschiedenen Gütern und Rechten in der Landvogtei Schliengen, schwere Prozesse führten. Auch manche Neuerung drükte sie, wie die Wirtsordnung von 1594, wodurch zwar die Last der maßlosen „Azung" [74]) in ein bestimmtes Geld verwandelt wurde, daneben aber der Mißbrauch aufkam, „daß die Wirte wider die alte gute Gewohnheit den Gästen hinter der Thür' den Wein ankreideten und ein X für ein V machten" [75]).

Was Schliengen, troz seiner schweizerischen Neutralitäts-Stöcke, im schwedischen und orleans'schen Kriege gelitten, davon würde die Aufzeichnung den Raum dieser Blätter überschreiten. In den neuern Kriegszeiten hatte es die Ehre, die Wahlstatt eines wichtigen Sieges der deutschen Waffen über die französischen zu sein.

Erzherzog Karl, nachdem er die moreau'sche Armee, bei ihrem berühmten Rükzuge aus Schwaben 1796, über die Elz und Treisam gedrängt, griff dieselbe am Schliengener Berge nochmals an, um sie im Occupieren einer festeren

---

73) Wenn man die Akten über diese junkerischen Gewaltthätigkeiten durchgelesen, so begreift man die ausdauernde Geduld des gemeinen Mannes kaum!

74) D. h. die Verflichtung der Schliengener Wirte, die bischöflichen Beamten unentgeltlich zu verpflegen, so oft sie „geschäftenhalb" in das Dorf kamen.

75) Dies ist der Ursprung des Sprichwortes: Einem ein X für ein U machen, weil der gemeine Mann früher nur mit römischen Zahlen rechnete, und X das Doppelte von V ist, daher auch das weitere Sprichwort: mit doppelter Kreide rechnen.

Stellung zu verhindern und vollends über den Rhein zu werfen. Dieser Angriff dauerte von der Frühe des 24ten Oktobers bis in die Nacht und nöthigte den General Moreau, von aller weiteren Vertheidigung abzustehen und bei Hüningen das linke Rheinufer zu suchen.

Damals wohnte der stiftbaselsche Landvogt noch in alter Autorität auf seinem Schlößlein zu Schliengen. Das Geschlecht der Nagel von der alten Schönenstein aber war schon seit einem Jahrhunderte mit Junker Franz Konrad erloschen, und der Dinghof mit seinen Gerechtsamen an das Hochstift Basel erwachsen.

Dieses wußte sich endlich auch, durch einen Vertrag mit Baden-Durlach von 1769, seine bisher vielfach angefochtene volle Landeshoheit über die fünf Gemeinden der schliengischen Landvogtei zu sichern. Karl Friderich verzichtete in einer feierlichen Urkunde [76]) auf alle und jede fernere Ansprache — wie durch eine Ironie des Geschikes, noch in der lezten Generation vor dem Frieden von Lüneville, welcher ihm unter andern Entschädigungs-Landen, auch Schliengen mit der ganzen Landvogtei zugetheilt.

Bellingen.

Von Schliengen wanderten wir, in der muntersten Laune, auf einem Fahrwege, welcher sich am Saume des Gebirges gar angenehm hinzieht, nach Bellingen [77]), einem katholischen Pfarrorte von etlichen über 700 Einwohnern. Es ligt eng zwischen der Eisenbahn und dem Rheine, an einer Bergwand voll herrlicher Weingärten.

---

[76]) Gegeben Carlsruhe den 10ten Brachmonat.

[77]) Es hieß ursprünglich „Bellinghofen" (Hof der Familie eines Bello), dann Belliken und Billiken.

Diese Weingärten erstreken sich fast ununterbrochen hinauf über Bamlach, Rheinweiler, Kleinen-Kems und Istein bis Efringen und rühren theilweise wol noch von den Römern her; denn sie kommen schon in Urkunden des frühesten Mittelalters vor, wo sie schwerlich alle erst angelegt worden sind.

Auch stammt die älteste bekannte Rebenordnung von Bellingen her, wo das Stift Muri schon im 12ten Jahrhundert neben anderem Gute auch 24 Mannwerke Reben besaß. Diese Ordnung hat uns der alte murische Chronist [78]) aufbewahrt, welcher sich dabei bitter beklagt, wie schlecht dieselbe gehalten würde.

---

[78]) Der sanktblasische Mönch Konrad, welcher einige Zeit in Muri lebte und 1142 die Stiftungsgeschichte dieses Klosters schrieb, wovon ein Abdruk in Herrgotts geneal. dom. Habsburg. I, 299, zu finden ist. Die Rebenordnung lautet:

„Jeder Bauer, welcher Klosterreben besizt, soll jährlich auf sein Mannwerk 7 Karren voll Dung führen, die Rebsteken herbeischaffen und den Weingarten umzäunen; auch wo es nötig ist, frische Schößlinge nachsezen. Hernach soll er die Rebstöcke beschneiden und binden und zweimal den Boden umhaken. Wer an Ostern nicht beschnitten und an Johanni nicht zum zweitenmal umgehakt und gebunden hat, verfällt in die gesezte Buße."

„Wenn die Trauben erwachsen sind, soll er die Stöke reinigen, und auf seine Kosten einen Wächter bestellen. Ist der Herbst gekommen, so soll er seine Gehilfen mit den nötigen Geschirren versehen, und ihnen den gebürlichen Imbiß und Lohn geben. Nach der Weinlese aber hat er, unter strenger Aufsicht der bestellten Herbstboten, die Trauben zu trotten, den Most in den Klosterkeller zu führen, und ihn mit richtig geeichten Seideln messen zu lassen, wobei dann je das sechste Seidel ihm zufällt."

„Wer dies Alles getreulich erfüllt hat, mag in Friden heimkehren, soll aber dabei dem Hofmaier zwei Immi Habers, zwei Brote und ein Viertelmaß Wein überbringen. Diese Ehre und Nuzung erhält der Maier, damit immer ein frommer, umsichtiger und kluger Mann sich des schwierigen Amtes unterziehe."

„Der Weinbau, sagt er, ist immer beschwerlich, weil die Reben der größten Mühe und Sorgfalt bedürfen. Wenn das Stift daher seine Weinberge in Selbstbau nimmt, so halten wir die Beschwerlichkeiten nicht aus, und überläßt es die Besorgung derselben den Bauern, so werden wir stets betrogen. Denn dieselben betreiben Alles höchst nachlässig, reden sich mit Lügen aus, und verzehren das Meiste des Gewinnes, welchen sie sazungsmäßig an das Stift abzuliefern hätten, mit ihren Weibern und Buben selber."

Wie Bellingen vom Kloster Muri ab und an seine jezige Ortsherrschaft von Andlau gekommen, habe ich nicht ermitteln können [79]. Die andlauische Familie aber stammt aus dem Elsaße, wo sie sich vielerlei Lehen und und großes Ansehen erworben hatte. „An Alter, sagt Schöpflin [80] von ihr, an Stattlichkeit und Besiztum steht sie keinem Ritteradel nach. Man kennt aus derselben zuerst Herrn Eberhard von 1262, dessen drei Söhne 1273 von König Rudolf I mit der Veste Andlau belehnt wurden. Ihre überaus zahlreiche Nachkommenschaft zeigt uns eine lange Reihe tapferer Ritter, ehrwürdiger Kirchenvorsteher, verdienter Staatsmänner und geachteter Gelehrter und Freunde der Gelehrsamkeit."

Für Bellingen aber waren die Andlaue kein Segen. Ganz im Geiste des mittelalterlichen Junkerlebens erlaubten sie sich vielfache Willkürlichkeiten [81], geriethen in Schulden

---

[79] Der älteste mir bekannt gewordene Belehnungsbrief ist vom 8ten Märze 1524.

[80] Alsat. illustr. II, 698. Eine ausführlichere (freilich vielfach zu berichtigende) Nachricht über die Familie stehet in Cast's badischen Adelsbuche.

[81] Und wie gegen Unten willkürlich, so zeigten sie sich selbst gegen die Lehensherren ungehorsam und widerspännig. Laut der angeführten Nachricht wäre Arbogast v. A. 1633 durch „Ungunst" des Erzhauses um seine Lehen gekommen; nach den Akten aber hatte

und vergaßen dabei gar oft ihrer Adelsehre. Diese lüderliche Wirtschaft der Ortsherren theilte sich sodann auch der Gemeinde mit, deren Verwaltung immer leichtsinniger und schlechter wurde, bis das Uebel unheilbar war.

Die Geschichte Bellingens liefert uns daher ein getreues Bild von den traurigen Zuständen der meisten ritterschaftlichen Gemeinden; wobei freilich nicht zu vergessen, daß die Einwohner von jeher fast allein auf ihren Rebenbau beschränkt waren und dem gewöhnlichen Geschicke solcher Weinorte eben auch unterlagen.

Obwol Bellingen ehedem ein geringes Dörflein war, so hatte es doch seine eigene Pfarrei, deren Kirchensaz dem Stifte St. Leodegar zu Luzern gehörte [82]). Dieselbe wurde jedoch später nach Bamlach gezogen; nur verblieb der alten Kirche ihr Vermögen, welches noch 1775, troz der Einbußen durch eine nachläßige, gewissenlose Verwaltung, gegen 30,000 Gulden betrug. Als aber seit dem 17ten Jahrhunderte ihre Seelenzahl immer stärker anwuchs, verlangte die Gemeinde dringend wieder einen eignen Pfarrer, welcher ihr endlich gewährt wurde [83]).

Der Seelennoth der guten Bellinger war dadurch abgeholfen; wer aber heilte die leibliche ihrer übervölkerten Gemeinde? Die Ortsgemarkung, welche in ohngefähr 800 Jaucherten Landes bestund, war für eine Vermehrung der

---

derselbe einen Unterthan „anmaßlich" in eine Strafe von 100 Kronen verfällt und dessen Weib gefangen gesezt, und als ihn die Regierung zu Recht verwies, das Alles „zu sonderbarer ihrer Verachtung außer Acht gelassen und halsstarriger Weis in Wind geschlagen."

82) Urkunde von 1544, daß der Propst zu St. Leodegar „wahrer Kirchherr und Patron zu Bellikon im Brisgow" sei.

83) Bittschriften derselben von 1737 und 1738. Unter den Gründen steht, daß die Gemeinde zu Bellingen seit 7 Jahren also stark angewachsen, daß sie mit Bamlach und Rheinweiler eine Mannschaft von 1000 Mann bilde.

ursprünglichen Familien nicht geeignet. Dessenohngeachtet hatte die Ortsherrschaft neue Ansidelungen und Heiraten so leichtsinnig gefördert, daß die Seelenzahl schon 1770 alles Verhältniß überstig.

Es war eine allgemeine Sucht der kleinen Fürsten und Herren des Reichs, ihre Ländlein und Gebiete mit Volk zu überfüllen. Besizlose Leute der Nachbarschaft, Juden, Zigeuner und andere Landfahrer — Alles wurde aufgenommen, durfte eine Hütte bauen und eine Familie gründen. Es warf eben Kopf- und Schuzgeld ab, und wie manche Aufnahme geschah aus noch unsittlicheren Gründen!

Und gleichsam wetteifernd mit diesem Hintersaßen-Geschlechte zeigte sich auch der besizlose Beamten- und Dienerstand nicht weniger thätig in Gründung neuer Familien. Daß man die Nachkommenschaft dadurch mit der Not und Gefahr eines elenden Proletariats belaste, daran wurde nicht gedacht. Daher das zahllose Gauner-, Bettel- und Diebsvolk, welches eine der größten Landplagen war, und aus jenen armen Familien so reichlich ergänzt wurde, daß keine Polizei mehr helfen wollte.

In dem armen Bellingen aber traten zu den innern Uebeln der Uebervölkerung, der herrschaftlichen Willkür und der schlechten Gemeindeverwaltung noch eine Reihe äußerer Unfälle — Feuersbrünste, Mißjahre und Wasserschäden; zweimal brannte der Ort völlig ab, sehr oft erfror der Wein, und fortwährend verschlang der Rhein größere oder kleinere Stüke der anstoßenden Aeker und Reben.

Von der Ortsgemarkung bestund weitaus das meiste in Rebgütern, die wenigen Aeker aber waren so schlecht an Boden, daß es sich kaum der Mühe lohnte, sie zu bebauen, indem eine herrschaftliche Streke von 8 Jaucherten nicht mehr als 3 Gulden jährlichen Bestandzinses trug. Und von einer solchen Gemarkung sollten nun etwa 100 Familien leben, ihre Steuern erlegen und eine ungeheuere Schulden-

last ewig verzinsen, da an eine Abzahlung gar nicht zu denken war! Die Folgen dieses Mißverhältnisses traten immer trauriger zu Tage.

Kaum drei bis vier Bürger waren in der Lage, von einer Aernte zur andern ihre genugsame Brotfrucht zu bauen, die übrigen mußten dieselbe in der Nachbarschaft um jeden Preis gegen ihren Herbstwein erhandlen, hatten daher immer schon auf ein langes Jahr ihr Brot voraus gegessen. Viele aber waren oft gar nicht im Stande, mit dem leztjährigen Weine die aufgeborgte Frucht zu vergüten, wodurch ihnen der Segen des nächsten Herbstes völlig verloren gieng, und im Falle eines Fehljahres meist nichts übrig blieb, als ihr Glük in Ungarn [84]) zu suchen.

So kam es, daß bereits in den 70er Jahren zwei volle Drittel der Bürgerschaft gantmäßig geworden, während die übrigen sich zur Not hindurchbrachten. Wie Bellnigen heuzutage steht, weiß ich nicht, und will von obiger Darstellung [85]) seiner älteren Verhältnisse jedenfalls auch keine Beziehung auf die Gegenwart gemacht wissen.

Bei Bellingen beginnen die interessanteren Bauten dieser Bahnstreke und reichen bis gegen Efringen, wo die Ebene des Rheinthals sich wieder aufthut. Höchst schwierig aber war der Bau schon oberhalb Schliengen wegen des ungünstigen Grundes, und bei Klein-Kems fangen die vielen Felsenvorsprünge an, welche bald offen, bald unterirdisch durchgesprengt werden mußten.

Diese ganze Streke mißt 3 Wegstunden und ligt horizontal 864 Fuß über dem Mittelmeere. Der Nullpunkt des Rheinpegels bei Istein ist 796 Fuß und der mittlere

---

[84]) Wohin die damaligen Auswanderungen sehr häufig giengen, namentlich aus vorderösterreichischen Landen.

[85]) Die getreu aus Akten von 1631, 1653 bis 1659, 1737 und 1738, 1775 bis 1780 entnommen ist.

Wasserstand etwa 8 Fuß unter Null, die Bahn läuft also 76 Fuß über demselben.

Da die gegenüberligenden Rheinufer flach sind, so hat man von dieser Höhe aus ein Panorama vor sich, welches bis an die Vogesen reicht und selbst das schläfrigste Gemüt zur Freude und Lebenslust erweken muß.

Das Terrain der Bahn in den Gemarkungen der benannten Orte umfaßt über 30 Bergvorsprünge und eben so viele Schluchten. Die Vorsprünge bestehen größtentheils aus festem Jurakalk; es sind aber nur drei derselben von so bedeutender Höhe, daß es nöthig war, Tunnel durch sie zu treiben; die übrigen wurden offen durchbrochen und gesprengt.

Alle drei Tunnel ligen horizontal, ihre Provile sind einander gleich, 25 Fuß breit und 23 Fuß hoch, nämlich 10,5 senkrecht und 12,5 im Bogen.

Der erste Tunnel ligt unter der Gemarkungsgrenze von Huttingen und Istein, ist 780 Fuß lang und zieht sich in einem Bogen von 1036 Fuß Radius. Der zweite ligt bei Istein, dicht hinter der Kirche, hat 400 Fuß Länge und eine gerade Bahn. Der dritte endlich ligt unter der Gemarkungsgrenze von Istein und Efringen, hat 1010 Fuß Länge und einen Bogen von 1208 Fuß Radius.

Die Tunnel-Eingänge sind offen auf 50 bis 60 Fuß Höhe eingeführt und werden durch Portale gegen das Herabstürzen von lokerem Gesteine geschüzt. Das Gestein im Innern der Tunnel ist lauterer Jurakalk, welcher aber einer Ausmauerung bedurfte. Diese besteht für die senkrechten Wände aus schichtenweise aufgeführtem Mauerwerke und für die Gewölbe aus Bakſteinen.

Die Bergschluchten sind an den benötigten Stellen für den Wasserabfluß mit Dolen und Brücken versehen, und sodann mit dem Schutte der Felsensprengung bis zur Krone des Bahndammes aufgefüllt.

Der Bahnkörper ist längs dem Gebirge hin 25 Fuß breit ausgeführt, und seine Böschungen stüzen sich theils auf gewachsenen Boden, theils aber ist die Außenhälfte der Bahn durch Stüzmauern getragen, und ebenso wurde den Abrutschungen der oberen wasserreichen Bergwände durch Futtermauern und Steinwürfe vorgebeugt.

In den Einschnitten dienen die Felswände als Brustwehr, und bei den Anfüllungen sind schwere Steinblöke als Geländer aufgeschichtet. Ein Abgleiten der Wagenzüge ist daher nicht zu befürchten. Der volle Rhein kann den Fuß des Bahndammes nicht erreichen, und die nächstligenden Gewässer sind größtentheils abgeschlossene Alt-Rheine, welche sich in einigen Jahren versanden werden.

Bamlach und Rheinweiler.

Drei Viertelstunden oberhalb Bellingen erscheint Bamlach [86]), ein katholisches Pfarrdorf von 650 Seelen, etwas über der Eisenbahn am Bergabhange freundlich gelegen, mit herrlicher Aussicht auf den Rhein, nach dem Elsaße und an die Schweizer Alpen. In gleicher Entfernung davon folgt sodann, wieder unterhalb des Schienenweges, der bamlachische Filialort Rheinweiler, mit einer Bewohnerzahl von 370 bis 380 Seelen.

Es besteht hier eine uralte Fähre über den Rhein, welcher daselbst keine Inseln und Altwasser hat, während am Berghange hin das „Römersträßle" noch ein Ueberbleibsel römisch-keltischen Anbaues dieser sonnigen, für den Weinbau so günstig gelegenen Landschaft ist.

---

[86]) Urkundlich Bamenanc, Bamenach, Bamnach, Bamblach.

Bamlach und Rheinweiler sind eine Grundherrschaft der Familie von Rotberg und besitzen beide auch herrschaftliche Schlösser und Wirtschaftsgebäude. Früher bildeten sie ein „unmittelbares Reichslehen", aber das Haus Oesterreich wußte sie unter seine breisgauische Landeshoheit zu schieben und die Herren von Rotberg dadurch zu einem „landsässigen Adel" zu machen, so viele Mühe sie sich auch gaben, ihre Reichsunmittelbarkeit zu behaupten [87]).

Seit mehr als 400 Jahren hauset die rotbergische Familie in dieser Herrschaft und hat mit den dortigen Unterthanen viele gefahrvollen und schweren Zeiten durchlebt, da die nächste Nähe von Frankreich und namentlich die Festung Hüningen, eine Quelle fortwährender Unbilden und Bedrohungen für sie war! die rheinweilerschen Akten sind voller Klagen über diese schlimme Nachbarin.

Die Herren von Rotberg stammen ursprünglich aus dem Sißgau, oberhalb Basel. Dort findet man noch auf einem Vorhügel des Blauen die Trümmer ihrer Stammburg, welche 1356 bei dem großen Erdbeben zerfiel. Da sie stiftbaselsche Lehenleute waren, so geschahe es, daß sie sich in der Stadt niederließen und unter den dortigen Patriziern als „Psitticher" [88]) bald eine Rolle spielten. Sie kamen in den Rath und erhielten mehrmals die Bürgermeister-Würde, welche damals von bedeutender politischer Wichtigkeit war.

Ihr Geschlecht fängt mit Herrn Luzmann an, geschichtlich bekannt zu werden. Derselbe erzeugte mit Frau Ursula fünf Söhne nebst einer Tochter, und erkaufte 1417

---

[87]) Stapf, vindiciae superioritat. austr. in Brisgovia. Rotbergische Vorstellung an den Kaiser von 1747.

[88]) Die beiden Parteien der Patrizier und Geschlechter zu Basel waren damals die „vom Psittich" (oder Papagai) und die „vom Stern" oder der „Sternträger".

von der Familie Schaler die Hälfte des Reichslehens Bamlach und Rheinweiler.

Von den Söhnen erbte Bernhard das baselsche Bürgermeister-Amt und erwarb 1434 auch die andere Hälfte jenes Lehens, während Arnold geistlich wurde und in der Folge den bischöflichen Stuhl erhielt. Diese Erhebung verschaffte dem rotbergischen Namen ein großes Ansehen, denn der neue Bischof regierte, obwol nur acht Jahre lang, mit solchem Lobe und Nuzen, daß er unter die verdienstvolleren Vorsteher des baselschen Bistums gezählt wird.

„Herr Arnold, sagt die Basler Chronik [89]), war ein leutseliger, frommer, arbeitsamer Fürst. Er unterzog sich öfters in eigner Person (was seine Vorweser seit langem ganz unterlassen) den bischöflichen Verrichtungen, vollendete den Bau des Bischofshofes, säuberte den Münsterplatz von den unheiligen Märkten, reformirte das lokere Klosterwesen zu St. Leonhard, verfuhr auch sonsten streng gegen seine üppige Pfaffheit, und ließe sich sonderheitlich angelegen sein, den Frieden zwischen der Stadt Basel und dem Erzhause Oesterreich zu erhalten."

Es wurde ihm zwar das Laster der Habsucht vorgeworfen, als er aber 1458 starb, vergaß man diesen Fehler, begrub ihn mit großer Trauer und sezte seinem Andenken eine ehrende Grabschrift [90]).

---

[89]) Vergl. Ochs, Gesch. von Basel IV, 38, 50. Wursteisen, Basler Chron. I, 260 und II, 445.

[90]) Sie lautet nach der Uebersezung der alten Basler Chronik:

„Ein Bischof, ewig's Ruhmes werth,
Ligt hier begraben in der Erd'.
Von Rotberg, aus dem edlen Stamm,
Ist löblich hergebracht sein Nam'.
Zum Vorbild er gestellet fein
Der Klerisei das Leben sein.
Ein Doktor, rechteskund' und weis',

Auch die Schwester des Bischofs, Frau Sophia, die Witwe des reichen baselschen Patriziers Zibol, machte sich einen Namen, indem sie ihr prachtvolles Herrenhaus mit einer ärmlichen Klausnerwohnung am Steinenkloster vertauschte, um sich ganz dem Gebete und der Armenpflege zu widmen. „Ihr Leben war“, wie die Chronik sagt, „ein Spiegel der Tugend und ein Exempel der Gottesfurcht“. Sie schied 1478 aus dem irdischen Dasein, unter dem lobpreisenden Nachrufe aller Frommen der Stadt.

Arnold, der Sohn des Bürgermeisters Bernhard von Rotberg, welcher auf dem Schlachtfelde von Grandson den Ritterschlag und auf dem großen Turniere zu Heidelberg 1481 die Turnierfähigkeit erhalten, pflanzte (unter fünf Brüdern) das Geschlecht fort durch Jacob I, welcher seine sißgauischen Güter verkaufte, die Stadt Basel verließ und markgräflich badischer Landvogt zu Röteln ward. Sein Enkel Jacob II aber wurde markgräflicher Forstmeister und trat zum Protestantismus über.

Seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts hatte die rotbergische Familie ihren Stammwohnsiz bis auf diesen Tag in dem schönen Breisgau, wo sie zu einem reichbelaubten Baume mit fünf Aesten heranwuchs, von denen noch zwei in Blühte sind — der „Schliengener“ oder katholische, und der „Rheinweiler“ oder evangelische.

Die Stammväter derselben waren die Söhne Hans Adams II, des Enkels von Jacob II. Der ältere davon, der baden-durlachische Hofmeister Christoph von Rotberg, hinterließ nämlich den Georg Sigmund, welcher in den

---

Lieh er dem Frieden allen Fleiß.
Dem Vaterland rieth er zu gut,
Wie'n Vater seinen Kindern thut.
Da reißt der Tod ihn aus der Zeit —
Der ganzen Stadt zu großem Leid.“

Schoos der römisch-katholischen Kirche wieder zurükkehrte und stiftbaselscher Obervogt zu Schliengen ward, während sein Oheim Daniel das protestantische Glaubensbekenntniß auf seine Nachkommenschaft verpflanzt hat [91]).

Früher unterschied man in der Familie den Hertinger, den Bamlacher und Rheinweiler Stollen. Der erstere erlosch 1766, aus dem zweiten aber stammte Leopold Melchior, ein Mann, welcher ganz besonders erwähnt zu werden verdient. Er war 1677 geboren, vermählte sich 1705 mit Salomea von Günzer, wurde hessenkasselscher Minister und starb 1736 im Wildbade.

Schon aus dieses Herrn vielen schriftlichen Arbeiten, welche eine reinliche, kräftige Feder zeigen, muß man auf eine tüchtige Bildung und rüstige Thätigkeit schließen. Wie sehr derselbe noch als Legationsrat das Vertrauen des Kurfürsten Karl besaß, ergibt sich aus seinen geheimen Sendungen an den König von Polen und die schweizerischen Standesorte [92]). Für seinen Stollen aber war er aufs Rühmlichste besorgt, sowol durch Ordnung des Archivs, als durch Wiedereinbringung abgekommener Stammgüter [93]). Hätte die rotbergische Familie mehrere so treffliche Wirtschafter besessen, um wie viel blühender würde ihr Wolstand sein. Darum Ehre seinem Andenken!

---

91) Rotbergische Lehenakten mit Stammtafeln. Vergl. auch Cast's badisches Adelsbuch, 158.

92) Schöpflin (Alsat. illustr. II, 693) sagt von ihm: Leopoldus Melchior, majorum gloriam nuper aemulatus, badadurlacensi et hasso-cassellanae aulis ita placuit, ut illa ad bavaricum et palatinum Electores, haec ad *Poloniae* regem et *Helvetios* lagationes ei commiserit.

93) „Saalbuch über alle dem Stammen von Rotberg zugehörige Dörfer u. s. w. Gefertigt von Leopold Melchior von Rotberg, währender Cur zu Wildbad, im Monath Augusto 1736." Diese Arbeit vollendete er also noch kurz vor seinem Tode.

Der Bamlacher Stollen starb 1795 ab, mit einem Enkel Leopold Melchiors, dem gothaischen Minister Wilhelm von Rotberg, während der rheinweilische noch in zwei Linien fortblüht, wovon die katholische durch Frau Albertine Charlotte, die Gemahlin des berühmten Marschalls Rapp, einen vorübergehenden Glanz gewann.

Klein-Kems.

Eine starke halbe Wegstunde oberhalb Rheinweiler trifft man auf das evangelische Pfarrdörfchen Klein-Kems, welches ohngefähe 200 Einwohner zählt, und ganz nahe am Rheinufer ligt, gegenüber von Groß-Kems im Elsaße. Der Rhein umzieht hier, von dem einen Dorf zum andern, halbkreisförmig ein großes „Grün" [94]), von welchem aus man eine liebliche Ansicht der Bahnlinie und des zahmen, theils mit Reben, theils mit Buchwaldung bedekten Gebirges genießt, über welches sich der Fahrweg von Bamlach nach Blansingen und Huttingen hinzieht.

Die Höhe hinter Klein-Kems gewährt dem Auge eine höchst liebliche Aussicht auf den Schienenweg, das Dorf, den Rhein, auf Groß-Kems und die Vogesen. Diese Höhe trug einst auch ein Schloß, die Vollenburg, welches von den Bischöfen von Basel erbaut worden, troz des Vertrags von 1301, wonach sie den Felsen „Vollenberg" von dem Stifte St. Blasien nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehen erhalten hatten, keine Veste darauf zu errichten [95]).

---

[94]) Eigentlich sollte man Grien schreiben. Die Rhein-Inseln sind entweder Werde, d. h. feste, sichere Inseln, oder Griene, d. h. Kies- und Sandbänke.

[95]) Gerberti histor. Silvae nig. III, 242.

Aber so hielt man in jener frommen Zeit die Verträge, wenn das Interesse dazwischen trat!

Wenige Schritte oberhalb Klein-Kems befand sich der erste Eisenbahn-Tunnel, welcher durch einen Vorsprung des Kalten-Buks führte, aber zusammenfiel, worauf man den Durchgang offen legte. Aehnliche, aber weniger hindernde Vorsprünge folgen noch drei bis vier, der lezte davon bei der Felsen-Müle, wo der stärkere Berg-Einschnitt einen Viadukt nötig machte, dessen schöner Bau, neben den rauhen Felsmassen und Geröllgeschieben, dieser Bahnstreke einen interessanten Anblik verleiht. Es ist die „Felsenmül-Brüke", welche die Schienen über den Buchgraben führt.

Von dieser alten Felsen-Müle geht noch folgende Sage im Munde des Volks: „Während der mordbrennerischen Ueberfälle, welche das schöne Rheinthal zu Ende des 17ten Jahrhunderts durch die Franzosen zu erleiden hatte, flüchtete sich aus der Gegend von Istein einstmals ein armes, wegen seiner Schönheit vom frivolen Feinde sehr bedrohtes Mädchen in finsterer Nacht nach einer der Klüfte bei der Felsenmühle, betete dort inbrünstig zur heiligen Jungfrau um Rettung, und wurde auch mehrere Tage wunderbar erhalten, wofür es nachher das Bild seiner himmlischen Retterin in die Wallfahrtskapelle gestiftet."

Die Bahn macht hier einen Bogen und zieht an einer Reihe von Kalksteinbrüchen vorüber bis zum Gaißenloch, wo der bedeutende Felsvorsprung anhebt, welchen man den Isteiner Kloz nennt.

Die Entfernung von Klein-Kems bis zur äußersten Spize des Klozes beträgt etwas über eine halbe Wegstunde. Innerhalb dieser Streke hat das Uferland eine sanfte Einbeugung, die von etlichen Rhein-Armen und Grünen ausgefüllt ist.

Der Isteiner Kloz.

Dieser Berg-Vorsprung, durch welchen der zweite Tunnel führt, ist eine bedeutende Felsmasse und bildet die Ecke eines von der Huttinger Höhe südwestlich gegen den Rhein gekehrten kurzen Gebirgsarmes. Er erhebt sich zunächst 160 Fuß über den Strom und tritt demselben dergestalt in den Weg, daß sich dessen Wellen brausend an ihm brechen und eine westlichere Richtung nehmen müssen. Dadurch entstand im Süden des Felsens jenes Stillwasser, wo die Leichname angeschwemmt werden, wenn solche der Rhein von Basel her mit sich führt — die natürliche Veranlassung der uralten Sage, daß dies geschehe, damit dieselben auf dem Isteiner Kirchhof' ihre Ruhestätte fänden.

Der Fuß des Klozes ist durch die Strömung und den Eisgang auf 10 bis 15 Schuhe unterwaschen; seine Wand aber ragt fast senkrecht in den vollen Rhein hinaus. Etwa haushoch über dem Spiegel desselben befinden sich in dem Felsen mehrere Grotten, welche die Frömmigkeit des Mittelalters zu Kapellen eingerichtet hat. Zu ihnen führt von Klein-Kems her ein etwas beschwerlicher, aber höchst romantischer Steigpfad, an der Felsen-Müle vorüber.

Hat man den äußersten Felsvorsprung erreicht, so thut sich bis zur nächsten Grotte, in etwa dreißigfüßiger Weite, ein schauerlicher Abgrund auf, über welchen ein luftiger Steg von Strekbäumen und Brettern gelegt ist. Derselbe führt unmittelbar zu der einfachen, unter einem mächtigen Felsendache ruhenden St. Veits-Kapelle, von welcher ein abschüssiges Geländer nach dem Isteiner Wege geleitet.

Auf dem Gipfel des Klozes aber, wo das Signal steht, wie auf dem tiefer ligenden „Belvedere", eröffnet sich dem staunenden Auge des Wanderers eine Aussicht in die Nähe und Ferne, welche man mit Recht eine „paradiesische"

nennt. Dort die gesegneten Ebenen des Elsaßes mit dem weiten Kranze der Vogesen, und hier zunächst der vielarmige Rhein, das lieblich gelegene Istein mit dem Eingange in den zweiten und der „Hardberg" mit dem in den dritten Tunnel; dann das freundliche Efringen, weiter zurück selbst Haltingen, Oetlingen und Weil mit der Höhe des „Käfer-Holzes"; noch weiter zurük der Rüken des „Dinkelberges" mit der St. Chrischonen-Kapelle, und endlich am fernsten Horizonte die ewigen Schneehäupter der Schweizeralpen!

Ist der Isteiner Kloz auf diese Weise für den Techniker und den Naturfreund ein besonders genuß- und lehrreicher Punkt unseres schönen Landes, so bieten auch die geschichtlichen Ereignisse, welche sich an ihn und seine nächste Umgebung knüpften, dem Liebhaber der vaterländischen Geschichte einen nicht unintereſſanten Stoff der Betrachtung dar. Werfen wir daher einen Blick auf diese Ereignisse zurück, so weit sie sich verfolgen lassen.

Wenn man zusammenrechnet, daß zu Römerzeiten von der Augusta Rauracorum die Heerstraße diesseits des Rheines ohnweit hinter dem Kloze über Schliengen[96]), jenseits aber über Groß-Kems nach dem Mons Brisiacus zog, und daß diese Rheingegend schon damals eine der angebautesten und wichtigsten war, so muß wohl nothwendig angenommen werden: den Gipfel des Klozes, welcher sich 1160 Fuß über die Meeresfläche erhebt und eine der großartigsten Fernsichten gewährt, habe einstens ein römischer Wartturm geziert, woraus die spätere Ritterburg Istein entstanden, deren Kern er gebildet.

---

[96]) Ueber den ganzen Bergrüken von Istein bis Schliengen zog sich der alte Basler Weg oder die s. g. Hochstraße, wie sie jezt noch heißt. Die Römer liebten es sehr, ihre Militärwege an freien Höhen hin zu führen.

Diese Burg Istein stammte aus dem grauesten Mittelalter, und wenn wir ihren Namen mit der Benennung des Iberges, wo entschieden ein Römerturm steht, vergleichen und dabei bemerken, daß die Sylbe I oder Y keine deutsche Wortwurzel seyn könne, so läge hierin ein weiterer Grund für die Annahme eines vordeutschen, also römisch-keltischen Ursprunges.

Eine alte Basler Chronik sagt: „Zu Istein, wo das Wasser wegen der Felsen sehr schaumet und schreiet, und eine etwas gefährliche Furt hat, ist ehevor oberhalb der St. Veits Kapelle ein festes Bergschloß gestanden, und unterhalb ein Frauenkloster." Dieses Bergschloß, mit dem benachbarten Fronhofe gehörte schon im 12ten Jahrhunderte dem Hochstifte Basel. Die Bischöfe hielten sich öfters daselbst auf, und gründeten auch sowol die Kapelle zum heiligen Vitus, als das Kloster zu unserer lieben Frau am Rheingestade. Lezteres blieb indessen immer unbedeutend, während sich um den Isteiner Fronhof allmälig ein beträchtliches Dorf herangebildet, wo man seit den ältesten Zeiten einen vorzüglichen Weinbau trieb.

Eben dieses Weinbaus wegen hielt das Hochstift gar Großes auf die kleine „Herrschaft Istein", und es mag mancher Humpen Isteiner gekreist haben, wenn der „gnädige Herr von Basel" mit seinen vertrauten Pfaffen und Rittern auf der hohen Veste einen Tag hielt!

Aber je werther die Burg Istein den Bischöfen von Basel auch sein mochte, desto verhaßter war sie den Basler Bürgern. Denn nachdem die Kluft zwischen der Stadt und dem bischöflichen Hofe immer größer geworden, mußten die zahlreichen hochstiftischen Burgen, welche die Gegend von Basel umschlossen und beherrschten, der Bürgerschaft ebenso viele Dorne im Auge sein. Ihr natürliches Bestreben war es daher, sich dieser lästigen und gefährlichen Nachbarn bei nächster Gelegenheit zu entledigen.

Schon im Jahre 1372 fanden sie Veranlassung, einen reisigen Zug gegen Istein zu unternehmen. Durch einen tapfern Angriff, wobei 150 Streiter das Bürgerrecht verdient haben, gelang es ihnen, sich der Burg zu bemeistern — doch schonte man dieselbe damals noch und nahm sie mit den zugehörigen Dörfern Istein und Huttingen blos in städtischen Besitz.

Dieser Verlust gieng dem Bischofe sehr nahe. Er war daher auch ganz besonders bemüht, die Burg wieder zu Handen seines Hochstiftes zu bringen, was ihm nach Verlauf zweier Jahre durch einen Friedensvertrag mit der Stadt auch glüklich gelang.

Aber noch andere Blike waren auf Istein gerichtet. Das Haus Oesterreich, welches den verderblichen Hader zwischen dem Bischofe und den Baslern mit Vergnügen sah und förderte, um seine eigene Macht über die geschwächten Parteien zu erheben, lauerte heimlich auf alle Gelegenheiten, im beiderseitigen Gebiete festen Fuß zu fassen. So verschaffte es sich 1375 die mindere Stadt Basel als Pfandschaft für 30,000 Gulden, und nebst verschiedenen weiteren Erwerbungen dieser Art, im Jahre 1392, auch die Burg und Herrschaft Istein.

Dieselbe war ein Jahrzehent vorher, in dem Wahlstreite zwischen den Domherren von Ramstein und Schaler, dem lezteren gegen Verzichtleistung auf das Bistum, um 3000 Gulden pfandweis überlassen worden, damit er standesgemäß darauf leben möge. Schaler aber brauchte später Geld, und da fand sich sogleich eine bereitwillige Hand — gegen das Unterpfand von Istein! Herzog Leupold erhielt Burg und Herrschaft um den Pfandschilling, und verlieh sie seinem getreuen Burghard Mönch zu Landskron als Afterpfandschaft mit dem ausdrüklichen Vorbehalte, daß „die Burg dem Hause Oesterreich in allen seinen Notdürften offen seyn solle wider männiglich.“

Dieses Oeffnungsrecht sollte von der österreichischen Partei auch bald genug benüzt werden. Denn im Jahre 1409 kam es zu Feindseligkeiten zwischen der Stadt Basel und dem Herzoge Leupold, welche schnell in eine erbitterte Fehde ausbrachen. Burghard Mönch hatte den Baslern zwar versprochen, sich mit Istein ruhig zu verhalten; aber da die Burg vertragsmäßig ein offenes Haus des Herzogs war, so überließ er sie österreichischen Zusätzern und schickte der Stadt seinen Absagbrief.

Die Basler waren mit ihren Verbündeten kaum von einem Zuge gegen Rheinfelden heimgekehrt, als sie früh Morgens an Martini genannten Jahres wieder aufbrachen, um sich an Istein zu rächen. Die „von Natur und Menschenhand wohl bewahrte Burg" bestand aus der oberen oder alten, und einer unteren, zunächst am Rhein gelegenen, welche ein neueres Werk war. Dort befehligte der Ritter von Stüling, und hier Herr Dietbald von Schönenberg mit einem von Hungerstein. Der Feind aber zählte gegen 5000 Mann und sezte mit seinem groben Geschütze der unteren Burg von Morgens bis Nachmittags so heftig zu, daß „der Tonder", wie die Chronik sagt, „weit und breit im Land erschallte."

Die Belagerten, obwol sie eine sehr tapfere Gegenwehr hielten, wurden von „diesem Ungestüme übernöthet", und nachdem ein untergrabenes Stück der Burg in den Rhein gestürzt, drangen die Basler mit Sturm auf sie ein. Das Thor wurde aufgehauen, der Rest der Burg eingenommen, und der von Schönenberg mit etlichen der Besazung erschlagen, der von Hungerstein mit den Uebrigen aber gefangen hinweg geführt.

Als der von Stüling im oberen Schlosse dieses sah, fürchtete er, bei längerem Widerstand ein gleiches Schicksal zu erleiden und ergab sich dem Feinde unter der Bedingung freien Abzugs. Er wurde ihm gewährt, worauf die Basler

den so leicht gewonnenen Istein hinlänglich besezten, und nachdem 380 der Ihrigen mit dem Bürgerrechte belohnt worden, am nämlichen Tage wieder heimzogen.

Die Stadt schäzte diese Eroberung für so wichtig, daß sie bei dem Frieden, welchen der Markgraf von Hachberg zwischen ihr und dem Hause Oesterreich im folgenden Jahr vermittelte, besonders darauf bestand, den Istein zu behalten. „Da wir", hieß es im Friedbriefe, „die Veste Istein mit Kumber und Kosten gewonnen hand, darum soll dieselbe Vesti, das obere und das niedere Hus, und der Stein, daruf und daran sie gebuwen sind, mit Steg und Weg, uns, denen von Basel, nun und hienach verbliben."

Was dagegen außer dem Schlosse zur Pfandschaft Istein gehörte, wurde an Oesterreich wieder zurükgegeben. Denn „diesmal wollten die Basler, wie Niemand anders wußte, die Burg nur darumb gerne haben, damit sie selbige schleißen und zerbrechen könnten." Es geschah dieses auch wirklich, mitten im Jänner 1411. Man sprengte das Mauerwerk und warf es in den Rhein. Die schönen Quadersteine des Turmes aber ließ der Rat nach Basel bringen und zum Baue des Riechen-Thores verwenden. So stärkten sich damals die städtischen Mauern, während die stolzen Ritterburgen mehr und mehr in Trümmer fielen.

Die Zerstörung von Istein erbitterte den benachbarten Adel sehr, und die Bischöfe von Basel konnten den Verlust der Burg noch lange nicht verwinden. Nachdem 1423 der Domherr Johann von Fleckenstein an das Bistum gelangt war, ein Mann voll trefflicher Eigenschaften, welcher sich die besondere Achtung und Dankbarkeit der Basler erwarb — da gelangte auch der Burgstall zu Istein an das Hochstift zurück.

Der Nachweser Johann's, Bischof Kaspar zu Rhein, übergab denselben dem Ritter Hermann von Eptingen mit der Erlaubniß, die Burg wieder herzustellen. Hiegegen

aber legte der baselsche Rat entschiedene Einsprache ein. „Da der Stadt ehedem vielerlei schwere Drangsal von der Burg Istein entstanden, habe man sie aus Notwehr eingenommen und zerstört; hernach vertragsmäßig erlangt, daß der ganze Fels für ewig einer löblichen Stadt gehören solle. In Kraft dessen sei man Willens, denselben noch länger zu behalten; der Bischof werde daher gebeten, dieser Dinge müßig zu gehen, sonst würde die Stadt leidigenfalls zu andern Maßregeln greifen müssen."

Bei einer so unzweideutigen Sprache des Rates wollte weder der Bischof, noch der Herr von Eptingen, etwas Weiteres wagen [97]), und so verblieb denn der Istein bis auf diesen Tag — eine Ruine!

An die luftige Brüke aber am Isteiner Kloze knüpft sich noch folgende Ueberlieferung: „Während des moreau'schen Rükzuges von 1796 hatte sich eine Truppe französischer Reiter, des Weges unkundig, vom Kaiserstule her, bei Bellingen zwischen das Felsgebirg und den Rheinstrom verloren. Ohne Ahnung, wohin er führe, verfolgten sie den Felsenpfad bis zu jenem äußersten Vorsprung, wo sich plözlich der tiefe Abgrund aufthat. Was war hier zu beginnen? Zurück durften die verirrten Reiter nicht mehr, und vor ihnen lag nur ein schmaler Steg über die Kluft! Doch die Noth macht erfinderisch — sie stiegen ab, verbanden ihren Pferden die Augen und führten sie einzeln über den Steg nach Istein, von wo aus die Passage längs dem Rheine hin wieder frei ist."

So sah' es damals aus; jezt ist der luftige Steg etwa vier Fuß breit neu hergestellt, damit die Arbeitspferde für den Eisenbahnbau ohne Gefahr von der einen Seite des

---

97) Diese Schilderung ist aus Tschudis und Wursteisens Chroniken, und aus den Angaben bei Ochs (II, 220; III, 55, 268) geschöpft.

Klozes zur andern gelangen konnten. Von diesem merkwürdigen Punkte bis zur Mitte des Tunnels steht noch eine Felsenwand von 700 Fuß Breite dazwischen; die Reisenden haben also in den ersten tausend Jahren vom Rheine und diesem schauerlichen Abhange noch nichts zu fürchten.

Istein.

Die Entfernung des Dorfes Istein vom Kloze beträgt kaum eine halbe Viertelstunde, einzelne Häuser reichen aber bis zur Ecke des Hardberges, durch welche der dritte Tunnel geht. Es ligt unmittelbar zwischen dem zweiten Tunnel und einem Altrhein am Bergabhange, zählt gegen 450 katholische Einwohner und hat eine Pfarrei, wohin das nahe Huttingen kirchhörig ist. Seine Gemarkung gehört schon zu den bessern, und der „Isteiner" hat den Ruf eines vorzüglichen Weines, welcher besonders gegen Gries und Stein wolthätig wirken soll.

Zu Istein besaß die Domprobstei Basel einen uralten „Dinghof", welcher anfangs von verschiedenen adeligen Familien zu Lehen ingehabt, später aber von dem Dompropste selbst verwaltet wurde. Dieser Dinghof ist dadurch merkwürdig, daß man daselbst noch bis zum gegegenwärtigen Jahrhunderte nach altdeutscher Art und Weise öffentlich Gericht hielt.

Alle Bauern zu Istein und in der Umgegend, welche dinghöfische Güter (Huben oder Schuppise) besaßen, waren an das Dinggericht pflichtig. Dasselbe wurde besezt mit zwölf „Hubrichtern", wovon einer den Gerichtsstab führte, es hatte seinen „Schreiber" und für die Parteien zwei „Fürsprecher." In seine Competenz aber gehörte später nichts Weiteres mehr, als was der Gegenstand eines gewöhnlichen

Rügegerichtes ist, während früher Alles vor ihm verhandelt worden, was nicht die Criminal-Justiz betraf [98]).

Das Klösterlein „unserer lieben Frau" zu Istein hatte schon Bischof Berthold von Basel, aus dem Geschlechte der Freiherren von Röteln, 1205 gestiftet, nach seiner Zurükkunft aus dem heiligen Lande. Es verbrannte aber um die Mitte des 14ten Jahrhunderts, wurde von seinen Himmelsbräuten verlassen und in eine Propstei für einen geistlichen Herrn verwandelt, der gewöhnlich ein benachbarter Pfarrer oder ein baselscher Domherr war, die Propstei-Gefälle bezog und dafür die einzige Verpflichtung hatte, in der Kirche zu Huttingen jährlich einige Messen lesen zu lassen! Das Propstei-Gebäude wurde um's Jahr 1785 abgebrochen, und der lezte Propst war 1803 der baselsche Domcapitular von Reinach [99]).

Die Gemarkung von Istein erstrekt sich bis über die nächsten Grüner jenseits des Rheines. Früher war auch die Rosenau mit ihren Bewohnern der isteinischen Gemeinde einverleibt, und selbst am „Hohen Rain" gegen Sierenz gehörte das sogenannte Ittenholz zum isteinischen Dompropstei-Hofe. Noch gegenwärtig heißt ein Werd bei Rosenau die „Isteiner Matte."

Um für den Rückweg wieder auf die Eisenbahn zu gelangen, mußten wir nach Efringen hinüber, wo die Aufnahmsstelle war. Durst und Ermüdung nöthigten uns zur Einkehr im Dorfe, und ein paar Flaschen Isteiner verschwanden, wie auf heißen Sand gegossen.

Man schilderte uns im Wirtshause, wie angenehm es sei, die Strecke bis Kleinkems oder Rheinweiler mit einem kleinen Fahrzeuge auf dem Wasser zu machen. Die Fahrt

---

[98]) Nach den Dinghofs-Akten, worin sich noch ein Dingrodel aus dem 14ten Jahrhundert befindet.

[99]) Aus den wenigen noch vorhandenen Propstei-Akten.

koste wenig, daure nicht über eine Stunde, und gewähre das interessante Vergnügen, die ganze Felsenpartie der Eisenbahn vom Rheine aus überblicken zu können. Leider aber reichte unsere Zeit dazu nicht mehr hin.

Auch interessierte es uns sehr, die drei Tunnel, welche wir im Herwege nur an ihren Eingängen gesehen, nun auch zu befahren. Der Eindruk dieser Durchfahrt ist überraschend, namentlich bei dem Hardberger Tunnel, in dessen Mitte wegen seiner Länge und starken Beugung, eine so vollständige Finsterniß herrscht, daß man nicht das Geringste mehr unterscheiden kann.

Was die Ansicht der Gegend betrifft, so überbliften wir jezt erst, wie viel Groteskes und Großartiges mit der manigfaltigsten Reihe idyllischer und romantischer Scenen sich hier vereiniget. Nur störten uns die frischen Felsenbrüche und Schuttsteine, welche noch zu grell vom Tone der Landschaft abstechen. Die Zeit indessen wird sie bald verwaschen und gebräunt haben.

Die ganze Fahrt am Gebirge hin ist ein Vergnügen sonder gleichen; aber der schnelle Wechsel des Anziehenden und Sehenswerthen müßte das Auge ermüden, wenn sie länger dauerte. Der Blik ruhet auch eigentlich aus, wenn man bei Schliengen wieder in die Ebene gelangt, wo die Landschaft einen stetigern Charakter gewinnt.

Der westliche Himmel hatte sich ziemlich umwölkt und schien uns die scheidende Sonne mißgünstig verbergen zu wollen. Als wir aber gegen Eschbach gelangten, theilte sich der Wolkenschleier und ließ durch den langen horizontalen Riß eine Beleuchtung auf die Gebirgslandschaft fallen, welche von unbeschreiblicher Wirkung war.

Der Rebhügel und die Kirche von Heitersheim, die Burgtrümmer von Staufen, der Turm von Kirchhofen und die Dachgibel von Krozingen erschienen wie magisch vergoldet. Das Grün der nächsten Waldungen war von

einem leisen Rothe durchschimmert, und im Hintergrunde stieg das Gebirge zu immer großartigeren, immer mehr verschwimmenden Formen empor, bis sich seine höchsten Häupter in ihrer dämmerigen Färbung vom Abendhimmel über ihnen kaum noch unterschiden.

Als aber die Sonne untergegangen und wir uns Freiburg näherten, gewährten der Kaiserstul, die Niderung des Mooses, die Berge des Hünensedel, der Stok des Roßkopfes und die Bucht des Treisamthales, wieder ein ganz anderes Bild. Die gestaltenreiche Gegend lag, wie unter einem Schleier von dunkelm Grün und Violenblau, in großer, schweigender Ruhe und nur der Turm des Münsters, vom lezten Abendlichte noch verklärt und von den Rauchsäulen der Stadt wie von einem Elfenchore zauberisch umspielt, schien zu leben und zu sprechen.

So hatten wir denn einen schönen, in jeder Beziehung genußvollen Tag verlebt. Das ist die breisgauische Natur und Geschichte, daß sich auf einer Streke von weniger als 12 Wegestunden ein solcher Reichtum für Geist und Auge entfaltet. Geliebter Winkel der Erde, das dankbare Herz nennet dich so gerne „Paradies" — wärest du eines von Glüklichen!

Von

Salem nach Schaffhausen.

1842.

Inhalt.

Ueberlingen.

Nichts hatte mir den Aufenthalt in Salem von Außen her getrübt oder gestört, als kurz vor meiner Abreise der Brand von Markdorf eine schmerzliche Stimmung in uns Allen hervorrief [1]). Wir sahen vom Estriche des Posthauses das Feuer wie eine Gluhtsäule am südöstlichen Horizonte, ohne in der Finsterniß der Nacht die Gegend desselben genauer bestimmen zu können. Bald genug indessen erscholl der Name der unglücklichen Stadt und die Nachricht von der Größe des Unglückes, von dem Jammer der Abgebrannten und Obdachlosen.

Doch aber, nach wenigen Tagen schon, erfuhr man auch, wie reichlich aus allen Gegenden die Gaben der Hilfe floßen,

---

[1]) In der Nacht vom 10ten auf den 11ten Juli (1842). Ein großer Theil der Stadt mit der alten Pfarrkirche und dem neuerbauten Schulhause wurde das Opfer dieses Brandes, welcher noch weit schreklicher um sich gegriffen hätte, wenn nicht von Mersburg, Ueberlingen und Konstanz, aus den Aemtern Salem und Heiligenberg, selbst von Ravensburg, Tettnang und Friderichshafen, schnelle und nachhaltige Hilfe gekommen. Bericht der Markdorfer Unterstüzungscommission vom 15ten Juli in der Karlsruh. Zeit. 1842, Num. 198. Markdorf ist eine der älteren Städte am Bodensee und hatte ähnliche Brünste schon 1383 und 1467 erlitten.

wobei zunächst die milde Hand des edeln, geliebten Landesherrn wieder im schönsten Lichte erschien.

Die Brandstätte, wohin so viele Menschen dem Triebe ihrer Neugier folgten, vermied ich, zu besuchen, weil mich's niemals reizt, ein Unglük zu sehen, welchem ich nicht steuern kann. Die mir noch gegönnte Zeit wurde zu einem zweiten Gange nach dem Heiligenberge verwendet, wo sich auf der herrlichen freien Höhe, inmitten der weiten zauberischen Umsicht, die Seele schwelgerisch dem reinen, fridlichen Genusse der Natur überließ.

Folgenden Sonntags — es verkündete ihn einer der schönsten Sommermorgen, nahm ich Abschied von Salem, um meine Rückreise über Konstanz anzutreten. Ein Theil meiner salemischen Gesellschaft begleitete mich bis nach Ueberlingen — ein Weg von zwei starken Stunden. Er führt über zahmes Berggelände, durchschneidet bei Deisendorf das heitere Thal der Owinger Ach, und steigt sodann wieder sachte aufwärts bis zum „Sonnenberge" [2]), ein halbes Stündlein oberhalb der Stadt, wo sich die Aussicht nach dem See überraschend eröffnet.

Welch' ein Paradies, ruft man unwillkürlich aus, und folgt mit schwellender Seele dem Zuge des Blikes, bis ihn die Häupter der hohen Alpen majestätisch begränzen.

Steigt man alsdann hinab gegen die Stadt, so entfaltet sich deren Umgebung in lieblichem Wechsel von Rebgeländen, Wisen und Gärten, von Gebüschen und Baumgruppen, zu einem großen, reichen Parke blühender Gegenwart. Eingetreten aber durch das Thor glaubt man sich plözlich in die Tage des Mittelalters versezt — nur der Kleiderschnitt von Jung und Alt erinnert wieder an unsere Zeit. Und

---

[2]) Derselbe hat eine Höhe von ohngefähr 1690 Fuß über der Meeresfläche; das Seeufer ligt etwa 270 Fuß tiefer. Gegenüber ruht das alte malerische Hofgut Burgberg.

so verwirklichet sich hier auf's Sprechendste, was der Dichter gesagt hatte:

Seltsam durch einander gleiten
In den engen trauten Räumen
Junges Leben, alte Zeiten.
Wachend wähnet man zu träumen.

Wir besuchten zunächst das Badehaus. Es ist ein ansehliches Gebäude in der schönsten Lage mit einem großen Garten am See, wo noch verschiedene Mauerspuren das hohe Alter dieser Anstalt verrathen [3]. Man genießt von da eine entzükende Aussicht über den See bis zur Mainau hinauf, und rükwärts gibt der Anblik von Ueberlingen so recht den Begriff seiner ehemaligen reichsstädtischen Herrlichkeit. Welche Mauern, und Türme und Gräben! Das Münster aber und einige hochgelegene Patrizierhöfe verleihen der Stadt in ihrem Kranze von Festungswerken, Obst- und Weingärten ein ganz besonderes stattliches Ansehen.

Ich übernachtete zu Ueberlingen und hatte des andern Tages das Vergnügen, in Gesellschaft eines wohl unterrichteten Geistlichen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Wir giengen vor Allem nach dem Münster. Dasselbe ist ein ziemlich alter und großer Bau mit einem 200 Schuhe hohen Turme und einem zweiten etwas nidrigern, einem herrlichen Schiffe von fünf Gewölbegängen neben einander und einem hellen, freundlichen Chore [4].

---

[3]) Vergl. Dr. Sauter, Beschreibung der Mineralquelle zu Ueberlingen (mit einer interessanten geschichtl. Einleitung nach Dr. Herberger), Konst. 1836.

[4]) Die ganze Länge des Münsters beträgt 239′, seine Breite 112′, die Höhe des Mittelschiffs 94 und die des Chores 86′. Lezterer wurde seiner Inschrift gemäß im Jahre 1350 durch den fränkischen Meister Eberhard Rab angefangen; die Säulenreihen des Schiffes scheinen aber älter, während die beiden Abseiten eine Erweiterung des 15ten Jahrhunderts sind.

Der erste Anblick dieses Innern machte einen hochfeierlichen, überwältigenden Eindruck auf mich. Bald indessen wurde mein Auge, an die großartigen Säulenbüschel und die reinen Verhältnisse des Freiburger Münsters von Jugend auf gewöhnt, durch die dünnen Säulen und mancherlei Anderes unangenehm beirrt und abgestoßen.

Ich entschädigte mich hiefür bei einem alten Gemälde der südlichen Abseite, die heilige Jungfrau mit dem Leichname des Herrn im Schoße. Es war sehr mit Staub überdekt, verrieth mir aber einen so meisterhaften Pinsel, daß ich mich lange nicht davon trennen konnte. Es wirkte auch hier der geheimnißvolle Zauber mittelalterlicher Malerkunst.

Wir bestiegen nun die Türme, welche sich zu beiden Seiten des Chors erheben; den höheren wegen der herrlichen Aussicht auf seiner Gallerie, den andern aber, um der Risin Osanna einen Besuch abzustatten. Diese Gloke hat ein Gewicht von etwa 150 Zentnern und wurde 1444 gegossen [5]), also zur Blühtezeit des schwäbischen Städtewesens, von dessen Kraft und Reichtum dieselbe ein sprechendes Bildniß ist. Man läutete sie ehedem jährlich 386 mal, in neuerer Zeit aber wurde ihr Gebrauch auf die kirchlichen Hauptfeste beschränkt [6]).

Von der Osanna begaben wir uns nach dem Rathause, wo mir der Hauptsaal durch seine altertümliche Vertäfelung mit trefflichen Schnizarbeiten einen seltenen Genuß gewährte. Rings an den Wänden hin zieht sich in entsprechender Höhe eine Reihe von Holzfiguren, welche die deutschen Kaiser

---

[5]) Sie hat die Inschrift: Osana hais ich, Vlrich Snabelburg von Sant Galen goss mich, anno domini MCCCCXXXXIIII. Die Ueberlinger schäzen ihr Gewicht auf 177 Zentner, die Konstanzer Chronik bei Mone (bad. Quell. I, 343) gibt aber genau 126 Zentner und 12 Pfunde an.

[6]) Vergl. Haid, Beschreib. der Glocken in den Kirchen der Pfarrei Ueberlingen zur 4ten Osanna-Säcularfeier), Konst. 1844.

und Könige darstellen. Sie sind sämmtlich von guter Hand und vergegenwärtigen im Einklange mit der übrigen Verzierung des Saales auf's lebendigste die kunstfertigen Zeiten ihrer Entstehung.

In einem Turmgemache des Rathauses zeigte man mir die Trümmer des städtischen Archives und als eine besondere Merkwürdigkeit desselben das Schwert, womit im Bauernkriege die überlingischen Empörer hingerichtet worden. Dieses Erinnerungszeichen einer Zeit, deren großartiges Ringen und trauriges Verkommen ich nie ohne den Schmerz der tiefsten Wehmut betrachten kann, verdarb mir meine gute Stimmung, welche erst wieder zurükkehrte, nachdem mein Begleiter mich in die städtische Bibliothek geführt.

Diese Anstalt wurde von dem jüngstverstorbenen Dekan Wocheler gegründet [7]), und es ist sich zu verwundern, daß ein Privatmann, in so kurzer Zeit, eine so zahlreiche, an Seltenem und Wertvollem keineswegs arme Büchersammlung habe erwerben können. Freilich aber — man wird auch hier daran erinnert, wie die gelehrten Schäze der aufgehobenen Klöster in so verschiedene Hände gefallen.

Unser lezter Besuch galt der Kirche des Heiliggeistspitales, welche aus der älteren Zeit altdeutscher Baukunst herrührt, aber theilweise verbaut ist. Würde dieser kleine Tempel wieder geräumt und entsprechend hergestellt, so müßte er eines der schönsten alten Baudenkmale des Landes bilden. Aus solchen Ueberbleibseln ersieht man, wie viel Herrliches das deutsche Volk einst an Werken der Kunst besaß, was durch den religiösen und politischen Wahn, durch die Gleichgiltigkeit oder den Unverstand späterer Zeiten unverzeihlich vernachläßigt, verdorben und geschändet worden.

Ein Mittagsmahl bei dem Gründer der Leopold-

---

[7]) Sie erhielt den Namen Leopold-Sophien-Bibliothek zu Ehren des herrschenden Fürstenpaares.

Sophien-Bibliothek, in Gesellschaft etlicher Geistlichen der Umgegend, beschloß meine überlingische Wanderung. Ich befand mich da als Gast eines Mannes, welcher ehedem Pfarrer in meiner Heimat gewesen, wo er den angehenden Musensohn in der Ferienzeit immer freundlichst bewillkommt und für die ernstere Zukunft ermuntert hatte. Die Gläser erklangen auf jene Zeit; der kleine Gesellschaftskreis erheiterte sich in freiem, beredtem Austausche der Herzen. Es herrschte der Geist einer Gastlichkeit, wie sie beinahe noch allein in katholischen Pfarrhöfen vom alten ächten Schlage gefunden wird.

Nach Tische bestieg man eine Anhöhe hinter der Stadt und erlabte sich an der reichen, herrlichen Aussicht in's Nahe und Ferne. „Kein Wunder, dachte ich, wenn hier eine der ältesten Niederlassungen am See gegründet worden. Diese Lage, diese Fruchtbarkeit — sie mußten dazu reizen."

Wirklich reichen die Spuren von Ueberlingen in die ältesten Zeiten deutscher Geschichte hinauf. Es gelangte als ein keltisch-römischer [8]) Platz an die Alemannen, deren Herzoge schon im 7ten Jahrhunderte daselbst zu hausen pflegten. Noch sind Herzog Gunzo und dessen Tochter Frideburg, welche der heilige Gall — eben auf der Burg daselbst von schwerer Krankheit geheilt, im Gedächtnisse der Nachwelt, und schon zählt man seither über 12hundert Jahre [9]).

Aus einem schwäbischen Herzogssize erwuchs Ueberlingen allmälig zu einer deutschen Reichsstadt [10]), welche

---

[8]) Der Name des Ortes heißt 773 (Neugart, cod. Alem. I, 52) Iburinga und wird vom kelt. eabar (Schlammboden) abgeleitet.

[9]) Arx, Geschichte von St. Gallen I, 17. Das ehemalige Nonnenklösterlein auf dem Gallerberge bei der Stadt erinnerte noch an jenen Apostel der Alemannen.

[10]) Bei dem Erlöschen des herzoglichen Stammes von Hohenstaufen 1268. Die städtische Reichssteuer wurde damals auf 350 Pfund Häller festgesezt.

von Kaisern und Königen häufig besucht, vielfach beehrt und mit Freiheiten beschenkt wurde. So blühte es zu einem stattlichen Gemeindewesen auf, wo ein uralter Kornmarkt viel Handel und Wandel herbeiführte, wo sich viele adeligen Geschlechter der Umgegend einbürgerten, wo einer der bedeutendsten Münsterbaue und ein reichbewidmetes Spital den Wolstand der Einwohner bezeugten.

Obwol nun die schwäbischen Städte durch den erbitterten Krieg von 1388 ihre mächtige Verbindung und ihr vorherrschendes Ansehen eingebüßt, so verblieben sie mehr oder weniger noch ein ganzes Jahrhundert hindurch in freudigem Gedeihen, und am Bodensee hielten Konstanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, Wangen, Buchhorn und Arbon auch ferner getreu und kräftig zusammen, wodurch ihre Gemeinwesen sich an Geltung und Wolstand weit über die andern Städte der Seegegend erhoben.

Ueberlingen besonders gelangte durch gute Wirtschaft und innere Ordnung zu täglich wachsendem Besitze und Ansehen. Denn ohngeachtet des vielfachen Kostenaufwandes für Kaiser und Reich und in fortwährenden Fehden gegen den unruhigen Adel der Umgegend [11]), erwarb die Stadt

[11]) Die noch bekannten Fehden der Ueberlinger sind: 1403 gegen die Appenzeller, wobei sie 22 Bürger verloren; 1427 gegen Ritter Eberhard von Landau, den sie niederwarfen und um Pferd, Harnisch, Wehr und Plunder brachten; 1431, 1441, 1442 und 1443 in Verbindung mit andern schwäbischen Städten gegen die von Lupfen, von Rechberg, von Schinen und ihre Helfer; 1448 mit Eßlingen gegen den Grafen von Wirtenberg; 1455 gegen den Schropp von Freudenberg, der ihnen Denkingen verbrannte; 1456 gegen den eigenen Insaßen Hans Geiger, weil er einige Nürnberger beraubt; 1458 gegen den Osterbrunn und seine Gesellen, welche ihnen vom Schlosse Dießen (im Allgau) aus großen Schaden gethan; 1467 gegen den Ritter von Reischach, welcher den Bürgermeister und bei 20 andere aus der Stadt überfallen, ranzioniert und eingetürmt hatte; 1475 mit den Städten Lindau, Ravens-

zwischen 1434 und 1490 nicht allein die Herrschaften und Vogteien Ramsberg, Ittendorf, Denkingen, Hagenau, Hofen und Hohenbodman, sondern nahm auch mehrere bedeutende Bauten vor [12]).

Es herrschte in jenem alten Ueberlingen ein Leben voll gewerblicher, bürgerlicher, kriegerischer und kirchlicher Regsamkeit, voll gesunder, schwellender Kraft. Um so strenger mußte die städtische Obrigkeit auf Wahrung von Treue und Glauben, Zucht und Ehrbarkeit halten. Und in der That — die Ueberlinger Stadtherren führten ein scharfes Regiment und einen unnachsichtlichen Richterstab!

Man erstaunt, in den Ratsprotokollen zu lesen, daß 1471 Hans Schertweg, weil er zu einem Bürger gesagt: „Dein Vater hat als wissentlicher Bösewicht an mir gehandelt", ungeachtet aller Verwendung der Geistlichkeit, der Nonnen vom Gallerberg, der Bruder- und Schüzengesellschaft, unbarmherzig verurtheilt wurde, in ein Behältniß von 8 Schuhen Länge und Breite, mit täglich nur einem Pfennigbrote und Kruge Wasser, welche durch eine Oeffnung geschoben wurden, lebenslänglich eingemauert zu sein!

So wurden 1476 Konrad Trescher und die Schneiderin wegen ehebrecherischer Buhlschaft, nachdem man sie auf allseitige Fürbitte mit der ausgesprochenen Todesstrafe verschont, vom Nachrichter aneinander gefesselt, an den Lasterstein gestellt und nach allen vier Thoren geführt; 1484 Hans Igelstetter, welcher einem Nürnberger sein Weib und Gut genommen, im See ertränkt; 1488 Hans

---

burg und Wangen gegen Hans von Reinach; 1480 mit dem Herzoge von Wirtenberg gegen die Edeln von Fridingen zu Hohenkräen — 1488 wurde der schwäbische Bund errichtet und 1495 der ewige Landfriede, wodurch das Fehdeunwesen ein Ende nahm.

[12]) Noch 1490 wurde auf der Hofstätte der Gebrüder Klett das neue Rathaus erbaut.

Schlang wegen Kirchenraub beim Hochgerichte an einen Pfahl gebunden und verbrannt; 1489 Bastian Hiller wegen Fälschung eingemauert, und Konrad Vetter wegen Gotteslästerung an den Pranger gestellt und ihm die Zunge ausgeschnitten; 1493 Klaus Biggo wegen Bestialität unter dem Galgen verbrannt, und 1496 Lucia Trescher, da sie einen Becher Weines von schlechter Währung ausgeschenkt, mit dem Verlurste ihres Schenkrechtes bestraft [13]).

Mit dem 15ten Jahrhunderte gieng die Blühte Ueberlingens, wie der meisten Reichsstädte, sichtbar zu Ende. Ihre stets bewiesene reichsgetreue Gesinnung, die Tapferkeit ihrer Mannschaft im baierischen Kriege, ihr wakeres Auftreten beim Bauernaufruhre und ihr achtbares Verhalten während der Kirchentrennung, erwarben der Stadt noch eine glänzende Auszeichnung durch das Lob und die Gnade des Kaisers. Karl V ertheilte ihr „sonderbar wegen bezeigter Standhaftigkeit im alten christkatholischen Glauben, auch wegen Einlassung und Aufnahme des (aus Konstanz geflüchteten) Domkapitels" einen neuen „herrlichen Wappenbrief" und schlug 1530 auf dem Augsburger Reichstage ihre Abgesandten zu Rittern vom güldenen Sporn [14])!

---

[13]) Die Nachrichten sind aus dem fleißigen (noch ungedrukten) Werke: Memorabilia urbis Ueberlinganae, collecta et conscripta per *J. B. Wider*, registratorem, anno 1780 etc. Der Verfasser benuzte nicht nur das städtische Archiv vollständig, sondern auch etliche alte Chronisten, von denen er beim Jahre 1467 den Werner Dreibrod nennt, welcher der „erste gewesen, so die überlingischen Geschichten aufgezeichnet." Das Meiste aber hat er aus der Sammlung des Stadtschreibers Jacob Reutlinger (geboren 1545), welcher Dasjenige, was Dreibrots Zeitgenossen, der Bürgermeister Lorenz Wintersulger und Gerichtsschreiber Konrad Zettler verzeichnet, 1580 abgeschrieben hatte. Die widerische Arbeit beginnt mit 1334 und schließt mit 1790.

[14]) Akten von 1525. Vergl. Petri, Suev. eccl. 798.

Das waren noch gute rühmliche Zeiten, und Ueberlingen hieß damals noch „eine wehrliche, wolverfaßte Reichsstadt", auf deren Getraidemarkt die Früchte aus der Baar, dem Linz- und Hegau abgesezt und für die Seestädte, für das Thurgau, das Rheinthal und Churerland eingekauft wurden [15]). Hierauf aber begann ein trauriger Zerfall der ehemaligen Größe, und was als ehrwürdiger Ueberrest derselben auf das 17te Jahrhundert gelangte, erlag den Stürmen des Schwedenkrieges.

Weitaus die bedeutendste Erscheinung zu Ueberlingen war damals ein einzelner Mann — Dr. Heinrich von Pflummern, dessen Lebensgeschichte mit den Schicksalen der Stadt während jener ganzen Noth- und Schreckenszeit auf's Engste verwebt ist. Um so mehr verdient derselbe hier eine Erinnerung seines Andenkens [16]).

Pflummern war der Sohn eines biberachischen Patriziers und 1585 geboren, hatte zu Ingolstadt, zu Wien und in Italien studiert, auf jener ersten Hochschule den philosophischen, auf der von Siena den juristischen Doctorgrad erlangt, und nach seiner Rükkehr in die Heimat das Amt der Stadtpräfectur zu Mersburg mit dem Titel eines fürstbischöflichen Rates erhalten. Einige Jahre hierauf ließ er sich als Rechtsanwalt zu Ueberlingen nieder, wo man seinen Kenntnissen und seinem Charakter bald ein allgemeines Vertrauen schenkte.

Sieben Jahre, nachdem die überlingische Bürgerschaft, beim ersten Auftauchen feindlicher Gefahr, sich „mit Kraut und Loth versehen", begann Pflummern die geschäftsreiche Laufbahn, worin er für seine neue Heimat so wichtig ge-

---

[15]) So belobt es der ehrliche Stumpf (Schweiz. Chron. II, 53), welcher im Jahre 1540 schrieb.

[16]) Die folgenden Nachrichten sind größtentheils aus der widerischen Chronik.

worden. Schon waren ligistische Völker wiederholt durch die Stadt gezogen und hatten dieselbe an Geld und Verpflegung über 50,000 Gulden gekostet, als er mit zwei Zunftmeistern an Oberst Huber gesendet ward, um durch Darstellung des eingetretenen Mangels fernere Durchzüge zu verhindern.

Es glükte für diesmal; bald aber zeigte sich der kaiserliche Oberist von Ossa, troz der 200 Reichsthaler, welche ihm die Ueberlinger zum Geschenke gemacht, als einen Feind derselben, dessen Bosheit sie später noch bitter erfahren sollten. Er belästigte die Stadt bis Ende Aprils 1632 mit Einlagerungen, und führte, als in jenen Tagen sich die ersten Schweden näherten, die überlingische Garnison nach der Insel Mainau ab!

Wie daher die schwedische Aufforderung zur Uebergabe erschien und im Stadtrate darüber verhandelt wurde, erwog Pflummern das gefährliche Wagniß, ohne alle Unterstüzung einem siegreichen Feinde widerstehen zu wollen, und rieth zu einem Vergleiche, mit Vorbehalt des Kaisers, der Religion und Stadtverfassung. Die Aufforderung beantwortete er in kluger Weise und bat um einen 8tägigen Verzug; denn in Kriegszeiten ändert sich's oft über Nacht.

Inzwischen zog Marschall Horn die schwedische Macht um Konstanz zusammen, welches er hart, aber vergeblich belagerte. Denn als es zu einem Hauptsturme kommen sollte, erscholl die Nachricht von der Vereinigung Feria's mit Aldringer bei Ravensburg, wodurch die Schweden zum Abzuge genöthiget wurden. Ueberlingen hatte die bedrohte Schwesterstadt mit Mannschaft und Lebensmitteln getreulich unterstüzt, und blikte nun, auf gleiche Unterstüzung und ähnliches Glük der guten Sache rechnend, der Feindesgefahr entschlossener entgegen.

Dieselbe näherte sich auch bald genug wieder. „Denn nachdem der Feldmarschall sein eines Horn an der Stand-

haftigkeit der Konstanzer abgestoßen, so versuchte er das andere an der Reichsstadt Ueberlingen zu reiben" [17]).

Bei der ersten Nachricht hievon wurde Pflummern mit einem Gerichtsmanne nach Lindau abgeschikt, um eine Hilfe an Mannschaft und Geschüz zu bewirken. Der dortige Guberneur von Viztum und der Kommandant in Voralberg — jener Ossa, schoben ihn aber weiter. Er reiste nach Innsbruk, schilderte der Erzherzogin [18]) die „Importanz von Ueberlingen" und erlangte wirklich ein Hilfe von — ganzen 100 Mann mit einer halben Kartaune!

Sonntags am 23ten April 1634 erblikte man den Vortrab des Feindes an der Höhe bei Aufkirch. Die Bürgerschaft, nur von den wenigen Soldaten und einer Anzahl Bauern unterstüzt, konnte über ihre Kräfte nicht verblendet sein; aber sie verließ sich auf Gott und den alten Muth. Man hatte sich im Münster versammelt und schwur nun mit aufgehobener Rechten öffentlich zusammen, „eher Leib und Leben, Hab und Gut zu opfern, als sich dem schwedischen Joche zu ergeben."

Indessen warf der Feind verschiedene Batterien auf, namentlich beim Weiß- und Höllthore, und grub so tiefe Laufgräben, daß man die Mannschaft darin auch vom höchsten Stadtturme nicht sehen oder erreichen konnte. Sodann begann er den Pulverturm heftig zu beschießen und ängstigte die Stadt mit 24pfündigen Büchsen- und 150pfündigen Mörserkugeln, mit Feuersäken und einem wahren Regen von Steinen, Ketten und altem Eisen.

---

[17]) Worte der Drukschrift: Ueberlingische Belagerung, d. i. Schreiben an R. K. M. Ferdinandum II, von Burgermeister, Rath 2c. Konstanz, 1756.

[18]) Claudia Felicitas, Princessin von Toscana, Witwe Erzherzog Leopolds V und (als Vormünderin ihrer 2 Söhne) Regentin in Vorder-Oesterreich.

Innerhalb acht Stunden geschahen allein achthalbhundert Stükschüsse gegen die Stadt, und sieben halbe Kartaunen wurden immer zugleich mit solcher Gewalt abgebrannt, daß von ihrem Donner vier Meilen weit entlegene Häuser noch erzitterten. Alte, erfahrene Soldaten mußten bekennen, ein solch' heftiges Feuer bisher noch bei keiner Belagerung gesehen zu haben.

Die meisten Häuser der Stadt wurden durchlöchert und sehr viele geriethen in Brand. Die Knaben und Weiber aber löschten überall mit bewundernswerther Schnelligkeit wieder und warfen auf die eingefallenen Feuerkugeln und Feuersäke nasse Häute, um sie zu erstiken. Durch diese mutvolle Thätigkeit retteten die „Schwachen" eigentlich die Stadt; denn hätte das Feuer um sich greifen können, so wäre auch die tapferste Gegenwehr vergeblich gewesen.

Schon lagen der Turm am Höllthore und die dortigen Bollwerke so zusammen geschossen, daß der Feind von seinen hohen Batterien herab, durch eine weite Bresche den Weg bis auf den Marktplaz offen sah. Da aber innerhalb der Stadt kein Brand aufkam, so schrekte diese Bresche die Bevölkerung nicht ab, ihre Verteidigung mit gleicher Tapferkeit fortzusetzen. Die meisten Gassen wurden mit Torkelbäumen und anderm Zeuge abgeschlossen, und auf der Verrammlung feste Brustwehren errichtet, wie auch viele Häuser mit Erde eingefüllt und wehrhaft gemacht.

Nachdem der Feind die Bresche vollendet, so stürmte er die Stadt an drei Orten zugleich, und nach wiederholtem Sturme das drittemal am Höllthore mit solcher Heftigkeit, daß es ihm gelang, bis weit in die Gasse einzudringen.

Schon hatte ein schwedischer Offizier, um die Eingedrungenen noch mehr anzufeuern, von der Bresche herab „Victoria" gerufen, als ihn die Kugel eines Bürgers niederstreckte; und schon jubelte die nachdringende Mannschaft „voran, voran", als die Vordersten durch die Entschlossenheit

der Städtischen so in Verwirrung geriethen, daß sie sich wendeten und aus voller Kehle „zurük, zurük" schrieen.

Hiedurch entstund auf der Bresche und im Graben ein verzweifeltes Gedränge, und das städtische Geschüz spielte so lustig dazu auf, daß dieser Sturm mehr als 1000 Schweden das Leben gekostet. Das Mißglüken desselben war aber um so vollständiger, als auch die feindlichen Minen, welche mit so viel Mühe und Kostenaufwand angelegt worden, wirkungslos geblieben [19]).

Etliche tausend Todte und eine noch viel größere Zahl Verwundeter waren das Opfer, womit Marschall Horn seinen Versuch auf Ueberlingen so bitter bezahlte. Voll Bewunderung des heldenmüthigen Häufleins von Bürgern, ließ er nach einer 24tägigen Belagerung von ihnen ab und zog sich gegen Ravensburg zurük.

Zum ewigen Gedächtnisse dieser glüklichen Befreiung beschloß der überlingische Stadtrat, den Tag des schwedischen Abzuges alljährlich durch ein Freudenfest zu feiern [20]), und

---

[19]) Die angeführte Drukschrift erzählt (S. 19): „In folgender Nacht, als die Unserige im Steingraben die gebliebene Schwedischen um der Beut willen besucht, hat sich ein denkwürdige Geschicht' begeben. Es findt ein kaiserlicher Soldat einen schwedischen im Graben, übel verwundet. Mit dem fangt er an zu sprachen und vernimmt aus seiner Red', daß er sein Landsmann seye, befragt ihn seines Namens und Vatterlands. Der antwortet, seye von Zeriz bei Labach, heiße Peter Gottmann, habe hiebevor kaiserlicher Majestät gedient, seye hernach gefangen und zu diesem Sturm wider Willen angeführt und vornen an die Spitz' gestellt worden. Der Kaiserliche fragt weiter, ob er noch mehr Geschwistrige habe und wes Namens? Der Schwedische nennt alle und darunter auch einen Hans Gottmann. „Dieser (spricht der Kaiserliche) bin ich, und du bist mein Bruder", nimmt ihn in seine Arme und führt ihn in die Stadt."

[20]) In der Nachbarschaft machte man die Ruhmredigkeit der Ueberlinger wegen dieses Abzuges mit vieler Bitterkeit lächerlich; namentlich spöttelten die Salemer Herren bei jeder Gelegenheit darüber,

Dr. von Pflummern verfaßte einen ausführlichen Bericht über den täglichen Verlauf der Belagerung, welcher im Druke erschien. Weil er darin aber, „um sich und der Stadt bei einigen höhern Kriegsbeamten keine Ungelegenheiten zuzuziehen", den ganzen Sachverhalt nicht hatte darstellen können, so schrieb er zur Steuer der Wahrheit später einen zweiten ergänzenden Bericht in lateinischer Sprache, welcher als handschriftliche Urkunde für die Nachkommenschaft zu den städtischen Akten kam.

Aus diesem Berichte ersieht man erst, mit wie vielen und großen innern Schwirigkeiten die Ueberlinger während der Belagerung zu kämpfen gehabt, was ihre mutvolle Ausdauer nur um so höher stellt. Ich gebe in Folgendem einen getreuen Auszug desselben.

„Als am 27ten April der untere Turm am Höllthore nieder geworfen lag und die Mauern den Einsturz drohten, versammelte der Kommandant Neumann einige Ratsglieder und beredete sie, unter dem Vorgeben der Unmöglichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung, zu dem Entschlusse, den Schweden eine Capitulation anzutragen. Diese Feigheit des Kommandeurs aber entrüstete den städtischen Hauptmann von Stotzingen dermaßen, daß er eilends auf das Rathaus lief und denselben augenbliklich durchbohrt hätte, wenn er nicht schon weggewesen."

„Durch ein solches Auftreten flößte der Hauptmann neues Vertrauen ein, und am folgenden Tage wagte man einen Ausfall, wobei 70 Schweden niedergemacht, 3 Offiziere ge-

---

was man aus irgend einer Privatsache erklären muß. „Der Feind, sagten sie, ist von den Soldaten und Bauern abgetriben worden; denn die Bürger haben sich hinter die Scheiterbeigen und in die Keller verkrochen. Die Bauern mußten überall vornen dran und den Kopf meistens hergeben, und viel anders ist es hergegangen, als die Bürger, diese Klimsemguker, singen und schreiben." Dies und Aehnliches bringt P. Bürster in seinem Tagebuche.

fangen genommen und mehrere Stüke vernagelt wurden. Neumann indessen schüzte eine leichte Streifwunde seines rechten Armes vor, um aus der Stadt nach dem wolbesezten Mainau entlassen zu werden."

„Verließ nun der Kommandant auf's Unverzeihlichste seine Pflicht, so leisteten auch die umliegenden Posten ihre nach der Seeallianz schuldige Hilfe nicht. Und wie treulich hatte Ueberlingen doch kurz zuvor die Konstanzer mit Mannschaft und Schiffen unterstüzt! Als ich mich am 24ten April, beim Anrüken des Feindes, im Namen der Stadt nach Konstanz und Bregenz begab, um die Hilfeleistung zu betreiben, so hieß es kühl und ausweichend, daß man ohne besondere Erlaubniß des Kriegsrates von Ossa und der Erzherzogin Klaudia nichts zu thun vermöge."

„Nachdem wir aber mit Gottes Beistand aus eigenen Kräften den Feind vom Halse gebracht, verursachten uns jezt die kaiserlichen Truppen unsägliche Unbilden und Einbußen. Denn unverweilt auf den Abzug der Schweden waren das archische Regiment und das Volk des von Horrich in die Stadt gezogen und bald so gehäßig an einander gerathen, daß es zu einem abscheulichen Blutbade gekommen wäre, wenn nicht die Ratsabgeordneten den Handel noch zu guter Zeit vermittelt hätten."

„Inzwischen zeigte sich aber noch ein anderes Uebel. Die Diebereien und Plünderungen der Soldaten nahmen dergestalt überhand, daß man am hellen Tage, auf offener Straße von ihnen angehalten und beraubt wurde; daß sie aus den Kellern den Wein, aus den Ställen das Vieh wegnahmen und unzählige Bosheiten an unserm armen Volke verübten. Im wildesten Walde war sicherer zu wohnen, als bei uns in der Stadt."

„Und zu all' dieser Not lächelte der Kommandant und ergözte sich täglich an seiner kostbaren Tafel, die man kaum aufzubringen wußte. Dabei verlangten die vielen Offiziere

immer den ganzen Unterhalt für ihre Mannschaft, welche doch zum großen Theile gar nicht vorhanden war."

„Unter dem wachsenden Druke dieser Leiden verfaßte ich im Namen der Stadt mehrere Beschwerdeschriften an die Oberbefehlshaber; es nüzte jedoch wenig. Denn diese Herren haben kein Herz für die Bedrängnisse des Volkes. Der Kommandant von Horrich ist ein eigennüziger und völlig zum Verderben des Bürgers gemachter Mann. Der von Viztum erscheint in's Gesicht etwas höflicher, stekt aber voll Heimtüke und Habsucht, und der von Ossa benimmt sich eben so falsch und leidenschaftlich, als hochmütig, ungeartet und unersättlich."

„So unvergeßlich für Ueberlingen, wie dieses Kleeblatt im schlimmen, wird dagegen der Oberkreiskommissär von Kirsinger im guten Sinne bleiben. Aus seinem ganzen Benehmen leuchtete die edelste Menschenliebe hervor; er verabscheute das Unwesen der Andern und suchte immer möglichst zu vermitteln und zu helfen, wie erfolglos seine Bemühungen auch oftmals waren."

„Alle Bemühungen der Ueberlinger, ihre Garnison los zu werden, blieben lange vergeblich und der Verpflegungskommissär Lang wurde ebenso ihr Feind, wie es Horrich, Viztum und Ossa waren. Daher steigerte sich auch die Ausgelassenheit der Soldaten und ihrer Weiber täglich. Sie trieben die Einwohner auf's Stroh und legten sich in ihre Better, nahmen alles Obst und Gemüse aus den Gärten und verkauften es öffentlich in der Stadt. Nichts war vor ihrem Uebermute sicher; selbst der Bürgermeister und die Ratsglieder mußten vor Thätlichkeiten geschüzt werden, und in benachbarten Orten hieß es allgemein, daß man daselbst von den Schweden weit leidlicher gehalten sei, als das arme Ueberlingen von der eigenen Garnison."

Bei diesen Verhältnissen bekam Pflummern, welcher sich vor der Belagerung, während und nach derselben im

Interesse der Stadt so thätig erwiesen, eine immer schwierigere Stellung. Schon hatte Ossa seinen Haß auf ihn geworfen, als nun auch der gemeine Soldat ihm aufsäzig ward, wobei es soweit gedieh, daß er im eignen Hause einen frechen Ueberfall erdulden mußte.

Das Gefühl der Entrüstung und des Ekels über diese Soldatenwirtschaft ermüdet die Seele. Man vermag es nicht, der Chronik in ihrer Schilderung derselben weiter zu folgen und überschlägt die Blätter, welche beinahe nur ein Verzeichniß von rohen Ausschweifungen, nuzlosen Grausamkeiten, abscheulichen Unfugen und Gottesvergessenheiten sind!

Die vielen Klag- und Bittschriften der Ueberlinger nach Wien und Innsbruk erwirkten endlich im Herbste 1634 den Abzug ihrer Garnison und eine „Salva-Quardia", wonach die Stadt von aller weitern Einlagerung und Kriegsbeschwerlichkeit frei sein sollte. Die kaiserlichen Befehlshaber schenkten diesem Papiere aber so wenig Achtung, daß sie der Bürgerschaft die willkürlichsten Kontributionen auflegten und dieselben mit Execution beitrieben. Ossa behauptete widerholt, Ueberlingen sei nach Ulm der reichste Ort, und Herr von Pflummern vermöge allein über 100,000 Gulden.

Um weitere Hilfe gegen diese Bedrükungen zu suchen, wurde derselbe, noch im Oktober 1635, nach Wien geschikt. Dort erhielt Pflummern endlich zwei Audienzen beim Kaiser, erwirkte aber nur leere Vertröstungen. Als er in die Heimat zurük kam, waren zwei Drittel der Bevölkerung von Seuchen, Hunger und Elend dahin gerafft, während der übrige Theil vor dem kaiserlichen Volke in tagtäglicher Noth und Gefahr schwebte. Eine Wallfahrt von 550 Personen nach Einsideln erflehte keine göttliche Hilfe, daher man die menschliche wieder suchte und Dr. Pflummern abermals nach der Kaiserstadt sandte.

Derselbe hatte sich inzwischen auch die Feindschaft des von Viztum in solchem Grade zugezogen, daß dieser an

einen Bekannten nach Wien schrieb: „Er solle doch beobachten, was der von Pflummern daselbst treibe; denn sie dürften oben im Lande wol wieder zusammen kommen.“ Dies erfuhr jener und ließ ihm erwiedern: „Er solle nur das eigne Treiben oben im Lande bedenken; denn dieses in Wien zu schildern, wäre eben sein Geschäft.“

Wirklich erlangte es Pflummern, daß über seinen Widersacher eine Verhaftung ergieng, welche freilich von keiner Dauer war und auch ihm eine solche zugezogen hätte, wenn es der römische König nicht persönlich verhindert. Der unermüdliche Sachwalter von Ueberlingen scheute indessen keine Gefahr und brachte endlich im Februar 1637 eine neue „Salva-Quardia“ für die Stadt zuwege. Allein es war abermals nur ein Papier, und die unter dieser „kaiserlichen Schuzwache“ stehenden Bürger mußten mit den Waffen in der Faust gegen kaiserliche Mannschaft ihre Mauern vertheidigen, damit sich dieselbe nicht gewaltsam freies Quartier bei ihnen nahm.

So boten die Ueberlinger das Aeußerste auf, um nur keine Garnison mehr zu erhalten. Wer konnte ihnen dies verargen? Als jedoch 1640 die Feindesgefahr sich wieder näherte, und von Hohentwiel aus durch den listigen Freibeuter Widerhold allstündlich ein Ueberfall zu befürchten stund, wäre der Stadt eine angemessene Besazung um so nöthiger gewesen, als Rat und Bürgerschaft die erforderlichen Mittel und Kräfte nicht mehr besaßen, ihre Mauern ausdauernd zu bewachen.

Pflummern, welchen man seit zwei Jahren in nichts mehr zu Rate gezogen, machte aus eigenem Antriebe auf eine Reihe von Mängeln aufmerksam, rieth diese und jene Vorsicht an und warnte wiederholt vor der lauernden Gefahr. Besonders drang er auf strenge Bewachung der Thore und Herstellung der Schuzgatter, unter dem Anerbieten seines eigenen Eichenholzes; aber man hörte ihn nicht.

Da, am 30ten Jänner 1643, nach Mitternacht, zog der Feind (von Hohentwiel) 1200 Mann stark gegen die Stadt und gelangte unbemerkt vor das Grundthor. Die dortige Schildwache hatte seit 4 Uhr ihren Posten verlassen und die übrige Mannschaft schlief in der Wachtstube. Kein Mensch in Ueberlingen ahnte irgend eine Gefahr.

Plözlich aber zersprang das erste Thor durch eine feindliche Petarde. Während es an das zweite gieng, wollte ein herbeigeeilter Bürger das Schuzgatter herablassen, aber es blieb steken und der arme Mann bezahlte seinen Eifer mit dem Leben. Also drang der Feind mächtig in die Stadt, wo ihm der zusammen gelaufene, verwirrte, schlechtbewaffnete Haufe keinen Widerstand zu leisten vermochte. Sie war verloren — heu, virgo quondam, per suosmet ipsos prostituta nutricios!

Dieser Ausruf in dem Berichte Pflummerns über den schmählichen Fall einer Stadt, deren Lob er, wie schon 1634, so erst jüngst wieder in öffentlichen Schriften dargestellt [21]), verräth uns seinen ganzen Schmerz und Zorn. Schmerzlich aber fiel ihm das Ereigniß auch noch in anderem Sinne; denn er erlitt dadurch „einen überaus großen Verlust" am eigenen Vermögen [22]).

Widerhold, voll boshafter Freude darüber, daß „der alten Jungfrauen das Ehrenkränzlein endlich abgezogen worden", ließ die Ueberlinger ihre bisherige Verweigerung seiner Kontributionsbegehren nun bitter büßen. Die Stadt

---

[21]) Die in Merians Topographia Sueviae S. 190 enthaltene Beschreibung und Geschichte Ueberlingens ist von dem „Hochgelehrten Herrn J. H. von Pflummern, u. j. doctore, kaiserlichem und stiftsalmansweilischen Rat und Advocaten", im April 1642 verfaßt und eingesendet.

[22]) Pflummerns (eigenhändiger) „Bericht, wer an dem schandlichen und schädlichen Vorgang der statt Vberlingen den 30. Januarii 1643 schuldig sey."

wurde rein ausgeplündert und mit 500 Mann besezt; die Bürger aber mußten tagtäglich die härtesten Schanzarbeiten und dergleichen Frondienste verrichten, wofür man sie mit Schimpfworten, Schlägen und Stößen bezahlte [23]).

Inzwischen hatte sich das kurbaierische Heer des Oberlandes wieder bemeistert und hiedurch ermuthigt, wagten die Seestädte einen Anschlag zur Befreiung von Ueberlingen. In die Stadtmauer zwischen dem Aufkircher- und Gallerthore war nächtlicher Weile durch etliche Bürger unentdekt ein Loch gebrochen und von demselben bis in den Graben eine Leiter gelassen; ebenso unbemerkt hatte kaiserliche Mannschaft aus Lindau, Konstanz und Zell gelandet und sich an die bezeichnete Stelle geschlichen — es bedurfte nur noch eines kühnen Schrittes, eines mutigen Schlages, und Ueberlingen war in ihrer Hand.

Dies feige Volk aber scheute die Tiefe des Grabens und gieng wieder zurück. Andern Morgens verriethen Loch und Leiter den Anschlag; der Kommandant de Courval ließ die strengste Nachforschung halten und als die Verfertiger der Leiter entdekt waren, dieselben an den Galgen knüpfen, hierauf ihre halbtodten Leiber wieder herabnehmen, mit Pferden durch die Stadt schleifen, endlich verviertheilen

---

[23]) „Geschicht ihnen in die Haut hinein recht", meinten die Salmannsweiler. „Denn man hat sie vorher öfters gewarnt und der Widerhold ihnen kurz vorm Ueberfall einen Spahn aus dem Thore hauen lassen. Die Oelberger, die Siebenschläfer — was vor neun Jahren die armen, geplagten Bauern mit Wachen und Streiten gerettet, haben sie jezt versaumseligt und verschlafen, lüderlicher, unverantwortlicher Weis — dem ganzen Deutschlande zu Spott und Schand! Wer aber tragt daran die meiste Schuld? Der Bürgermeister, der Rat — ja, ja, der Waibel (der Bürgermeister) ist der rechte. Schier Jedermann sagt ihm's nach. Die überschikten Warnungsbrief' hat er in die Hosen gestekt und Niemanden produziert." Nach Pater Bürster.

und die einzelnen Stüke in den Straßen an die Thore aufhängen — zum Entsezen aller Betheiligten.

Diesem traurigen Vorfalle folgte der glänzende Sieg des baierischen Heeres bei Tuttlingen [24]), worauf dasselbe die Stadt Ueberlingen anfangs blokirte, mit dem Beginne des Jahres 1644 aber förmlich belagerte, und nach einer tapferen Gegenwehr der Besazung, als sich diese wegen Seuchen und Hungersnot nicht mehr zu halten vermochte, am 9ten Mai durch Kapitulation in Besiz nahm [25]).

Viele geflohenen Bürger kehrten jezt in die befreite Heimat wieder zurük — unter ihnen auch Pflummern. Derselbe hatte sich nach der widerholdischen Ueberrumpelung mit seiner Familie in die Schweiz begeben und im Kloster Tänikon ein gastliches Obdach gefunden. Aber seine Lage war trostlos gewesen, wie er denn, nachdem die gefallene Stadt sich um Betreibung eines Anlehens dorthin an ihn gewendet, zur Antwort gegeben: „Ich gehe selber halb nakt und vermag es nicht mehr, meine Kinder bei den Studiis zu erhalten — habe also gar einen schlechten Kredit."

Nach seiner Zurükkunft wurde eine neue Wahl der städtischen Oberigkeit vorgenommen, da man die bisherige größtentheils eingestekt hatte, „weilen ihr halsstarriger Kopf und Uebermut es verursachet, daß die Stadt übergegangen und in Ruin gerathen." Das Ergebniß derselben erhob den Dr. von Pflummern zum ersten Bürgermeister.

Diese Ehre sollte ihn für die geleisteten Dienste belohnen und den erlittenen Undank vergessen machen; aber welche Last wälzte sie auf seine Schultern! Nun hatte er die Aufgabe, eine ausgesogene, zerstörte, entvölkerte Stadt, welche

---

[24]) Durch den berühmten Johann von Wert, am 24ten November 1643.

[25]) Vergl. Theatrum Europ. V, 406. Westenrieder, Gesch. III, 291.

sich „aus menschlicher Blödigkeit" übersehen und durch diese Schande „bei Hoch und Nieder allen Kredit verloren" [26]), wieder zu Vermögen und Ehre zu bringen.

Das war unmöglich während der Dauer eines Krieges, welcher sich in eine allgemeine Weglägerei aufgelöst, wo die Bevölkerung von freundlichen und feindlichen Mannschaften gleich grausam behandelt, entweder faulen und schwelgerischen Garnisonen oder verwegenen Schnapphanen preisgegeben lag. Man hat keinen Begriff mehr von den Wirrsalen der damaligen Kriegsläufe.

In welche Lage wurde Pflummern mit der ganzen Bürgerschaft versezt, als 1647 ein strenger Befehl des Kurfürsten von Baiern sie aufforderte, sich in Folge des Ulmer Friedens [27]) an die Schweden zu ergeben, während von Wien aus zu gleicher Zeit ein dringliches Abmahnungsschreiben des Kaisers erschien! Gerne hätte man das leztere befolgt; wer aber unterstüzte die arme Stadt darin? Sie hatte allzeit unerschütterlich an Kaiser und Reich gehalten und war allzeit ohne ersprießliche Hilfe gebliben.

Am 1ten Aprile rükten die Schweden 2600 Mann

---

[26]) Dies war im vollsten Sinne der Fall. Des Spottes über die „faulen Oelberger", über die „im Schlaf gefallene Jungfer" konnte man nicht genug bekommen. Am meisten schadete den guten Ueberlingern dabei ein Tafelgemälde über ihre Abtreibung der Schweden, welches sie in Einsiedeln hatten aufhängen lassen. „Jezt, sagte man, sollen sie eine Schlaftafel malen und daneben henken lassen." Es erschien sogar ein großes Spottgedicht unter der Aufschrift: „Lobspruch überlingischer Thaten."

[27]) Während die Verhandlungen zu Osnabrük über den allgemeinen Frieden noch äußerst schwankten, schloß Kurbaiern mit Schweden und Frankreich am 14ten März 1647 zu Ulm einen vorläufigen Waffenstillstand, nach welchem die Reichsstädte Memmingen, Ueberlingen und Heilbronn gegen die im Bairischen von Schweden und Franzosen eroberten Pläze vertauscht wurden!

stark zu Ueberlingen ein, und am 13ten November wurde der Amtsbürgermeister in die Schweiz abgeordnet, um ein Anleihen zur Entrichtung der schwedischen Entschädigungsgelder zu machen, wofür er bei seiner Zurükkunft die Ehre genoß, das neugeborne Söhnlein des Herrn Kommandanten über die Taufe zu heben.

Am 7ten Oktober endlich wurde der Dankgottesdienst für den Abzug der Schweden gefeiert; aber „noch tief in das folgende Jahr hinein war die Stadt in größerer Not, als den ganzen Krieg hindurch." Denn da sie ungeachtet aller möglichen Versuche und Anstrengungen, die noch fehlende Entschädigungssumme von 27,000 Gulden nicht aufzutreiben wußte, so schikte man ihr eine Exekutionsmannschaft auf den Hals, welche (abgesehen von der Verpflegung) monatlich über 800 Gulden von der geringen, ausgesogenen Bürgerschaft erpreßte.

In dieser Lage der Stadt wurde dem Herrn von Pflummern sein Amt „äußerst bitter" gemacht, indem man ihm — „als der die Feder und das Regiment allein führe", den ganzen Notstand wegen der Entschädigungsgelder zuschrieb. Diese böswillige Beschuldigung veranlaßte den oft Gekränkten endlich, seine Entlassung zu begehren, und nur auf inständigstes Bitten der Zünfte und etlicher rechtschaffenen Männer ließ er sich zur Beibehaltung des dornenvollen, undankbaren Amtes bestimmen.

Hätte Pflummern nicht nachgegeben, es wäre den Ueberlingern vielleicht besser gegangen; denn das harte Verfahren gegen sie rührte zumeist von dem mersburgischen Geheimrath Dr. Köberlin her, welcher ein abgesagter Feind ihres Bürgermeisters war. Dieser Beamte eines katholischen Fürstbischofs bestimmte die Ulmer Kreisgesandten zu einem so unbarmherzigen Executionsverfahren gegen die Stadt, daß selbst ein Schwede und Protestant, der Generallieutenant Douglas, dem katholischen Ueberlingen sein

Mitleiden bezeugte und einen Aufschub von 10 Tagen verschaffte. Wie bezeichnend für damals ist die Schadenfreude, womit jene kleinen Regierungen und Magistrate einander im Unglüke gesehn oder darein zu bringen gesucht.

Inzwischen hatte sich Pflummern in die Schweiz begeben und mit größter Mühe endlich einen Käufer für die überlingische Herrschaft Ittendorf gefunden. Der Fürstabt zu Einsiedeln kaufte sie um die Spottsumme von 30,000 Gulden — „welches der Stadtrat mit größter Betrübniß eingegangen, blos und allein, um aus der unerträglichsten Lage, worin die Stadt je geseufzet und geschmachtet, einmal heraus zu kommen."

Ueberlingen hatte die drükendste Last nunmehr vom Halse — die Entschädigungsgelder waren mit 44,354 Gulden abbezahlt. Jezt aber empfand es um so peinlicher sein herabgekommenes Wesen und seinen Schuldenstand.

Die Stadt zählte noch 364 Bürger, wovon keine dreißig aus eignen Mitteln leben konnten, und die bei weitem größere Hälfte aus armen Rebleuten bestund. Der beste Gebietstheil mit einzelnen Hofgütern war verkauft und auf dem übrigen lebten nur noch 33 Bauern mit 27 Taglöhnern; die bürgerliche Jahressteuer warf nicht über 600 Gulden ab, und doch sollte eine Gemeindeschuld von 440,000 Gulden jährlich verzinset werden!

Man wußte sich nicht anders zu helfen, als durch Verdoppelung der Steuer und Austheilung der Schuldenlast auf das Spital und die beiden städtischen Vogteien. Dieses Mittel aber erwekte viel böses Blut, wozu noch andere Unruhen und Uebelstände kamen, welche die Verwaltung der geplagten Reichsstadt noch für lange Zeit zu einem der mißlichsten Geschäfte machten.

Dessenungeachtet verblieb Pflummern in seinem Amte bis zum Sommer 1670, wo er als 84jähriger Greis zurüktrat, um den Rest seiner Tage noch in Ruhe zu verbringen.

Aber schon am 20ten Juli folgenden Jahres ergriff ihn der Tod, unter dem Beileide der ganzen Stadt [28]).

„Vor, während und nach der schwedischen Belagerung war von Pflummern ihr wolmeinender Berather, und hierauf durch 25 Jahre ihr weiser Bürgermeister. Wir finden den gewandten Geschäftsmann in ununterbrochenem Briefwechsel mit dem Wiener Hofe, mit feindlichen und befreundeten Generalen und Oberisten, und auf verschiedenen Geschäftsreisen thätig. In seinen gründlichen, freimüthigen, fein stylisierten Berichten erscheint er überall und jederzeit als ein Mann von wolwollender Gesinnung, bürgerlicher Ehrenhaftigkeit und umfassender Bildung — als ächter Patriot, im Lichte wahrer Größe."

„Ruhm diesem trefflichen, volksfreundlichen Vorgesezten einer guten Stadt, welcher in gefahr- und sturmvollster Zeit nicht nur mit einsichtvoller, geschikter und kräftiger Hand das politisch-soziale Leben derselben geleitet, sondern auch die Tugend eines sittlich unbescholtenen Mannes dabei bewahret hat" [29]).

Der westfälische Friede hatte der längsten und verderblichsten Kriegszeit endlich ein Ziel gesezt; unsere Landschaften aber am Rheine und Bodensee schienen sich während der nächstfolgenden 20 Jahre nur dafür wieder erholen zu dürfen,

---

[28]) Wider beim Jahr 1670: „Unterm 9ten Juni hat Bürgermeister Dr. H. von Pflummern wegen hohem Alter sein Amt resigniert, so man ungern vernommen, doch aber geschehen lassen müssen. Den 20ten Juli 1671 ist er gestorben. Konnte über ein Jahr nicht mehr ausgehen."

[29]) Haid, Beschreib. der Gloken rc. S. 31. Die L. S. Bibliothek zu Ueberlingen soll verschiedene literarische Arbeiten Pflummerns besizen.

um durch die französischen Kriege von 1672 bis 1714 neue Drangsale und Verlurste ertragen zu können.

Noch waren viel' alte Wunden nicht vernarbt, als auch Ueberlingen wieder mit Durchzügen, Einlagerungen, Kontributionsforderungen und Executionen heimgesucht wurde. Zwar betrat kein feindlicher Fuß mehr die Stadt, und weder die 1687, noch die 1703 unter so schreklichen Androhungen verlangte Brandschazung wurde von ihr entrichtet; gleichwol geriet sie in eine solche Schuldenlast, daß viele Güter veräußert und die Bürgersteuer außerordentlich erhöht — ja, selbst Handwerksbursche, Knechte und Mägde mit 6 Kreuzern vom Gulden ihres Lohnes mußten besteuert werden!

Von 1713 verstummte für die Seegegend die bisher fast alljährlich laut gewordene Kriegsgefahr. Es erwachte unter den Segnungen des Friedens wieder ein ruhiges, gemächliches Leben und führte wieder zu freudigen Tagen.

So kam das Jahr 1790 herbei, dessen Frühling einen reichen Herbst und eine ergibige Aernte versprach. Der Mai brachte immer lieblichere Witterung und der 29te dieses Monats war einer der schönsten Tage. Seine Wärme steigerte sich gegen Abend bis zur drükenden Schwüle. Man mochte eine Abkühlung wünschen. Da aber stieg von mehreren Seiten drohendes Gewölke auf und der wechselnde Wind trieb es gerade über der Stadt und ihrer nächsten Umgegend zusammen.

Nach siben Uhr wütete schon das furchtbarste Ungewitter. Der Himmel schien eine Flamme zu sein und der Donner dröhnte unaufhörlich. Die Wolken aber entluden sich in so heftigen Regengüssen und Hagelschlägen, daß während kurzer Zeit die ganze Unterstadt im Wasser stund; daß Mauern und Gebäude einsanken, Brüken und Wälle einbrachen; daß die benachbarten Felder, Wisen, Obst- und Rebgärten zerrissen und aufgewühlt oder überschwemmt und versandet wurden. Im Franziskanergraben schwoll das Gewässer zu

einer Höhe von 16 Fußen heran, drängte gewaltig durch beide Seegassen und stürzte endlich die Kalkfaktorei mit ihren Bewohnern rettungslos in den See!

War aber die Nacht fürchterlich, so entsezte der Anblik des Tages. Ueberall Zerstörung, Verwüstung und Trümmer; alles voll Schutt und Schlamm; alle Brunnquellen waren verstopft, alle Bäche zerrüttet, alle Mülen ganglos gemacht; im See schwammen Klafterholz, Balken, Teuchel, Hausgeräthschaften, Bäume, Rebstöke — alles durcheinander. Und nun der arme Mensch in dieser Verwüstung! Ueber alle Beschreibung war der Jammer, unabsehbar das Unglük. Der Schaden an öffentlichen Gebäuden betrug gegen 100,000 Gulden, und der Verlurst der beschädigten Einwohner gegen eine halbe Million [30]).

„Schwer, schreibt Wider, war bei diesem Anblike zu raten, wo es der nächsten Hilfe bedurfte; und obschon Einheimische und Auswärtige mit rastloser Mühe den thätigsten Beistand leisteten, so lag beim Rebstoke und oben beim freienthalischen Hause nach einer vollen Woche noch ein 4 bis 5 Schuhe hoher Schlamm. Diesen Unglükstag, diese Verwüstung, ihr Nachkommen, rufet euch in's Gedächtniß;

Und seht ihr ihn auch nicht als euern Vater an,
So zittert vor dem Gott, der euch zertreten kann."

Durch die Größe des erlittenen Verlustes waren die Ueberlinger genöthigt, sich an das allgemeine Mitleiden zu wenden. „Unser Gemeinde-Aerar", sagten Bürgermeister und Rat in einem öffentlichen Ausschreiben, „durch den 30jährigen und die nachfolgenden Kriege in eine übergroße Schuldenlast versenkt, ist nach dem schreklichen Schlage, der uns jüngst getroffen, ohne großmütige Unterstüzung höchster und

---

30) „Darstellung der verheerenden Ueberschwemmung, welche den 29ten Mai d. J. die Reichsstadt Ueberlingen und umliegende Gegend traf. Konstanz, 1790."

hoher Reichsmitstände nicht mehr vermögend, sich aufrecht zu erhalten, und unsere Bürgerschaft geht der bittersten Hungersnot entgegen, wenn ihr nicht christliche Menschenfreunde zu Hilfe kommen."

Die erfolgte Beisteuer erreichte freilich das Drittel des Schadens nicht; aber sie verhalf den armen Einwohnern, welche die Hoffnung ihres Herbstes und ihrer Aernte verloren, doch aus dem nächsten Notstande. Gegen 150 Fürsten, Grafen, Stifte, Klöster und Städte steuerten bei, mit Summen von 25 bis 500 Gulden; Ulm aber gab 600, Lindau 650, das Haus Oesterreich 1000 und der Prälat von Salem 1200 Gulden [31].

Mersburg.

Nach zweitägigem Aufenthalte fuhr ich mit dem Dampfschiffe wieder ab von Ueberlingen, beim reinsten Himmel und ruhigsten See. Der herrliche Morgen, die frische Seeluft, das muntere Treiben im Schiffe, die reizende Ansicht der wechselden Uferlandschaft — alles vereinigte sich, der Seele jene glükliche Stimmung zu geben, worin man mit dem Dichter ausruft:

Das Leben ist doch schön —

Leicht, wie ein Delphin schnitt unser Dämpfer durch die Spiegelfluht, vorbei das obstbaumreiche Nußdorf, das alte Maurach zwischen seinen Weingärten, mit Neu-Birnaus schöner, verlassener Kirche; vorbei sodann — hier das flache Ufer von Seefelden, von Uldingen, und dort die Zauberinsel der Mainau mit ihrem waldigen Hintergrunde, nach

---

[31]) Verzeichniß der milden Beiträge für die Reichsstadt Ueberlingen, bei den salemischen Akten.

dem grünen Abhange, nach der sonnigen Bucht, wo Mersburg, umgeben von weitem Rebgelände, sich mit seinen Schlössern und Kirchen malerisch an den Felsen lehnt.

Ich sezte hier an's Land, um auch der ehemaligen Residenz der Fürstbischöfe von Konstanz ein Paar Tage zu widmen. Ich sprach im Gasthause „zum Schiffe" ein, das sich unmittelbar am See, neben der Schiffländе stattlich erhebt. Ich trat hinaus auf die Altane, und ein freudiges „Ah" war der Ausdruk meiner Ueberraschung. Eben stieß das Dampfschiff wieder vom Ufer und nahm seinen Weg in stolzer Ruhe zwischen zwei niedrigen Fahrzeugen mit schwellenden Segeln, welche es aber bald hinter sich weit zurükließ. Dieses kleine Schauspiel im Rahmen der weiten herrlichen Aussicht war von unvergleichlicher Wirkung.

Mein erster Schritt zu Mersburg war ein Besuch bei Herrn von Laßberg, der mich als einen strebenden Jünger seiner Lieblingswissenschaft freundlichst aufnahm und in seine Bibliothek führte, wo sich ein reicher Schaz von Altertümern befindet. Mehr als alles Uebrige gefiel mir aber eine von der Hand des gelehrten Mannes höchst sauber geschriebene Sammlung ältester Urkunden zur schwäbischen Orts- und Landesgeschichte. Dieser Codex diplomaticus sollte gedrukt sein; er würde eine sehr fühlbare Lüke ausfüllen und dem Forscher manches erwünschte Licht gewähren.

Mein zweiter Besuch galt einem Herrn, an welchen ich empfohlen war — dem Vetter und Schwager eines Künstlerpaares, dessen Gemälde mich immer ganz besonders angesprochen. Ich fand hier eine altdeutsch biedere Herzlichkeit, die mir im Innersten wolthat und den schüchternen Gast bald in einen offenen Freund verwandelte.

Nicht weniger herzlich empfing mich ein älterer Bekannter und begleitet von ihm genoß ich die Aussichten auf dem Känzelein, auf dem Moken und im Frieden mit erwärmter Seele, mit entzüktem Auge. In der That ist es

einzig, wie Kolb sagt, „die romantische Lage der Stadt, den ganzen See von Lindau bis gegen Bodman, das herrliche Thurgau mit seinen fruchtbaren Hügeln und gesegneten Ortschaften, und im Hintergrunde die ewigen Schneegebirge — das alles mit einem Blike zu übersehen."

Von der Höhe stiegen wir an das Ufer hinab, suchten eine einsame Stelle auf und überließen uns da der Wollust eines Bades im offenen See. Was ist alles andere Baden gegen das Wühlen, sich Tauchen und Wiegen in dem vollen, weichen Seegewässer!

Diese köstliche Erfrischung hatte aber Appetit erwekt, und bald genug saßen wir auf der Altane des „Schiffes" bei einem Imbiß von Seewein und Emmenthaler. Die Sonne war am Sinken und warf ihre vergüldenden Stralen über die Stadt, während das Ufer von Almannsdorf und das mainauische Eiland zauberhaft im Schatten der nahen Waldhöhe ruhten.

Ich hatte meine Empfindungen in ein warmes Lob der Lage von Mersburg ergossen, als ein hochbetagter Mann sich uns näherte, dessen freundliche Blike mir etwas von Dank zu sagen schienen; denn das Gespräch, worein er mit uns geriet, bekundete einen eifrigen Mersburger.

„Unsere Stadt und Gegend, sagte er, hat in neuerer Zeit durch den verbesserten Weinbau und die Dampfschifffahrt sehr gewonnen. Wie armselig stund es früher mit der Schifferei, wo das Ueberlinger Marktschiff noch der bedeutendste Segler war. Häufig erscholl damals der Schrekensruf: der Kolli ist versunken! Das war ein- und anderemal wirklich der Fall, weil man es überladen hatte, und bei den Schiffleuten die türkische Sitte herrschte, wenn ein Sturm heranzog, nieder zu knien, zu beten und das Fahrzeug den Wellen zu überlassen."

Mersburg war ursprünglich ein Schloß mit einer Vorburg, aus welcher die jezige Unterstadt erwuchs. Den aus Findlingen massiv erbauten Geviertturm des Schlosses schrieb man einem der fränkischen Dagoberte zu, welcher am benachbarten Seeufer eine Schiffsländе angelegt [1]). Der Name hieß ursprünglich Merzesburg [2]), verkürzte sich dann in Mers- oder Mörsburg und wurde endlich „Meersburg" (Marisburgum) geschrieben, weil seine Herleitung vom schwäbischen Meere zu nahe lag.

Wann und welcher Gestalt der Ort an das Hochstift Konstanz gekommen, ist nicht mehr bekannt. Sehr frühe indessen muß es geschehen sein; denn schon im 10ten Jahrhundert war die Burg mit den anhangenden Ländereien vom Hochstifte wieder ab und an das gräfliche Haus von Rordorf gediehen. Dieses erlosch 1210 in Graf Mangold, mit welchem Bischof Diethelm vertragsmäßig übereinkommen, daß Mersburg während seines Lebens an Niemanden verliehen werde und nach seinem kinderlosen Absterben an das Bistum zurükgelange [3]). Worauf, nachdem dieser Fall eingetreten, sogleich auch der Zehent im ganzen Schloßgebiete, welchen die rordorfischen Verwandten von Vaz besaßen, aus deren Hand an dasselbe erkauft wurde [4]).

---

[1]) „Merspurg ist gar ein alter plaz, etwan von künig Dagoberten geaufnet und zu einem Far oder schifflende gegen Costanz geordnet." Stumpf, Schweiz. Chron. II, 52.

[2]) Liupoldus de Mercesburc et Albertus filius eius (wahrscheinlich gräflich von rordorfische Lehenleute) erscheinen mit Edlen von Markdorf und Frickingen als Zeugen in einer Urk. von 1142. Herrgott cod. prob. I, 168.

[3]) Die merkwürdige Urk. K. Philipps über diesen Vertrag (ohne Datum), worin der Ort urbs *Mersburg* cum prediis attinentibus heißt. Konst. Copeibuch (das rothe), Bl. 21.

[4]) Decimas, sagt B. Konrad in der Kaufurk. von 1211, de omni genere usufructuum in circuitu castri nostri *Merspurg*.

Von dem an mehrte sich die Bevölkerung der Vorburg so erfreulich, daß schon 1233 Bischof Heinrich I sich veranlaßt sah', vom Kaiser die Freiheit eines Wochenmarktes für dieselbe zu erwerben [5]). Und wie die treffliche Lage des Ortes das Aufblühen desselben nur fördern konnte, so bildete sich Mersburg bald zu einer gedeihlichen Bürgergemeine heran, welcher König Albrecht auf Betrieb des Bischofs die Freiheiten der Stadt Ulm verlieh, namentlich die Befreiung von auswärtigem Gerichtszwange [6]).

So entwikelte sich die städtische Verfassung und mit ihr das bürgerliche Bewußtsein in dem kleinen Mersburg allmälig auf's Freudigste. Die Stadt war nach damaliger Weise auch so tüchtig befestigt, daß König Ludwig, welcher 1334 den Bischof Nikolaus zu Gunsten des Gegenbischofs Albrecht von Hohenberg bekriegte, 14 Wochen lang vergeblich davor lag [7]).

Die Mersburger mochten sich auf diesen Beweis ihrer Wehrhaftigkeit etwas zu gute thun. Es wuchs in ihnen der Stolz auf ihr Gemeinwesen und damit die Begierde, dasselbe zu erweitern — eine Erscheinung, welche dem Bischofe und seinen Amtleuten wenig gefallen konnte. Ja, als die um sich greifenden Städtebündnisse den Bürger allenthalben ermutigten, sich die größt mögliche Unabhängigkeit zu erringen, da wußten auch die Mersburger von König Wenzel einen Freiheitsbrief zu erlangen, worin sie „des Reiches liebe Ge-

---

5) Urk. K. Friderichs von 1233 für den Bischof, constituendi et habendi forum septimanale in suburbio castri sui *Merspurg*. Daselbst, 106.

6) Urk. K. Albrechts von 1299, universitati civium in Merspurg, oppido const. ecclesie, ut nusquam alibi, preterquam coram ministro (Ammann) oppidi sui in eodem oppido iure stare debeant. Copeibuch B, 61.

7) Mone, bad. Geschichtsquell. I, 302, 314. Die Konstanzer führten ihnen freundnachbarlich auf dem See Nahrungsmittel zu.

treue" hießen, dagegen des Bischofs, ihres anererbten Herrn, mit keinem Worte gedacht war [8]).

Freilich, seit der fluchbeladenen Verwaltung Heinrichs von Brandis (1356 bis 1383) hatte das Bistum lange Zeit lauter Verweser gehabt, welche nur Abneigung, oder Haß und Verachtung beim Volke erwekten, wodurch die hochstiftischen Städte einen Schein des Rechtes gewannen, sich einer so verwirrten, gesezlosen, gewaltthätigen und verschwenderischen Herrschaft möglichst zu entziehen [9]).

Da führte Bischof Albrecht (1408) zum erstenmale wieder eine geordnete Wirtschaft ein, und sein Nachfolger Otto (1411), vom Hause Hachberg, erwekte ein solches Vertrauen, daß ihm die Mersburger bereitwillig Treue und Gehorsam schwuren, wogegen er ihnen urkundlich versprach, sie bei allen ihren Freiheiten und Rechten, den geschriebenen wie den ungeschriebenen, unverkümmert zu belassen und väterlich zu handhaben [10]).

Zwar führten Mißverständnisse über die Thorschlüssel, den Aus- und Einlaß der bischöflichen Diener, das Verhältniß des bischöflichen Ammanns zum städtischen Rat, und den gegenseitigen Antheil der fallenden Bußen, später zu einem Rechtshandel, wobei Mersburg in die Acht geriet; König Sigmund jedoch hob dieselbe wieder auf und jene streitigen Punkte wurden 1419 durch einen Vertrag so befriedigend gehoben [11]), daß keine Irrung mehr vorfiel, bis der zweite Nachweser Ottos, jener weltlich gesinnte Heinrich von Höwen (1436), durch seine ausschweifende Willkür [12]) neuerdings Unmuth und Erbitterung hervorrief.

---

8) Urk. K. Wenzels von 1380. Copeib. B, 61.

9) Fünf Bischöfe folgten sich innerhalb einer Zeit von 24 Jahren.

10) Urk. B. Ottos von 1411. Copeib. B, 62.

11) Urk. der Stadt von 1419. Daselbst, 107.

12) Meister Hämmerlin, ein Zeitgenosse, fragt, „was zu hoffen

Als bei dieser Stimmung eines Tages in der Stadt ein Mann erschlagen wurde, erregte die That bei den Bürgern solche Entrüstung, daß sie mit einigen des Rates bewaffnet in das Schloß drangen, um den Mörder zu suchen. Da erhob der Bischof hohe Klage, büßte die Gemeinde um 1000 Gulden, schärfte den Bürgereid, erweiterte die Gewalt seines Ammanns, beschränkte die des Bürgermeisters und verbot dessen Aufführung in Urkunden und Briefen; auch untersagte er alle Trinkstuben, alle Einungen, alle Versammlungen und drohte mit Stock und Galgen [13]).

Wenn eine strenge Obwaltung dauerhaften Gehorsam finden will, so muß sie vor allem geachtet sein. Bischof Heinrich aber hatte durch seine Sittenlosigkeit zu sehr das Gefühl aller Woldenkenden verlezt, als daß die Mersburger ihre überharte Bestrafung geduldig ertrugen. Er mochte sie mit seiner übermüthigen Dienerschaft noch besonders gereizt haben — da schlug die verhaltene Glut plözlich zur Flamme aus. Die Bürger warfen sich in ihre Waffen, erstürmten das Schloß, vertrieben den Bischof, fiengen seine Leute und verwahrten die Stadt.

Erst 1457 kam durch benachbarte Herren und Städte ein Friedensvergleich zu Stande, wonach der gegenseitige Schaden für abgethan erklärt, die Gefangenen freigelassen, Schloß und Stadt dem Bischofe wieder zu Handen gestellt, und ihm auf's neue gehuldigt werden solle; daß er dagegen die Stadtverfassung aufrecht zu halten verspreche, davon ward in der Urkunde nichts erwähnt [14]).

---

sei unter einem in Todtsünde (concubinatu) lebenden, von seiner Geistlichkeit schamlos nachgeahmten Bischofe"? Vergl. Müller, Schweiz. Gesch. IV, 261.

[13]) Urk. der Stadt von 1452 mit eingeschalteter Urk. des Bischofs. Copeib. B, 64. Höchst merkwürdige Documente.

[14]) Urk. der Vermittler (des Grafen von Montfort, des Bür-

Um so weniger scheute sich Heinrich, nachdem der Bürgermeister Weinzürn angeklagt worden, als habe er mit seinem Anhange Schloß und Stadt an des Bischofs Feinde verraten wollen, durch eine „Ordnung" das Bürgermeistertum abzuschaffen, die Ratsbestellung an sich zu reißen, die Thorschlüssel zu seinen Handen zu nehmen, von den fallenden Bußen zwei Drittel einzuziehen, und die Bürgerschaft auf diese Artikel und die Verordnung von 1452 alljährlich schwören zu lassen [15]).

Das arme Mersburg — wie bitter mochte es die Rute empfinden, welche ihm das Geschik für seine Freiheitsbestrebungen auf den Rüken gebunden! Jezt war die Stadt der Gewalt des Bischofs und den Anmaßungen seiner Amtleute fast schuzlos hingegeben und wie grausam diese Herren verfahren konnten, zeigte das Schicksal Weinzürns und seines Leidensbruders Megerlin.

Man hatte beide mit hinterlistiger Gewalt ergriffen, zu Markdorf eingetürmt „und so scharf mit der peinlichen Frage an sie gesezt, als zuvor noch nie erhört worden, obwol sie dessen, was man ihnen aufbürden wollen, Niemand für schuldig gehalten. Der Megerlin kam endlich wieder los, der Weinzürn aber hat das liebe Tageslicht nicht mehr gesehn" [16]).

Daß es damit auf sein Vermögen abgesehen war, veräth der Chronist durch den lakonischen Beisaz: „Und ward Etlichen damalen viel des Guts, die dann gewaltig waren an dem Hofe zu Konstanz."

Der Einfluß aber dieser Gewaltigen trennte Mersburg

---

germeisters von Konstanz und des Ratsboten von Zürich) von 1457. Daselbst, 67. Man sieht, wie die Städte sich unterstüzten.

[15]) Ordinatio domini H. episcopi const. von 1461. Daselbst, 108. Interessant für die Städtegeschichte.

[16]) Wider, memorab. Ueberling. beim Jahr 1458.

in zwei todfeindliche Parteien, wovon die eine ihren Schmerz über die verlorne Sache täglich verhöhnt sah durch den Uebermut der andern, und ihre Anhänger stündlich gefährdet durch alle die Ränke und Frechheiten, womit das Gezüchte der Woldiener und Ueberläufer in solchen Zeiten seine niederigen, schmuzigen, verächtlichen Zwecke verfolgt und (leider nur zu oft!) erreicht.

So zerfiel das mersburgische Gemeinwesen mehr und mehr. Als 1480 Otto von Sonnenberg an das Bistum kam, fand er den Wohlstand der Stadt so herabgesunken, daß ihn dessen erbarmte und er die Ordnung von 1461 „in leidlichen Wegen" ermäßigte. Diese Ermäßigung bestund vornehmlich darin, daß der Gemeinde die Wahl des Rates in beschränktem Sinne wieder eingeräumt, der zweite Thorschlüssel wieder übergeben und von den Bußgeldern die Hälfte zuerkannt wurde [17]).

Wie wenig dies auch war, es scheint befriedigend gewirkt und den Wolstand der Stadt gefördert zu haben; denn schon 1498 erwarb dieselbe ein hochstiftisches Gebäude am See zur Errichtung eines Gred- oder Kaufhauses [18]). Und gewiß wäre Mersburg unter Hugo von Landenberg zu einem erfreulichen Gedeihen gelangt, wenn die Kirchentrennung die Regierung dieses thätigen Bischofs nicht so vielfach verkümmert und auch am Bodensee alle öffentlichen und häuslichen Verhältnisse verwirrt hätte.

Wie in einer Ahnung der kommenden Stürme hatte

---

[17]) Urk. des Bischofs von 1480. Daselbst, 111.

[18]) Urk. der Stadt von 1498 mit eingeschalteter Erlaubniß des Bischofs, das erworbene Haus „zu einem Koufhus nach irem gefallen zu bewenden, und darin gegen den See hinaus ein Thor zu brechen, in der wyte, als die notturft zu gewerb eins Koufhuses erhaischt, und darvor brucken lassen zu machen, und dasselbig Hus, Tor und Bruken mit Korn, Win, Salz und anderm Koufmannschaz us und in zu bruchen."

Hugo bald nach seiner Erwählung (1496) die bischöflichen Schlösser zu Gottlieben, Arbon, Markdorf und Mersburg ausbessern und erweitern lassen [19]. Um lezteres führte er das Gebäude mit den vier Ecktürmen auf [20]. Aber was helfen todte Mauern, wenn ein empörtes Volk, wie der angeschwollene Strom seine Uferdämme, die Schranken der Ordnung durchbricht und sich gewaltsam und verheerend nach allen Seiten ergießt!

Als der Bauernkrieg seine Sturmwolke von den Höhen der Baar nach dem Bodensee wälzte, nahm der Seehaufen unter andern hochstiftischen Orten auch Mersburg ein — ohne Schwertstreich, denn die Bürger fuhren den Bauern mit Wein und Brot entgegen. Das Schloß machte anfangs Miene, sich zu halten, als aber der ganze Haufen dasselbe zu stürmen drohte, rettete es der Bischof mit einem Brandgelde von 300 Gulden. Zehen Tage nach seiner Besezung zogen die Bauern wieder davon [21].

Es ist keine Andeutung in den Akten, daß sich die Mersburger der damaligen Neuerung in kirchlichen Dingen irgend wie geneigt erwisen. Das Beispiel der Konstanzer verführte sie nicht, und als diese treffliche Stadt für ihre Glaubensänderung mit dem Verluste der Reichsfreiheit und dem Joche harter Unterwerfung gestraft worden, mochte man in Mersburg seine altgläubige Gesinnung um so beflißener und ruhmrediger an den Tag legen.

Es trug auch seinen erfreulichen Lohn. Der Makel alles Ungehorsams früherer Zeiten wurde verwischt, und Bischof Mark Sittich (von 1561 bis 1595), in Betrachtung, „was

---

[19]) Mone, bad. Quellensaml. I, 306.

[20]) Briefe des Bischofs von 1512 und 1524 an Ueberlingen, worin er sich den dortigen Dachdecker erbittet.

[21]) Mone, Quell. II, 123. Akten über die Besezung des Schlosses M. von 1525 bis 1531.

maßen sich die Bürgerschaft gegen ihn und seine (nächsten) Vorweser in Demuth, Gehorsam, Treu' und Liebe erzeigt, und bei allerlei Beschwerlichkeiten jederweilen beständig und ehrbarlich verblieben", stellte nicht allein das alte Bürmeisteramt wieder her, sondern erhöhte zu Gunsten der Stadtkasse sowol die Steuer von den in mersburgischem Gebiet gelegenen Gütern auswärtiger Besizer, als auch den Abzug der an Auswärtige fallenden Erbschaften [22]).

Wie treulich indessen die Mersburger auch im alten Glauben beharrt sein mochten — es schüzte sie nicht gegen die allgemeine Krankheit einer Zeit, welche nach Vereitelung so heißer Wünsche, so großer Anstrengungen und Hoffnungen, den Boden aller Sittlichkeit verlor. Noch kein Geschichtschreiber hat uns ein ganzes Gemälde der Verirrung und Verkommenheit gegeben, worein die Gesellschaft während des 16ten Jahrhunderts gerathen.

Ein leichtfertiges, rohes und unmäßiges Leben hatte fast überall eingerissen. Zu Mersburg mußte die Obrigkeit wiederholt die strengsten Verbote gegen Ausschweifungen aller Art ergehen lassen. Es mußten die „Freudefladen" bei Kindbetten, die „Weiberschenken" und „Brautbrote" bei Hochzeiten, wie das „Küchleinholen" an der Fastnacht abgeschafft und die Gästezal auf „vier Tische" beschränkt werden. Das übermäßige Zechen und Schlemmen, Schimpfen und Toben in Wirtshäusern und Schenken aber, die Bulerei und Unzucht in den Gassenwinkeln, in den Licht- und Kunkelstuben, das gotteslästerliche Fluchen und Schwören bei Jung und Alt, das boshafte Nachreden und Ehrabschneiden — diese gemeinen, alle Sittlichkeit untergrabenden Laster waren kaum zu beschränken [23]).

---

[22]) Urk. des Bischofs von 1585 und des Domkapitels von 1586.

[23]) Bischöfliche Verordnungen (und Fastnachtsmandate) von 1572 und von 1608.

Das damalige versunkene und angefaulte Leben fand keine Heilung durch die Geseze — es mußte den Drangsalen eines 30jährigen Krieges verfallen. Aber die Kur mit „Feuer und Schwert" dauerte zu lange, sie glich einer Vertilgung, welche nur Blut und Asche zurükließ.

Bis zur Ankunft der Schweden war Mersburg, aus Rüksicht für den um Oesterreich verdienten Bischof Johann durch kaiserliche Schuzbriefe von aller Kriegsbeschwerde verschont geblieben. Am 19ten Jänner 1634 aber erschienen die ersten hornischen Reiter, um der Stadt eine Brandschazung anzusagen; später folgte die Last übermäßiger Einlagerungen, und 1647 die tägliche Angst, das Opfer einer grausamen Exekution zu werden [24]).

Man forderte ein unerschwingliches Brandgeld an den Bischof. Von Ravensburg aus schrieb ihm der Obristlieutenant Isacson die unverschämtesten Briefe [25]) mit der Drohung, seine Residenzstadt Mersburg in den Grund zu brennen, wenn nicht gebührlich accordiert und zunächst ein „baares Stük Geld" erlegt werde. Selbst die (freilich sehr zweideutige) Vermittelung des „berühmten Cavalliers zu Hohentwiel" milderte diese Frechheiten nicht.

Denn auch Bürgermeister und Rath zu Mersburg erhielten solche Drohschreiben. In einem derselben, worin wegen der Contribution Abgeordnete nach Ravensburg verlangt wurden, lag ein angebrannter Zedel folgenden Inhalts: „Gleichwie das Zettel an allen vier Ecken angezündet, also sol eu'r Stadt an allen vier Ecken angestecket werden, wenn ihr euch nict instellet. Wornach ihr euch zu richten habet.

---

[24]) Kriegsakten von 1630 bis 1650.

[25]) So heißt es in einem unter Anderm: „Euer fürstlichen Gnaden Schreiben de dato 3ten Jenner (1647) ist abermal nichts, als ein leerer Brief mit bloßen Entschuldigungen, welcher irgend anderstwozu kann gebraucht werden."

Valete. Sammentliche Regimentsquartiermeister des rechten Flügels" [26]. Nobiles tunc bellatorum artes.

Obwol nun der mehrere Theil der Einwohner nach der Schweiz geflüchtet, und die übrige Bürgerschaft „gleichsam bis auf Mark und Bein" ausgesogen war, so verpflichtete sie sich dennoch, innerhalb 14 Tagen 1500 Reichsthaler zu erlegen, und versprach dem unbarmherzigen Eintreiber dieser Blutsumme noch „ein schönes Pferd zu einer Cavalliers-Discretion."

Als endlich der Friede erschien und die Geflüchteten zu ihren Mitbürgern zurükkehrten, fanden sie wol die geliebte Heimat ohne Schutt und Asche; aber völlig ausgeleert, völlig verarmt und entkräftet, unter einer gemeinen Schuldenlast von 24,000 Gulden, der vielen einzelnen Privatschulden zu geschweigen!

So war die erste Hälfte des 17ten Jahrhunderts unter schweren Bedrängnissen in Kummer und Elend verflossen, und noch hatte die zweite nicht geendet, als es schon wieder hieß: Il est ordonné aux magistrat et officiers de la ville de Mersbourg et autres seigneuries appartenans a l'evesque de Constance, de repartir la somme de 20,000 L. pour leur contribution d'une année [27].

Es ermüdet aber, diese Kriegsdrangsale aufzuzählen; reden wir lieber von fridlichen Dingen der guten Stadt Mersburg, von Erbauung des Seminars, des neuen Schlosses, und vom Besten, was sie uns aufzuweisen hat — von ihrem See-Malaga!

Das Seminar, ein stattliches Gebäude in der herrlichsten Lage am hohen Seeufer, wurde unter Bischof Johann Franz aus Beiträgen der Bistumsgeistlichkeit er-

---

[26]) Dieser Zedel ligt noch bei den Akten, zur steten Gedächtniß sorgfältig angeheftet. Kolb theilt ihn ebenfalls mit.

[27]) Kriegsakten über Mersburg von 1675 bis 1689.

richtet und 1735 mit den ersten Alumnen besezt. Das bischöfliche Residenzschloß aber, gegenüber dem ehrwürdigen alten, erbaute sein zweiter Nachweser Casimir Anton (von 1743 bis 1750), ganz im Geiste seiner Familie [28]), wie es denn eines der schönsten Gebäude solcher Art ist, von großartigem Style und durch eine entzükende Aussicht auf die Seegegend verherrlicht.

Dieser prächtige Bau muß unsere Verwunderung um so mehr erregen, wenn wir lesen, in welch' kläglichem Zustande sich das Finanzwesen des Bisthums unter Johann Franz befand, wo alle Einkünfte kaum 20,000 Gulden ertrugen, während eine Schuldenlast von 300 Tausenden vorhanden war. Es läßt sich hievon ein Schluß ziehen auf die Wirtschaft und die Mittel des Bauherren, und lesen wir weiter, daß sein Nachfolger Franz Konrad einen Kassenvorrat von 200,000 Gulden hinterließ, so gibt das einen Begriff, was auch weniger reiche Fürsten leisten können, wenn sie gute Haushälter und Wirtschafter sind.

Der Fürstbischof Franz Konrad war ein geborner Mersburger, der Sohn des kaiserlichen Feldzeugmeisters von Roth [29]). Seine Wahl geschah am 9ten Dezember 1750, nachdem er seit 1728 Domherr und seit 1744 Dompropst zu Konstanz gewesen.

Man sagt ihm eine übertribene Liebhaberei für die Jagd und den Glanz des Hofstates nach. Er war aber auch ein guter Lateiner, ein Freund der Künste, und was die Hauptsache ist, ein rechtlicher, in Geschäften wolerfahrener und höchst ökonomischer Herr.

---

[28]) Die Sickingen hatten von jeher etwas Ritterliches und Großstyliges in ihrem Wesen. Davon ist auch der ehemalige sikingische Palast zu Freiburg ein Beweis.

[29]) Dessen das schöne aus Stein gehauene Grabmal im Chore des Freiburger Münsters ist.

Auch aufgeklärt, troz seines strengen Katholizismus, war Franz Konrad; wie er denn unter Anderem dem berüchtigten Wunderwirker Gaßner zugeschrieben: „Bergen will ich anbei nicht, daß ich von der ersten dem Herrn ertheilten Audienz wenig auferbaut gewesen. Meinem Ermessen nach gehört ein Seelsorger zu seinen ihm von Gott und Kirche anvertrauten Schafen und ist, von denselben entfernt, ein Fischer ohne Wasser. Von was Wirkung und wie angenehm Gott geistliche Handlungen aus Eigenmacht, ohne wahre obrigkeitliche Gewalt sein können, davon wird sich der Herr im Innern selbst überzeugen. Ich habe zu Mörsburg mehrere fromme, gelehrte, auch arzneiverständige Männer bestellt, auf die betreffenden Vorgänge genau achtzugeben, damit mir nach Pflichten darüber referiert werde."

Wie dieser geistliche Landesfürst die Regierungsgeschäfte zu betrachten und zu betreiben pflegte, leuchtet schon genugsam aus den Verfügungen an seinen Hofkanzler hervor, welche er mit deutlicher Hand auf die Rükseite der eingekommenen Vorstellungen und Bittschriften zu schreiben pflegte. So lesen wir hinter einer Beschwerde der Mersburger über die willkürliche Amtsverwesung ihres Obervogtes folgende trefflichen Worte [30]:

„Es muß der ganze Inhalt dieser Klagpunkte in reife Ueberlegung gezogen und baldigst darüber referirt werden, damit von Uns nichts außer Acht gelassen bleibe, was unsere landesfürstliche Vorsorge für unsere Bürger, die schuldige Justizpflege, wie das Gewissen erfordern, und was zu Erhaltung des gemeinen Wesens, der Polizeiordnung und des obrigkeitlichen Ansehens nöthig ist, zumalen Wir an Uns nicht wollen ermangeln, der Justiz ihren ohnbeschränkten Lauf zu lassen."

Vom Wiener Hofe, wo der Fürstbischof bei Kaiser und

[30]) Akten über Mersburger Gemeindesachen von 1771.

Kaiserin in großer Geltung stund, wurde er zum Kardinale gemacht und erhielt dazu die einträglichen Stellen eines Abtes zu Sirard in Ungarn und eines Propstes zu Eisgarn in Oesterreich. Auch war er ein Freund Ganganellis, dessen Wahl vorzüglich durch ihn und die Kardinäle de Solis und de Bernis zu Stande gekommen.

Bischof Franz Konrad verstarb den 16ten Oktober 1775, vom Schlage getroffen im 69sten Lebensjahre. „Ich will nicht", lautete eine Stelle seines Testamentes, „daß man mir eine Leichenrede mit erkünstelten Lobsprüchen halte; sondern daß man an meinem Grabe von der Unerbittlichkeit des Todes spreche, von der Hinfälligkeit und Nichtigkeit des Menschen, und die Zuhörer ermahne, bereit zu sein auf die Stunde, wo der Herr sie abzurufen beschließe. Die Wirkungen einer solchen Rede werden meiner Seele tröstlicher sein, als der Schall eitler Lobpreisungen [31]."

Das Leichenbegängniß des Verstorbenen hielt man aber gleichwohl mit größter Feierlichkeit. Hiezu trug der konstanzische Stadthauptmann von Rossy noch besonders bei; denn da er gegen das alte Herkommen, nicht gestattete, daß der Leichnam von den Mersburger Grenadieren [32]) nach

---

31) Fructus ex eiusmodi concione emergens maius animae meae solamen afferet, quam si vanis laudum enarrationibus *auditorum patientia fatigaretur.* Gerbert, histor. S. N. II, 486. Gewiß mußte der Kardinal tief erröthen, wenn er Verse las, wie folgende unter seinem Wappen:

Quae tibi praesenti monstrantur imagine, lector,
  Conveniunt *tanto*, quem legis ipse, *viro.*
Ast, non conveniunt, nam non Persona rubescit,
  Nomen et arma *rubent*, purpura sola *rubet.*
Et merito, quia nec nomen, nec purpura tantae
  Virtuti satis est — ambo pudore *rubent.*

32) Diese waren Reichstruppen, wie sollte ihnen der Eintritt in das österreichische Konstanz habe gestattet werden können!

Konstanz begleitet und im bischöflichen Palaste bis zur Beerdigung bewacht werde, veranstaltete das entrüstete Domkapitel dieselbe zu Mersburg und bot dabei alles auf, sie recht feierlich zu machen. So sollte Franz Konrad an seinem Geburtsorte auch seine ewige Ruhestätte finden.

Ich habe das Bildniß des Kardinals vor mir, einen Kupferstich von Klauber, ganz in der angenehmen Manier dieses Künstlers, nach einem Gemälde von Wocher. Es zeigt den Kopf und die Haltung eines bedeutsamen, sich bewußten Charakters, einen hellen, freien Blik und Mundzüge, welche ein gutes, wolwollendes Herz andeuten.

Der Nachfolger Bischof Franz Konrads war dessen Bruder Maximilian. Die Wahl desselben kam erst nach mehrfach vergeblichen Losungen zu Stande, da er besonders an dem Weihbischofe von Hornstein einen starken Mitbewerber hatte.

Dieser Umstand führte bei der ersten öffentlichen Tafel des Neugewählten wol auch den ärgerlichen Auftritt herbei, daß der Abgeordnete des fürstenbergischen Hofes, ein Bruder oder Vetter des Weihbischofs, einen „Präcedenz-Streit" mit dem Abte von Petershausen erhob. Die Verlegenheit der Gesellschaft mochte nicht gering sein; da bot eine kluge Dame, die Gräfin von Bissing, ihre Rechte dem kaiserlichen Wahlkommissär und ihre Linke dem Neugewählten, wodurch die steife Rangordnung ein heiteres Ende nahm.

Zu Konstanz wurde der neue Fürstbischof am Weihungstage auf's Glänzendste empfangen. Dem hoch-feierlichen Gottesdienste folgte eine prächtige Tafel und dieser am Abende eine Oper (von dem mersburgischen Musiker Wenz), worin sich der Gefeierte als Agamemnon mußte darstellen lassen, wie er auf Aulis das eigene Kind für die Rettung seiner Griechen opfert.

Besser aber, als diese heidnische Allegorie, erbaute denselben ein Gesangspiel, welches ihm später der Abt von

Petershausen zu Ehren seines Besuches allda, nach einer „gar netten Tafel", von den Seinigen vortragen ließ — eine Verherrlichung des Geschlechtes von Roth. „Diese Musik, sagt das petershausische Tagebuch [33]), gelang so vollkommen, daß sie allgemeinen Beifall fand und den hohen Gast bis zu Thränen rührte."

Fürstbischof Max war ein sanfter, liebenswürdiger, bürgerfreundlicher Mann; ein Vater der Armen, ein Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft. Und obwol er die Zügel seiner weltlichen Regierung mehr den Beamten überließ und im Finanzwesen nicht so haushälterisch verfuhr, wie sein Bruder, so verbliben seine Verhältnisse doch immer befriedigend, und seine Zeit wird von den Alten zu Mersburg noch jezt die glüklichste genannt.

Maximilian stiftete auch ein treffliches Naturalienkabinet, welches bei der Auflösung des Fürstentums Konstanz nach Karlsruhe verbracht und mit dem dasigen vereinigt worden. Er erlebte den Beginn des neuen Jahrhunderts, das Grab des uralten, einst so gewaltigen, vielfach erschütterten, treulos verrathenen und noch treuloser verlassenen — deutschen Reiches nicht mehr, und verstarb auch als der Lezte seines Geschlechtes.

Es folgte ihm in der bischöflichen Würde der Coadjutor von Dalberg, dessen Namen an die schönsten Eigenschaften und Tugenden eines Fürsten und Seelenhirten erinnert. Kolb, in seinem Verzeichnisse der konstanzischen Bischöfe, hat ihm dankbaren Herzens folgendes gedrängte, aber aufrichtige Lob gezollt [34]).

„Karl Theodor wurde zu Herntheim, einem dalbergischen Gute bei Worms, 1744 geboren. Seine rege Em-

---

[33]) *Protocollum* capituli Petrihusiani sub regimine Georgii S. R. J. abbatis. (von 1761 bis 1787).

[34]) Lexicon von Baden I, 219.

pfänglichkeit für alles Gute, Schöne und Nüzliche machte ihn schon als Jüngling zum Lieblinge der Musen. Mit dem damaligen Aufblühen der Künste und Wissenschaften in Deutschland schwang er sich auch zu den Höhen philosophischer Spekulation empor. Aber sein Streben begnügte sich nicht mit Erkenntniß, sein reineres Wissen sollte auch zum Segen der Menschheit fruchtbar werden."

„Er kannte persönlich den größten Theil der Gelehrten seiner Zeit, suchte den Umgang mit Gebildeten jeder Klasse, bereiste Frankreich, Italien, Deutschland, und sein rastloses Forschen in dem unermeßlichen Kreise der Erfahrung machte ihn zu dem Manne, dessen Größe als Mensch, Bürger, Gelehrter, Staatsmann, Bischof und Regent uns gleich bewunderungswert erscheint."

„In den Jahren 1787 und 88 wurde Dalberg zum Coadjutor von Mainz, von Worms und Konstanz erwählt. Zuvor war er Domherr zu Wirzburg und Kurfürst Emerich Josef hatte ihn zum Statthalter von Erfurt, wie zum Präsidenten der dortigen Akademie ernannt; Papst Pius VI aber ertheilte ihm die Würde eines Erzbischofs zu Tarsus, und 1800 gelangte er an das Bistum von Konstanz."

„Weisheit, Wolwollen, Humanität und edle Mäßigung beherrschten seine geistliche und weltliche Regierungsweise. Er unterstüzte das Seminarium zu Mersburg mit reichlichen Beiträgen aus seiner Privatkasse; errichtete den maximilianischen Fond zur Unterstüzung armer Beamten, Künstler, Witwen und Waisen aus dem Hochstifte; entwarf einen Schuldentilgungsplan; traf eine Menge von Einrichtungen zur Veredlung des Clerus und Erhebung des Gottesdienstes, und beförderte die Ausbreitung theologischer Literatur durch Einführung der Pastoralconferenzen und eigener practisch-wissenschaftlicher Zeitschriften."

„Im Jahre 1802 wurde Dalberg zum Kurfürsten und Reichserzkanzler erhoben, erhielt Aschaffenburg, Regensburg

und Wetzlar, und endlich bei Errichtung des Rheinbundes die Würde eines Fürsten Primas mit dem Gebiete der Reichsstadt Frankfurt."

„Karl Theodor verließ nun Regensburg, Konstanz, Mersburg; aber der Segen seiner ehemaligen Unterthanen, denen er auch in der Entfernung noch Anlaß zur Dankbarkeit gibt, wird ihn nie verlassen. Unter tausend Namen, sagt ein Schriftsteller, welche wir oft mit Wehmuth, oft mit Entsezen der Nachwelt zu nennen haben, erscheint auch mancher noch, welchen sich die Menschheit mit Stolz aneignen wird — ein solcher ist der Name Karls von Dalberg."

Dieses schrieb Kolb im Beginne des verhängnißvollen Jahres 1813, welches den Rheinbund untergehen sah. Dalberg zog sich auf solchen Umschlag der Dinge zuerst nach Konstanz und später nach Regensburg zurük, wo er in stiller Thätigkeit seinem geistlichen Amte oblag, Nothleidende menschenfreundlich unterstützte und im Februar 1817 verstarb.

Kolb verdankte Karl Theodorn die erste Anstellung als Gehilfe seines Vaters, des fürstbischöflichen Archivars zu Mersburg. Dieser hatte mit Johanna von Schmidtfelden in gesegneter Ehe 15 Kinder erzeugt [35]), wovon Johann Baptist, geboren am 24sten Oktober 1774, das neunte war. Welche Schulen der junge Kolb besucht, ist mir nicht bekannt, höchst wahrscheinlich aber studierte er zu Freiburg im Breisgaue, und kehrte sodann in die Heimat zurück, wo ihn der Vater mit dem Archivwesen vertraut machte.

Nach dem Tode desselben wurde Kolb sein Nachfolger, und bei der Säkularisierung des Fürstentums Konstanz gelangte er als übernommener Beamter in den badischen Staatsdienst. Hier ertheilte man ihm den Rang eines Archivrathes mit dem Auftrage, alle in den Archiven der

---

[35]) Auszug aus dem Standesbuche der Pfarrei Mersburg. Sein Vater hieß Christoph Leopold Kolb.

aufgehobenen Stifter und Klöster des oberen Fürstentums noch vorfindlichen Urkunden und Akten zu sammeln und in Mersburg ein Provinzial-Archiv einzurichten.

Im Jahre 1804 verehelichte sich Kolb mit Maria Cordula, der Tochter des Stabsarztes Wocher [36]), und 1808 wurde er als Vorstand des Archives der oberrheinischen Provinz nach Freiburg versezt. Hier fiel ihm eine solche Menge von Geschäften zu, daß er lange Zeit über die vorgeschriebenen Dienststunden zu arbeiten hatte, um die nöthige Ausscheidung, Ordnung und Verzeichnung der verschiedenen Archivalien zu bewerkstelligen [37]).

Dieses Geschäftsdranges indessen ungeachtet liferte Kolb so „treffliche Berichtserstattungen und ersprießliche Nebenarbeiten“ in die Ministerien, daß man ihn von dorten aus, bei einem Vortrage über Gehaltszulagen, dem Landesherrn als „einen der vorzüglichsten Männer seines Faches“ empfehlen konnte [38]).

Der unermüdliche Mann wollte sich aber noch ein allgemeineres, aus seiner freiwilligen Thätigkeit hervorgehendes Verdienst erwerben. Er hatte den Gedanken eines vaterländischen Unternehmens gefaßt, welches bei der vielfachen Zusammensetzung des badischen Staatsgebietes das entschiedenste Bedürfniß war — den Gedanken eines historisch-topographisch-statistischen Lexicons für das Großherzogthum Baden.

---

[36]) Die Vermählung geschah in der schönen Kirche zu Neu-Birnau durch den ehemaligen Salemitaner Pater Klaus.

[37]) Eingabe K's an das Minist. des Inn. vom 7. Oktober 1810.

[38]) Dienstakten Kolbs von 1804 bis 1814, worin eine Aeußerung des Ministeriums des Innern an das der Finanzen noch besonders bemerkt, daß Kolb „seine Berufs- und Nebengeschäfte mit wahrem Eifer für den Dienst und den Gegenstand desselben an und für sich betreibe.“

Und obwol ihm wenige Zeit zur Ausführung eines solchen umfassenden Werkes übrig war, so machte er sich dennoch rüstig daran und vollführte dasselbe schon mit dem Jahre 1815, wie in einer Ahnung, daß es Eile damit habe. Diese Leistung, „innerhalb dreier Jahre, in kärglich vom Berufsgeschäfte erübrigten Nebenstunden, während einer kriegerischen, für derartige Unternehmungen ungünstigen Zeit“ [39]), war um so außerordentlicher, da der Verfasser nur sehr wenige Vorarbeiten zu benützen fand.

Denn außer einigen kleineren Druckschriften, wie die Beschreibung der Landvogtei Ortenau, dienten ihm nur Iselins allgemeines und Röders schwäbisches Lexicon, sodann Schmidts Beschreibung des Kurfürstentums Baden und Widders Beschreibung der Rheinpfalz — das einzige einschlagende Werk von Bedeutung.

Unter den Archivalien zu Freiburg, Karlsruhe und Mannheim mochte manches Brauchbare für ihn sein; das Statistische lieferten die Bezirks- und Pfarrämter, theils mit angelegenem Fleiße, größtentheils jedoch karg und oberflächlich, und die Beiträge einer Anzahl von Freunden des Unternehmens waren von ebenso verschidnem Werte. Manche geschichtliche Mittheilung stekte voller Fabeln und Irrtümer, welche nur von Jemanden bereiniget werden konnten, der mit der betreffenden Oertlichkeit vertraut war.

Diesen bruchstückweisen, überall mangelhaften, höchst ungleichen Stoff nun zu ordnen, zu sichten, zu ergänzen und in's gehörige Verhältniß zu bringen — welche Aufgabe für nur einen Arbeiter! „Man darf mir glauben, sagt Kolb in seiner Vorrede, daß mich dieses Werk einen Aufwand von Mühe und Ueberwindung kostete, welchen ich nicht wieder bestehen möchte.“

---

[39]) Vorwort zum 3ten Bande des Lexicons.

Ich besitze noch das erste Entwurfsbuch für den geschichtlichen Theil des Lexicons, worein Kolb seine kurzen Auszüge aus Urkunden, alten Chroniken und neuern Geschichtswerken zu verzeichnen angefangen; es gibt den anschaulichsten Begriff von der Müheseligkeit solcher Arbeiten.

Bedeutende Mittheilungen erhielt Kolb, wofür er öffentlich seinen Dank aussprach, von Amtmann Akermann, Hofrath Hecker, Dekan Jäck, Dr. Sievert und den Pfarrern Dahl, Tritschler, Bräunig und Winterhalder. Die hauptsächlichsten Beförderer des Werkes aber waren Staatsrath Brauer [40]) zu Karlsruhe und Pfarrer Zahn zu St. Georgen [41]); jener in seiner einflußreichen Stellung durch fortgesezte, mit Rath und That ermunternde Theilnahme, dieser als vertrautester Freund des Verfassers, welcher in fast täglichem Umgange einen Einfluß auf denselben übte, wie es nur die Freundschaft vermag.

Kolb kannte recht wol die Mängel seines Buches, aber er hatte auch das Bewußtsein, „etwas Verdienstliches geleistet zu haben", und hegte die Hoffnung, „daß die Brauchbarkeit des Werkes ihre Anerkennung finden werde, worin für seine Mühe eine hinlängliche Belohnung liege." Diese Anerkennung wurde ihm auch wirklich zu Theil, nicht allein im Lobe seiner Freunde und Förderer, sondern auch ebenso durch die allgemeine Aufnahme, welche das Lexicon im Inlande wie im Auslande fand.

In Baden erwartete man nach dem Erscheinen des ersten Bandes die folgenden mit dem größten Verlangen, und die Literaturzeitungen (damals noch gewissenhaftere Organe) liferten die günstigsten Urtheile darüber.

---

[40]) Welchem Kolb dasselbe auch gewidmet hat „in tiefster Verehrung und Dankbarkeit."

[41]) Nachheriges Mitglied der katholischen Kirchensection zu Karlsruhe, gestorben im Juli 1844.

„Das vorligende Werk, heißt es in einer derselben [42]) ist in jeder Hinsicht ein brav geschribenes Buch. Es stellt einen deutschen Staat zweiten Ranges mit großer Sorgfalt und Genauigkeit dar und Einsender kennt das Mühselige lexicalischer Arbeiten aus eigener Erfahrung. Er weißt, daß auch beim besten Willen der einzelne Gelehrte sich alle nöthigen Quellen und Hilfsmittel nicht verschaffen kann, wodurch dessen Werk an Lücken, Irrtümern und Ungleichheiten leiden muß. Daher möchte er's hier auch nicht tadeln, daß einzelne Artikel verhältnißmäßig etwas zu ausführlich behandelt sind; es kömmt nur den Lesern zu Gute, und für viele derselben ist ein solches Lexicon der ganze Hausbedarf für die Geschichte, Topographie und Statistik ihres Staates und Vaterlandes."

Die Mängel und Irrtümer des Kolbischen Werkes sollten in einem Nachtragsbande möglichst ergänzt und berichtiget werden. Dieses versprach der Verfasser, unter dringender Aufforderung der Freunde vaterländischer Geschichte zu entsprechenden Mittheilungen, im Vorworte des dritten Bandes vom 28ten Jänner 1816 — aber am 18ten Mai darauf war er eine Leiche!

Dieser unerwartet schnelle Tod riß den emsig thätigen Archivmann im schönsten Lebensalter von 42 Jahren aus der Mitte seiner Arbeiten. Unwillkürlich drängt sich einem der Gedanke auf, was derselbe bei längerem Dasein, während der folgenden gedeihlichen Friedenszeit, noch würde gearbeitet und geleistet haben.

Dem Verfasser des ersten historisch-topographisch-statistischen Gesammtwerkes über unser Großherzogtum glaubte ich diesen Nachruf um so schuldiger zu sein, als man in undankbarer Vernachläßigung ihm bisher noch nirgends auch nur ein Wort des Andenkens gewidmet.

---

[42]) Leipziger Literaturzeitung, Jahrgang 1815 II, 746.

Von Jedermann, wer sie noch gesehen, wurde die Lage der Stadt Mersburg mit beredtem Lobe geschildert; wie vortrefflich dieselbe aber auch ist — der Wein, welchen sie erzeugt, wetteifert siegreich mit ihr. Schon der Chronist Stumpf sagte: „Dieses Mersburg hat ein lustig Geländ und schönen Weinwachs", und der Reisebeschreiber Zeiler sezte hinzu: „den die Schweden waker versucht haben."

Kolb fand in seinem heimatlichen Mersburger „den absolut besten Seewein", und rieth daher, die schlechteren Geländer auszureuten, damit durch den Anbau nur guter Lagen „das ungegründete Vorurtheil von der Säuere des Seeweines vernichtet werde." Es ist jezt vernichtet, und wem die Ehre des Verdienstes davon vornehmlich gebühre, werden wir unten sehen.

Der Weinbau bei Mersburg ist uralt und der hochstiftische Weinzehent daselbst war von jeher so bedeutend, daß er einen besondern Artikel der Verträge zwischen der Stadt und den Bischöfen einnahm. Es bestund auch eine ausführliche alte Rebordnung [43]), welche 1705 erneuert wurde. Laut dieser Erneuerung führte man einen weiteren Saz ein, und schnitt auf die rote Rebe nur einen Bogen und einen mittelmäßigen Schürzling, auf die weiße wolgedüngte Burgauer Rebe dagegen zwei Bögen ohne Schürzling. Die weiße Rebe aber, welche zu sehr überhand genommen, sollte von nun an, besonders auf spätem Gelände, wo sie selten zur Reife kam, allmälig ausgereutet und durch rotes Gewächs ersezt werden.

Hienach bestunden die mersburgischen Weingärten in kurzer Zeit fast durchgehends aus roten Reben, wodurch der dortige Wein in vorzüglichen Ruf und Verschleuß gelangte.

---

[43]) Eine Weinordnung des Schlosses zu Mersburg von 1536 ist abgedrukt in der Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins III, 275.

Später jedoch schlichen sich aus unklugem Eigennutzen der Rebleute, welche um den Halbtheil bauten, das weiße Gewächs und der enge Saz wieder so nachtheilig ein, daß 1776 ein strenges Verbot dieses Mißbrauchs nöthig war, um die „Qualität und den Credit" des gesunkenen Mersburgers wieder zu heben [44]).

In neuerer Zeit ist derselbe theilweise so vortrefflich geworden, daß er an den Malaga erinnert und mit dem besten Gewächse auf weithin wetteifert. Wer an einem schönen Abend' auf der Altane „des Schiffes" bei einer Flasche Ruländer sizet, wird nicht mehr ausrufen wollen: „Wahrlich, der Bodensee wäre mehr als Vater Rhein, wenn die Seeweine — Rheinweine wären."

Ich hatte mich in Salem mit dem Seeweine so vertraut gemacht, daß wir uns schon brüderlich vertrugen. Als mir in Mersburg aber von Freundeshand ein Trunk aus dem Fasse VII vorgesezt wurde, und zwischen den beredten Worten herzlichen Gespräches die Gläser erklangen — da floß es dem beseligten, nichts Schlimmes ahnenden Gaste wie ätherisches Feuer durch die Adern, bis er von überwältigender Gluht in's Freie getrieben ward, um die brennenden Wangen an der frischen Seeluft abzukühlen!

Es hatte im Mittelalter eine Zeit gegeben, wo der Seewein im besten Rufe stund, namentlich jener von Sipplingen; wie denn beinahe alle benachbarten geistlichen und weltlichen Herren darnach gestrebt, dorten etliche Rebstüke zu besizen. Der Bau aber um die Ertragshälfte verschlechterte, wie wir gehört, das Gewächs in dem Grade, als er den Erwachs vermehrte, und so mußte es kommen, daß der Volkswiz den Rat ertheilte, „wenn man Sipplinger ge-

---

44) Akten über Rebordnung, Reblohn und Rebbau zu M. von 1705 bis 1776. Der Baulohn für ein Jauchert betrug damals 20 Gulden, der Taglohn ohne Kost 24 Kreuzer.

trunken, sich des Nachts etlichemal umzuwenden, damit derselbe einem nicht den Magen durchfresse"; denn wirklich war er zum gemeinsten „Faßfüller" herabgesunken.

Und jezt aber ist auch dieser verspottete Sipplinger theilweise ein vortrefflicher Wein. Denn überall am Bodensee hat die Verbesserung des Rebenbaues begonnen, nachdem zu Mersburg und Salem die ersten anregenden Beispiele gegeben worden.

Die Mersburger hatten schon anfangs der 20er Jahre da und dort ihre Rebstüke zu verbessern gesucht, was der damalige Domainen-Administrator Walther mit Eifer auffaßte und in den herrschaftlichen Weinbergen emsig nachahmte. Dieser thätige und einsichtsvolle Mann ließ viele vernachläßigte Rebgüter seiner Verwaltung in gleiche Gänge legen, wodurch Sonne und Luft besser auf das Gedeihen und Reifen des Gewächses einzuwirken vermochten.

Der erfreulichste Erfolg belohnte das verdienstliche Unternehmen, und bald war die Rebenverbesserung Walthers der Gegenstand wieder vielfacher Nachahmung. Auf dem gleichen Wege fuhr auch sein Nachfolger Meyer zu wirken fort — durch zweckmäßige Besorgung des Bodens, des Sazes und der Weinlese, so daß im herrschaftlichen Rebenbezirke zu Mersburg schon eine vorzügliche Güte des Traubensaftes erzielet ward.

Inzwischen aber hatte auch in den Rebgärten der Standesherrschaft Salem eine noch sorgfältigere und durchgreifendere Verbesserung begonnen. Der um die Landwirtschaft überhaupt hochverdiente edle Fürst, Markgraf Wilhelm, welcher Herrn Walther noch kurz vor dessen Tode bei einem Besuche persönlich die verdiente Anerkennung huldvoll ausgedrükt, widmete diesem Gegenstande ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Lage, Boden, Saz und Schnitt, Lese und Einheimsung wurden nach den Bedingnissen der Oertlichkeit sorgfältig erwogen und hierauf die entsprechenden Verbesse-

rungen strenge durchgeführt und endlich die befridigendsten Ergebnisse gewonnen [45]). Man besuche Salems Keller!

Es ist bereits an dem, daß die verbesserten Seereben nicht blos einen trefflichen Tischwein lifern, sondern auch Gattungen, welche dem feinsten Spanier-Weine gleichkommen; daß sie vielfach gesucht sind und schon mit Glük nach England und Amerika versendet wurden.

Wie würde der Verfasser jener bittern Verse auf den Kräzer des Bodensees [46]) — wie würde er sich jezt ihrer schämen müssen, wenn ihm ein Glas des Nektars von Maurach seine reine Gluht in die Adern gösse und seinen lieblichen Geist in die Seele!

Konstanz.

Es war der schönste Morgen; warm und freundlich lächelte die Sonne, sanft und frisch wehten die Lüfte, und ruhig lag der See, einem Spiegel gleich, auf welchem sich nur hin und wieder kleine spielende Wellen kreiselten. Man stieß ab — Alles grüßte noch zurük mit Händen und Saktüchern, dann wendete man die Blike vorwärts und ergözte sich am Vorüberschwinden der Ufer.

Pfeilgerade und ohne alles Schwanken strich das Dampfschiff durch die Gewässer und während wir an mehreren

---

[45]) Ueber diese Verbesserungen füge ich in der Beilage B einen kleinen Aufsaz bei, welcher mir von unterrichtetster Hand mitgetheilt worden. Vergl. auch Karlsr. Zeitung, 1853, Nr. 70.

[46]) Wahrlich, meint Weber, der Bodensee wäre mehr als Vater Rhein, wenn die Seeweine — Rheinweine wären. Aber

Wer wollt' mit dem vom Rheine wol vertauschen
Den Wein vom Bodensee —
In seinem dürren Kräzer sich berauschen?
Da trinkt man lieber Thee!

kleinen Seglern vorüberglitten, schimmerten uns andere wie Schwäne von der fernen Seefläche entgegen. Auf unserem Dämpfer selbst herrschte ein ruhigmunteres Leben; aus allen Bliken leuchteten die Heiterkeit des schönen Morgens und die Lust der wonnigen Fahrt. Wie gerne wäre man noch lange so an Bord geblieben — aber siehe da, schon erschienen die Türme von Konstanz glänzend im Sonnenlichte und bald fuhren wir in den rührig belebten Hafen ein!

Konstanz macht noch heute den Eindruk einer viel größeren Stadt, als es jemals gewesen. Dies ist die Wirkung seiner Lage und alten Bauten. Denn die Almannsdorfer Erdzunge bildet durch ihr starkes Hervortreten mit dem gegenüber liegenden Ufer eine mächtige, tiefe Bucht, deren ganzen Hintergrund die Stadt mit ihrem Hafen, ihrer Brüke und den Wohnungen von Petershausen einnimmt. Diese wolgruppierte Reihe von stattlichen Gebäuden aber gewinnt noch sehr im Anblike durch die mäßigen Ufer und nur sachte ansteigenden Höhen zu beiden Seiten.

Ich hatte das Münster bestiegen und jezt erst erschien mir die ganze Großartigkeit der Lage von Konstanz. Wie ein Risenbassin lag der See mit der weiten herrlichen Landschaft zu meinen Füßen. Von den nächsten grünen Vorbergen des Thurgaues mit dem großartigen Hintergrunde des hohen Sentis und der Glarner Alpen blikte ich gegen Osten über den Spiegel des Seebekens, nach den schwäbischen Ufern in ihrer heiteren Bescheidenheit, sah' Friderichshafen in seiner Bucht, Langenargen an seinem Vorsprunge, Lindau auf seinem Eilande, selbst Bregenz mit seinem Gebhardsberge, und dahinter die hohen Massen des Bregenzer Waldes, der Höhen von Vorarlberg und von Tyrol — ein reiches, großartiges, überwältigendes Landschaftsgemälde!

Ich wendete mich gegen Mitternacht, da zeigte sich rechts das stattliche Mersburg an sein hohes Felsenufer gelehnt,

und über dem sanften, weinreichen Gelände hinter der Stadt der breite, begrünte Rüken des Gerenberges, welchem das Auge forschend folgte, bis ihm die nahe Waldhöhe der Almannsdorfer Landzunge diese Fernsicht verschloß und es nach Westen leitete.

Und hier — welch' ein reizender Anblik ganz anderer Art eröffnete sich! Der Untersee mit seiner lieblichen Au, rechts begrenzt durch das große Ried von Wolmatingen, die Waldhügel von Hegne, die Rebgelände von Alensbach, links von den romantischen Berghalden des Schweizerufers, und im Hintergrunde vom hohen Schinerberge, welcher dem Auge noch einen Blik in's Ferne erlaubt — nach den stolzen Kegelbergen des Hegaues.

Aber, wie wollte ich die Linien, die Farben gewinnen, um dieses Naturgemälde würdig zu kopieren? Es ist zu mannigfaltig, zu herrlich, zu groß und wundervoll!

Die Witterung begünstigte mich auch während meines Konstanzer Aufenthaltes ausnehmend. Ich konnte alle schönen, merkwürdigen Pläze besuchen — beim hellsten, freundlichsten Himmel. Ich schaukelte auf einem leichten Kahne hinüber nach Hinterhausen, besuchte das alte „Eichhorn" [47], ergözte das Auge an der lieblichsten Aussicht über den Seespiegel nach Kreuzlingen, Münsterlingen, den Thurgauer Bergen, nach den Alpen — und erlabte mich im Käntle an frischen Seeforellen und kühlem Seeweine.

Ich besuchte St. Loretto mit seiner wunderlieblichen Höhe und seiner entzükenden Aussicht; St. Katharina,

---

[47]) Die Landspize (Horn) bei Petershausen, ehedem mit Eichen besezt. Hier war im Anfange des 11ten Jahrhunderts die Gräfin von Pfullendorf, als sie mit ihren Dienstfrauen von Konstanz herüberfuhr, unversehens mit dem Grafen Gero niedergekommen, welcher sich nachmals, da er den Tod herannahen fühlte, an diese Stelle führen ließ und auch daselbst verschied. Mone, bad. Quellensammlung I, 135.

in seiner stillen Waldeinsamkeit mitten auf dem hohen Lohe; den kühnen Kegel des Tabor= und die einladende Höhe des Fürstenberges, wo das trefflichste Bier, im Schatten malerischer Baumgruppen, bei manigfach munterer Gesellschaft, den müden Wanderer erfrischte.

Ich besuchte Gottlieben, die alte berüchtigte Bischofsburg; stieg hinan, durch die Obst= und Weingärten von Tegerweil, zur Höhe von Kastel, wo ein bewohntes Schloß und die Trümmer einer Ritterburg [48]) von romantischen Anlagen umzogen sind, und die herrlichste Aussicht nach der Stadt und den beiden Seen die Mühe des Steigens belohnt. Den Rükweg nahm ich über Emmishofen, wo einst von Laßberg saß, nach dem Kreuzlinger Schäpfle, dessen sanft erhöhte liebliche Lage mit dem Reize seines Rebensaftes so angenehm wetteifert.

Ueberall an diesen Orten sah und fühlte ich mich paradisisch umgeben; denn wahr bleibt es, was Weber sagt: „Hier, in diesen gesegneten Fluren, zwischen diesen lieblichen Rebhügeln und malerischen Waldgebirgen und dem krystallhellen

---

[48]) Kastel war ebenfalls eine bischöfliche Burg, welche Bischof Ulrich I (von 1110 bis 1127) erneuert haben soll, und hatte seinen besondern Dienstadel. Aus demselben stammte Ulrichs gleichnamiger Nachweser, der mit dem Grafen von Bregenz in Fehde geriet und ihn „so übel forcht', daß er das Schloß Castel selbs wieder zerstöret", damit sich der Graf dessen nicht bedienen könne. Nachdem dasselbe wieder hergestellt worden, bewirkte der Herzog von Zäringen 1142 seine dritte Zerstörung, worauf es abermals erneuert wurde und „eine stäte Wohnung und Kammer" der Bischöfe war, bis ihm 1499 die Eidgenossen den lezten Ruin gebracht. Vergl. Stumpf, Schw. Chron. II, 69.

Das Edelgeschlecht von Kastel, aus welchem sich die jezigen Grafen dieses Namens in Wirtenberg ableiten, kommt in den konstanzischen, reichenauischen, petershausischen und salemischen Urkunden häufig vor. Es hat eine nicht unmerkwürdige Geschichte, welche eine quellenmäßige Bearbeitung verdiente.

See — in dieser ganzen üppigen Schöpfung ist das Paradies von Deutschland" [49]).

Aber nicht allein reizend und großartig ist die Lage von Konstanz, sondern auch eben so wichtig, eben so vortheilhaft. Es liegt etwas Wahres in der Hyperbel, womit Pater Buzelin seine Vaterstadt „das deutsche Constantinopel" nannte, das bezeugen uns schon jene belgischen Handelsmänner, welche die ungeheueren Kosten einer Sprengung der drei Rheinfälle wagen wollten, um zwischen Meer und Bodensee eine Schifffahrt herzustellen [50]).

Das herrliche Konstanz im Genusse aller Folgen so eines Unternehmens zu erbliken — welch' ein schöner Traum! Aber die Wirklichkeit ist ein Bild des deutschen Mißgeschikes, und das herbe Schiksal der Stadt fällt dem Patrioten um so schmerzlicher auf die Seele. „Begünstigt durch seine Lage, weit mehr als Schaffhausen, St. Gallen und Zürich, sollte Konstanz die erste Handelsstadt in der Seegegend sein; aber es wachset Gras in der Stadt des Constanzius" — schriben die Reisenden.

Das Gras ist zwar verschwunden seit dem Zollvereine, seit dem Hafenbaue und der Dampfschifffahrt; Konstanz hat vielfach wieder gewonnen, allein der rechte Lebensnerv

---

[49]) „Ein irdisches Paradies, an einem wunderschön-fruchtbaren und lieblichen Geländ", nennt auch der Syndicus Speth (1733) sein liebes Konstanz.

[50]) Dieselben machten, urbis situ et dotibus bene expensis et quanto usui non solum Belgis et Imperio, sed et Italiae atque Galliae esse possent, rite consideratis, dem Erzherzog Leopold den großartigen Antrag, die Rheinfälle zu sprengen und Konstanz dadurch zur Nebenbuhlerin Amsterdams zu erheben — wenn er ihnen freie Religionsübung gewähre. Pater Buzelin empfahl die Sache dem Erzherzoge, dem Kaiser und dem römischen Könige wiederholt; aber sie scheiterte an jener Bedingniß!

— er bleibt ihm abgeschnitten, bis der alte Handelsweg, durch den es groß geworden, sich wieder öffnet.

In den ältesten deutschen Städten, namentlich am Rheine, zu Straßburg, zu Mainz und Köln, hatte schon unter den Karolingern ein bedeutendes bürgerliches Treiben, Handels- und Gewerbewesen geblüht. Es blieb jedoch bei vereinzelten Erscheinungen dieser Art, während die Stifte und Klöster der Geistlichkeit neben den Burgen der Fürsten und Ritter lange Zeit überwiegend den Gang des deutschen Lebens beherrschten.

Erst als Anhängsel dieser Mittelpunkte sind andere Städte besser empor gekommen oder neu entstanden. Ihr munteres Wachstum an Wolstand, Stärke und Selbstgefühl erwekte indessen bald die Eifersucht der geistlichen und weltlichen Großen. Die städtischen Bürger, während ihre eine Hand dem Geschäftsbetriebe oblag, hatten mit der andern das Schwert zu führen. Diese Gefahr aber rükte ihnen ihr gemeinsames Interesse desto näher vor Augen. Es bildeten sich zur Aufrechthaltung des Friedens und der Freiheit, zur Pflege des Handels und der Gewerbe jene Städtebündnisse, welche für Deutschland die Grundlage einer neuen nationalen Entwikelung und Größe geworden.

Erstaunlich ist es, mit welcher Rüstigkeit, Thatkraft und Ausdauer die Städte sich Jahrhunderte lang gegen zahllose Feinde und Gefahren aufrecht erhielten, und ihr Wesen dabei in Schwung und Aufnahme brachten. Die Geschichte von Konstanz gibt uns ein lebhaftes Bild davon.

In Oberschwaben gieng das erste größere Bündniß 1377 von den Seestädten aus — mit Konstanz an der Spize. Es bezwekte nichts weiteres, als daß „man sie vom heiligen Reiche nicht dränge mit Versezen oder Verkaufen, und sie lasse beleiben bei ihren alten Rechten und Gewohnheiten.“ Dieser reine Zwek aber gab ihnen gegen ihre Feinde einen sigreichen Mut, und das Glük ihrer Waffen führte sie zu

einer unverhofften Macht, welche dann freilich, nach dem Lauf' menschlicher Dinge, mehrfach mißbraucht wurde.

„Der Städte Gewalt, sagt die Konstanzer Chronik [51]), wuchs täglich mehr und was sie anfiengen, das gelang ihnen wol. Sie lagen zu Felde im Winter wie im Sommer, und wurden also mächtig, daß Herren, Ritter und Edelknechte ihre Sachen vor die städtischen Räte und Gerichte zogen. Wer von geistlichen oder weltlichen Herren sicher seine wollte an Leib und Gut, der mußte sich verburgrechten in einer Stadt. Und die Leibeigenen der Edelleute, wenn sie ihres Dienstes überdrüßig geworden, flohen auch dahin, wurden Bürger und fanden allen Schuz gegen ihre Herren. Eilf Jahre lang währte diese Gewalt der Städte, da ihnen kein Herr zu widerstehen vermochte."

Der Sieg der Herren von 1388 bei Weil sprengte den oberschwäbischen Städtebund, wie oben schon erwähnt worden; ihr gesellschaftlicher Bestand hatte sich aber so fest gegründet, daß sie noch lange eine freudige Lebenskraft zeigten, noch lange ein reiches, thätiges Leben entwikelten — selbst unter den heftigsten inneren und äußeren Stürmen.

Was hat die konstanzische Bürgerschaft von 1300 bis 1500 für innerliche Unruhen, für stürmische und blutige Verfassungskämpfe durchgemacht; wie ist sie von Bischof und Geistlichkeit in ihren Rechten und Freiheiten bedrängt, vom Kaiser und dessen Kanzlei um Geldsummen gebüßt oder betrogen, vom benachbarten Adel gewaltthätig verfolgt und gehezt worden; was hat sie durch Fehden und Kriegszüge, durch Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Seuchen und Theuerungen erlitten und eingebüßt!

Und ohngeachtet all' dieser Hindernisse, Unfälle und Ver-

[51]) Bei Mone (bad. Quellensamml. I, 320), eine vielfach unterrichtende Lectüre, wobei man freilich zwischen den Zeilen muß zu lesen verstehen.

luste behauptete Konstanz seine Reichsfreiheit, nahm an Umfang, an Stärke und Wohlstand zu, erwarb das Landgericht im Thurgau nebst mancherlei Gütern und Rechten, und besaß Jahrhunderte lang das bedeutendste Leinwandgewerbe in ganz Oberdeutschland.

Die alten Missivenbücher der Stadt zeigen es noch augenscheinlich, in welch' ausgebreitetem Geschäftswechsel die Konstanzer während des 14ten und folgenden Jahrhunderts gestanden und wie großartig ihre Handelsverhältnisse gewesen. Man hat jezt gewöhnlich gar keine Ahnung mehr davon; denn die Briefe jener Bücher lauten nach Savoyen, Burgund, Italien und Spanien, Frankreich und Belgien; mit Venedig und Köln aber stunden die konstanzischen Handelsleute im engsten Verkehre.

Die alten Handelswege, welche den Bodensee mit diesen Ländern und Städten in Verbindung brachten, waren ursprünglich römische Kriegsstraßen. Sie zogen sich vom adriatischen Meere durch das Etsch- und Innthal dort nach Augsburg und hier über den Arlberg nach Konstanz, von da aber einerseits über Villingen, durch das Kinzigthal und über Offenburg nach Straßburg, oder über Hüfingen, durch die Wagensteige, über Freiburg und Breisach, wie andererseits über Schafhausen, Zurzach und die vier Waldstädte nach Basel, und auf dem Rheine nach Mainz und Köln, oder auf der Bergstraße nach Frankfurt.

Als Verbindungsglieder einer so wichtigen Straße des Welthandels vom Morgen- in's Abendland hatten Konstanz und die andern Städte am Bodensee eine vortreffliche Lage im Allgemeinen, wie zunächst unter sich einen leichten und sichern Verkehr, daher auch einen ebenso großen auswärtigen, als lebhaften einheimischen Speditions- und Activhandel.

Jener gieng vornehmlich nach dem Oriente und zwar durch die eigenen Frachten der Seestädte unmittelbar nach

Venedig, wo sie eigene Handelshäuser (Commanditen) besaßen. Daneben aber verbreitete sich ihr überalpischer Handel auch nach Mailand, Florenz und Genua, dessen Hafen sie als Stappelplaz für den Seehandel in's westliche Mittelmeer und nach Südfrankreich benüzten.

Diesseits der Alpen erstrekte sich der bodenseeische Handel in drei verschiedenen Richtungen nach der Schweiz, nach Savoyen, Lothringen und Frankreich, nach Belgien und der Nordsee, nach Schwaben und Franken. Der bedeutendste hievon war der Rheinhandel, und wie unsere Seestädte in Venedig ihre Commanditen, so hatten die Kölner welche in Konstanz. Die hauptsächlichsten Ausfuhrwaaren aber bestunden in Leinwand und Wolle, die der Einfuhr dagegen in Seide, Wein und Spezereien [52]), namentlich Pfeffer.

Durch eine Kinzigthaler Eisenbahn könnte für Konstanz dieser alte Handelsweg theilweise wieder eröffnet werden. Aber freilich wären alsdann Stockach und Ueberlingen viel geeignetere Pläze, deren Fruchtmärkte jedenfalls durch den Abgang der Rotschrannen [53]) zu Stein und Schafhausen ungemein gewinnen müßten.

Das Münster mit seinen Schäzen, die Stephans- und andere alte Kirchen und Gebäude, lassen uns vermuthen, wie damals auch die Baukunst, Malerei und Bild-

---

[52]) Vergl. Mone's höchst interessante Beiträge „zur Handelsgeschichte der Städte am Bodensee vom 13ten bis 16ten Jahrhundert", im 4ten Bande den oberrhein. Zeitschrift.

[53]) Weil die großen Fruchtbauern des Hegaues, von Gotmadingen, Singen u. s. w. wegen der zu starken Entfernung von Ueberlingen und Stockach genöthigt sind, die kostspiligern Schrannen auf dem nahen Schweizerboden zu besuchen.

schnizerei in Konstanz gepflegt worden [54]), und von der Pflege geistiger, wissenschaftlicher Bildung daselbst müssen uns der Dichter Heinzelin, der Prediger Suso, der Reisebeschreiber Schilter, die Chronisten Dacher und Reichenthal, endlich die Gelehrten Zasius, Bozheim und Blarer überzeugen [55]).

Auch die Buchdrukerkunst blühte sehr frühe zu Konstanz, und ein geborner Konstanzer — Ulrich Gering, war es, welcher dieselbe nach Frankreich brachte. Er wurde mit zwei Kolmarern nach Paris an die Sorbonne berufen, um die erste Drukerei einzurichten und zu betreiben. Dieß that Gering mit seinen Kunstgenossen unter dem Namen der „alemannischen Brüder", und als er 1510 kinderlos verstarb, erhielten die Kollegien der Sorbonne und von Montaigu ein Vermächtniß von mehr als 17,000 Pfund [56])!

---

[54]) So lebten und arbeiteten zu Konstanz um 1470 die Bildhauer Baider und Greifenberg, 1520 der Maler Memberger.

[55]) Von den konstanzischen Künstlern und Gelehrten werden wir bei einer andern Gelegenheit noch zu reden kommen.

[56]) „Johann à Lapide ein Deutscher aus dem Hause von Stein, mit dem Rector Fichet einverstanden, wußte drei seiner Landsleute nach Paris zu ziehen und daselbst die Buchdrukerkunst durch sie einzuführen. Er berief nämlich Ulrich Gering von Konstanz, Martin Kranz und Michel Freiburger von Kolmar, und wies ihnen Wohnung und Plaz im Gebäude der Sorbonne an."

„Gering und seine beiden Landsleute begannen nun ihr Unternehmen unter dem Namen Societas fratrum Alemannorum. Die ersten Werke aus ihrer Presse erschienen 1470, und von da bis 1473 wurden 14 Bücher durch sie gedrukt. Das Wohlgefallen der Pariser an diesem Unternehmen war so groß, daß Gering und seine Mitgesellen 1474 das Indigenat in Frankreich erhielten."

„Gerings Mitarbeiter blieben jedoch nur bis 1477 zu Paris, wodurch die Gesellschaft der alemannischen Brüder aufhörte. Er drukte nun bald allein, bald in Gesellschaft Anderer, und erwarb sich ein schönes Vermögen, welches er sehr wolthätig verwendete und

Diese Blühte der Stadt Konstanz wurde in Folge der Kirchentrennung zerstört. Aber schon das Konzilium hatte ihrem Leinwandgewerbe den ersten Stoß gegeben, da sich viele Weber und Handelsleute damals nach St. Gallen übergesiedelt. Und welche Nebenbuhlerin diese Stadt schon nach einem Vierteljahrhundert war, deutet die Chronik recht bildlich an, wenn sie erzählt, wie am St. Agathen Abend 1465 die Braut des jungen Griesberger, eine sanktgallische Weberstochter, mit zwei Pfeifern, einem Trompeter und 120 Pferden zu Konstanz eingeritten.

Jedoch, auch ohne diese besondern Ursachen hätte die Gewerbs- und Handelsblühte von Konstanz fallen müssen — unter dem gemeinsamen Unsterne, welcher seit Karls V verhängnißvollen Tagen über die deutschen Städte und ihre Handelsverbindungen gekommen.

Im Städtewesen war der Nation eine unermeßliche Kraft des Fortschrittes zu Macht und Größe gegeben. Was die Hansa, der rheinische, fränkische und schwäbische Städtebund geleistet; wie damals in vielen Städten der Handel, die Gewerbe und Handwerke, die Malerei, Bau- und Bildhauerkunst geblüht, welche Fähigkeiten die deutschen Städte überhaupt entwikelt — das können wir, in unserer unvermögenden Weisheit, nur bewundern.

Selbst die Mißgunst und Eifersucht der Italiener konnte nicht läugnen, daß noch um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Binnenstädte Augsburg, Ulm, Nürnberg und

---

bei seinem Tode der Pariser Hochschule zur Dotierung von 4 Freipläzen und 2 Lehrkanzeln der Theologie vermachte."

„Gering starb am 23ten August 1510 und wurde in der Kapelle des Kollegiums Montaigu begraben, wo folgende Inschrift das Andenken seines Namens aufbewahrte: Hic situs est Ulricus Gering, natione Germanus, unus ex primis Typographis, qui adhuc vivus multas eleemosynas huius domus pauperibus erogavit etc." Walchner, die alemann. Brüd. Freib. 1824.

Frankfurt, wie die Seestädte Hamburg, Bremen, Lübeck und Antwerpen durch Handelsgeschäfte und Reichtum neben dem gepriesenen Venedig sich ausgezeichnet. Wie aber mochte es gewesen sein, als die Hansa fremde Fürsten bekriegte; als auf dem Stallhofe [57]) zu London die deutschen Faktore den Preis der Waaren bestimmten und es vermocht hätten, alle brittischen Kaufleute zu Grunde zu richten? —

Die hanseatischen Gesellschaften hatten in England, Norwegen, Schweden, Livland und Rußland weitgreifende Wurzeln gefaßt und sich diese Länder zinsbar gemacht; die Handelshäuser aus Oberdeutschland aber die Größe von Antwerpen begründet, als nach Eröffnung des neuen ostindischen Seeweges sich Lissabon drohend emporschwang. Anton Fugger galt ausgemacht für den Fürsten der antwerpischen Kaufleute, und die Welser gründeten in Venezuela schon eine deutsche Kolonie.

Und 1522 wurde auf dem Reichstage zu Worms, bei Aufstellung eines neuen Steuersystems, der großartige Entwurf verhandelt, das ganze Reichsgebiet deutscher Nation durch eine Zolllinie einzuschließen — also merkantilisch zu vereinigen. Welche Folgen für Deutschland, welche unabsehbaren — wäre dieser Plan zur Ausführung gekommen. Aber das verhinderte der alte Römerfluch: maneat nationibus Germaniae odium sui!

Die Kirchentrennung fieng an, alle Verhältnisse zu verwirren, und war leider bald auf dem unseligen Wege, das Grab der nationalen Reichseinheit zu werden. Sie warf

---

[57]) Auch Gildehalla Teutonicorum, englisch Steelyard. Vrgl. Fischer, Gesch. des deutsch. Handels (II, 49, 569), wo aber die Erklärung dieses Wortes nicht getroffen ist. Stallhof, Stallbühl (mit Stelle verwandt) bedeutete im Mittelalter einfach einen öffentlichen Versammlungsort.

die Fakel der Zwietracht auch unter die Städte des hanseatischen Bundes; der Russe, der Däne, der Schwede, der Engländer — alle benüzten den günstigen Augenblik und schüttelten das deutsche Handelsjoch von ihrem Naken.

Und der Mönch von Wittenberg, welcher nationale und volkstümliche Interessen so leicht an die hohen Begünstiger seiner Glaubensansicht geopfert, fand sich bereit, für den dänischen Tyrannen [58]) gegen die Hansestädte eine öffentliche Schmähschrift zu verfassen. Und andererseits — in welcher deutschen Seele erregt es nicht Schmerz und Abscheu, wie Herzog Alba die Blühte von Antwerpen vernichtend mit Füßen trat? —

Dadurch vollendete sich das Mißgeschik des deutschen Handels — die antwerpischen Hanseaten flohen nach Amsterdamm und halfen dort die Kette schmieden, womit man uns später den Rhein und die Schelde gesperrt.

In Deutschland selbst war das große Handelswesen mit seinen Kräften und Reichtümern geistlichen und weltlichen Fürsten von jeher verhaßt; adelige Patrioten [59]) eiferten dagegen, und noch in die Wahlcapitulation Josephs II gieng die Stelle über: „Seine kaiserliche Majestät wolle die Kommerzien des Reiches zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit fördern; dagegen aber die großen Gesellschaften, Kauf- und Gewerbsleute, wie all' Andere, so mit ihrem Gelde regieren, ganz und gar abthun."

Darum nochmals — im altdeutschen Städte- und Handelswesen war der Nation eine unermeßliche Kraft

---

[58]) König Christian II, der von einem gemeinen Weibe gegängelte Wüterich, dessen Namen vom Blute der unmenschlichsten Masacren trieft.

[59]) Wie Hutten, welcher in seinen Gesprächen Monitor und Praedones (Münch IV, 137, 159) besonders gegen die Fugger und ihr großes Handelswesen zu Felde zieht.

des Fortschrittes zu Macht und Größe gegeben. Hätte man dieses Element vom Throne herab in wahrhaft kaiserlichem Style gepflegt und gefördert, hätten die Großen des Reiches jene Städtegesellschaften in ihren Handelsverbindungen gewähren lassen und die Gottesgelehrten mit der blinden Wut ihres Gezänkes nicht allen Gemeingeist getödet [60]), so würden jezo, anstatt der englischen und holländischen — deutsche Kolonieen in Ost- und Westindien blühen [61])!

Dann wäre auch ein Grundübel, woran wir leiden, entfernt geblieben. Die überflüssige Bevölkerung hätte stets einen natürlichen Abfluß gefunden und die Verarmung triebe jezt nicht tausend und tausend Familien von dem heimatlichen Boden, welchen sie und ihre Väter seit Jahrhunderten im Schweiße ihres Angesichtes bebaut und veredelt, in's Elend hinaus, und sie müßten sich nicht, wie herrenlose Hunde, an ein fremdes Ufer sezen lassen!

So wenig es auffallen kann, daß auch die Bevölkerung von Konstanz, welche seit Langem so viele Mißbräuche und Ausschweifungen des bischöflichen Hofes, der Domherren und der städtischen Geistlichkeit vor Augen gehabt, sich der Glaubensneuerung in die Arme warf; ebenso sehr muß ihre Tapferkeit im Kampfe für dieselbe bewundert

---

60) „Einmal für alle wurde Deutschland durch den Streit für die Reformation zertheilt, und wenn ich so sagen darf, seinem Gemeingeiste entrissen; es scheint nicht, daß es zu diesem sobald zurükkehren werde." Herder.

61) „Es ist vielleicht, sagt schon Wegelin, keine leere Vermuthung, daß jezo die deutschen Kaufleute in den andern Welttheilen die Kolonien besizen, und nicht ein Lord Clive, sondern ein Ratsherr von Hamburg am Ganges Befehle ertheilen würde."

werden. Und gleichwol erwekt diese glänzende Stelle der konstanzischen Geschichte — nur unsere Trauer.

Wer die treffliche Darstellung des „Konstanzer Sturms von 1548“ durch den Zeitgenossen Vögelin [62]), und den warmen Aufsaz „wie die Stadt Konstanz ihre Reichsfreiheit verlor“ von Pahl [63]) gelesen — wird schmerzlich bewegt eine Stadt betrauern, welche die Schuld ihrer Zeit so hart und bitter zu büßen bekam.

Und noch keine drei Geschlechtalter waren verlaufen, als diese schwerbetroffene, tief gedemütigte Stadt wieder ein glänzendes Zeugniß von dem Heldenmute ihrer Bürger gab — durch ihr Verhalten im Schwedenkriege. Es ist dasselbe in den Geschichtbüchern rühmlichst erwähnt und auch ein ausführliches Diarum gedrukt darüber erschienen [64]); aber hören wir gleichwohl die kurze Schilderung eines benachbarten Zeitgenossen, des uns schon bekannten Paters Bürster von Salmannsweil.

„Den 8ten September 1633 hat der schwedische General Feldmarschall Gustav Horn die Stadt Konstanz belageret. Er kam mit Hilf' meineidiger Schweizer über die Bruggen zu Stein [65]) am Untersee herauf nacher Gottlieben und

---

[62]) Herausgegeben von Issel, Konstanz bei W. Meck 1846.

[63]) In der Herda IV, 237. Hierher gehört auch Vierordts treffliche Darstellung der Glaubensänderung zu Konstanz, in H. Schreibers süddeutschem Taschenbuche III, 1.

[64]) Konstanz, bei L. Straub 1633, und wieder abgedrukt bei Speth, konstanzische Ehrenpforte, S. 96.

[65]) Dieser Vorwurf des Treubruches bezieht sich auf die 1557er Erbeinigung zwischen Oesterreich und der Schweiz. Allerdings war ein Züricher der Unterhändler bei dieser Sache; aber Horn schrieb an den zürichischen Rat, „daß er sich des Passes bei Stein bedienen und durch das Thurgau marschieren müsse, und den Bescheid der Herren nicht abwarten könne.“ Und die Steiner — was wollten sie machen, als der schwedische Oberst drohend an die Thüre ihrer Ratsstube klopfte? Vergl. Barthold I, 100.

Kreuzlingen. Nachdem die Burger und wenigen Soldaten zu Konstanz seine Ankunft vernommen, haben sie mit beherztem Gemüt sogleich Lärmen gemacht, ihre Wachten besezt, ihre großen und kleinen Stük' aufgeführt und den Marschall damit unverzagt empfangen. Da sie auch alsobald um Succurs an die benachbarten Ort' ausgeschikt, ist ihnen möglichst beigesprungen und alltäglich frisches Volk zugeschikt worden, so daß sich endlich an die 8000 Mann in der Stadt befunden haben."

„Die meineidigen Schweizer hatten den Marschall, ihren Abgott, beredet, daß die Stadt, wenn er allein davorziehen und sie auffordern werde, sich ergeben müsse, weilen sie gegen den schweizerischen Böden hin gar nit vest sey. Darauf hat er sich verlassen und inner den ersten 8 Tagen mit seinem Geschütz wenig tendiert, sondern höfliche und ernstliche Schreiben in die Stadt abgehen lassen: man solle sich gütlich in des Königs von Schweden Devotion ergeben, ansonsten der äußerste Ruin zu erwarten stehe."

„Die Bürger und Soldaten aber beharrten bei ihrer ersten herzhaften Meinung und resolvierten sich, ein für allemal, mit Weib und Kind bei einander zu leben und zu sterben. Der Feind möge thun, was er wolle, man werde den möglichsten Widerstand leisten."

„Unterdessen aber, weilen der Bischof, verschiedene Dom- und andere Herren nit glaubten, daß die Stadt sich werde halten können, haben sie ein großes Schiff mit ihren besten Sachen beladen, welches der Feind aber entdekt, mit kleinen Fischernachen eingeholt und an's Land gebracht, wodurch er einen Schaz von etlichen Tonnen Goldwerthes bekommen."

„Nach diesem, als Bürger und Soldaten ihren Entschluß gezeigt, sich bis auf den lezten Mann zu halten, hat der Schwed' angefangen, seine Stück' zu plantieren und aus denselben mit Spielen und Feuerwerfen bei Tag und Nacht

solchen Ernst gezeigt, daß man sich billig entsetzen sollen, und er, neben Fällung von vier Türmen, in die Mauer gegen Kreuzlingen eine lange Bresche geschossen."

„Man hat aber den Schaden wieder verbauen und die vielfältigen Stürm' des Feindes, oft an verschiedenen Orten, ritterlich abgeschlagen, wobei der eingekommene Obristlieutenant von Mercy neben dem Commandanten von Wolfegg das Seinige wol gethan, indem er mit den Soldaten täglich und nächtlich auf dem Brühl zu Feld gelegen, sie auch neben den Bürgern niemalen von dem Posten gelassen."

„Darbei aber haben die Frauenzimmer, Weiber und Kinder das Ihrige auch getreulich prästieret, sintemalen selbige während und nach den Stürmen verschidentlich Speis' und Trank zur Erquikung der Bürger und Soldaten herzugetragen, daß daran nie einiger Mangel gewesen. Und Männiglich hat unvergolten hergegeben, was man Gutes in den Häusern gehabt."

„In summa — Alles ist liberal und unerschroken gewesen, als dann bei jedem ergangenen Sturm die ganze Priesterschaft auf dem Münsterhof' wol bewehrt beisammen in Ordnung gestanden, wie die ältesten Herren und Bürger auf dem oberen Markt', mit jedesmal gethanem Anerbieten, im Falle man Succurs vonnöthen habe, sich dazu brauchen zu lassen."

„Daher auch gedachter von Mercy, dem der Graf von Wolfegg das Commando mehrentheils übergeben, des Feindes zum öftern eingeschikte Trompeter und Trommelschläger, nachdem er sie öffentlich verhört, immer mit Nein und Nein abgefertiget."

„Als nun der Schwed' den herbei nahenden Marsch zweier kaiserlichen Armeen vernommen, wollte er an der Stadt sein leztes Heil versuchen, und ließ gegen die geschossene Bresche auf's wenigste zwölf Stund' nach einander stürmen. Er hat aber wegen dem man- und herz-

haften Widerstand' der Bürger und Soldaten nichts ausrichten können, sondern mit Verlurst von wenigstens 4000 Mann spöttlich wieder abziehen müssen."

„Und wie nun die Besazung in der Stadt den Abzug des Feindes verspürt, seind etliche hundert Mann hinausgefallen und haben ihm noch mehrern Abbruch gethan, im Rükweg aber sein Lager geplündert und abgebrannt."

Muß dem Deutschen bei Betrachtung solcher Beispiele von Mut und Ausdauer das Schiksal des Vaterlandes während des 30jährigen Krieges nicht doppelt schmerzlich fallen? Die Bürger in den meisten Städten, und das Landvolk fast überall, waren patriotisch gesinnt, mutvoll und entschlossen, und was sie leisten konnten, haben bei uns, wie eben Konstanz, auch Villingen und Ueberlingen gezeigt. Aber vergeblich lebte diese tüchtige Gesinnung in den reichstreuen Bevölkerungen — es mangelte Oben die redliche, Einheit und Zuversicht gebende Führung.

Fremdes Volk unter eifersüchtigen, treulosen, habgierigen Häuptern durchzog die deutschen Gaue, oft verderblicher für sie als selbst die wildesten Schaaren des Feindes. Der Krieg verlor sich in eine schrankenlose Freibeuterei — und das Empörendste geschah: der Soldat ermunterte Bürger und Landvolk zur Erhebung, zum Widerstande, und wenn dieselben, im Vertrauen auf ihn, sich zu einer patriotischen Wagniß erhoben, verließ er sie, und ihr Schiksal war die blutige Strafe der Empörer!

Im Jahre 1733 feierten die Konstanzer das 100jährige Gedächtniß ihrer schwedischen Belagerung. Es geschah auf's Glänzendste; denn je ärmer Jemand geworden, um so ruhmrediger spricht er von seinem früheren Reichtume. Das konstanzische Gemeinwesen, gleich jenem von Freiburg, war damals in seine traurigste Zeit gerathen.

„Seit der Reformation (sagt eine ältere Nachricht), wo Konstanz zu einer vorder-österreichischen Landstadt herab-

gedrükt worden, flohen Wolstand, Freiheit und Selbstgefühl aus der Stadt; Müßiggang und Unwissenheit wohnten in ihren Häusern, nahmen die öffentlichen Stellen ein, und wurden von manchen Gliedern der zahlreichen Geistlichkeit sorglich gehegt und gepflegt."

Da endlich, mit Josefs II Regierungs-Antritt, zeigte sich auch den Konstanzern ein Hoffnungsstern. Auf derselben Reise, da er Freiburg besucht, kam der Kaiser auch an den Bodensee — überall mit scharfem Blike die Zustände des österreichischen Gebietes erforschend und nach Mitteln und Wegen spähend, wie dieselben zu heben, zu verbessern seien.

„Am 27ten Juli 1777, sagt das Tagebuch von Petershausen, gegen Abend wurde Konstanz durch die Ankunft des Kaisers Josef beglükt. Er würdigte das Gasthaus „zum Adler" seiner Einkehr und zeigte sich den Bürgern und Fremden dort mehrmals am Fenster. Nach eingenommener Erfrischung begab er sich mit dem Grafen Coloredo nach dem Seehafen, wohin die neugierige Volksmenge ihm drängend nachfolgte."

„Die Freude dieses höchsten Besuches entsprach aber der Erwartung gar vieler nicht; denn der Kaiser ertheilte Niemanden eine Audienz als dem Bischofe von Roth, dem Fürsten von Hechingen und dem Komtur von Alshausen. Auch begab sich derselbe des nächsten Morgens schon, nachdem er bei den Kapuzinern eine Messe angehört und im Vorbeigehen das Spital besichtiget, nach Mersburg hinüber. Dies machte die Stadtherren sehr betreten und einige derselben bliften nicht ohne Furcht und Angstgefühl in die nächste Zukunft" [66]).

---

[66]) Haec agendi ratio imprimis Primores urbis non parum afflixit et eorum aliquos de futura sua sorte quodamodo anxios reddidit.

Konstanz hatte den übelsten Eindruk auf den Kaiser gemacht. Beim ersten Eintreten war ihm die Entvölkerung und Gewerblosigkeit der Stadt aufgefallen, und die Mißstimmung darüber ist wol der Grund seines frostigen Benehmens gewesen. Indessen verstrich beinahe ein Jahrzehent, bis für die konstanzische Wolfahrt dadurch Etwas geschehen konnte, daß er die Stadtverwaltung verbessern ließ, und einer Anzahl von Genfer Uhrenmachern und Kattundrukern das Niederlassungsrecht zu Konstanz mit beträchtlichen Freiheiten ertheilte.

Diese Manufacturen gediehen aber nicht, und die Stadt versank in neue Erlahmung, wie folgende Schilderung zeigt, welche 1790 ein reisender Franzose [67]) von der Königin des Bodensees machte. „Konstanz, ehedem eine der blühendsten Städte Europas, erscheint als Ruine. Gras wächst in den öden Straßen; einsame Stille herrscht in den geschlossenen Läden, in den leeren Häusern; nur adelstolze Domherren spiegeln üppig ihren Wolstand im Schoße der Verarmung, wo alte Matronen und halbnakte Kinder scharenweise nach den Kirchen ziehen, um sich die Abfälle der geistlichen Tafeln durch eine gedankenlose, tagswerkmäßige Andacht zu erbetteln.“

Stein.

Nach etlichen Regentagen hatte sich der Himmel wieder erheitert und ich beeilte mich, meine Heimreise anzutreten. Es wurde, obwol ich wegen eines weiteren Geschäftes zunächst nach Hilzingen mußte, doch bis Stein die Wasserstraße gewählt. Sie vergütete mir auch reichlich den kleinen

[67]) Robert, Reise durch Helvet. I, 190. Vergl. auch Wegelin, Beschreib. des schwäb. Kreises, S. 472.

Umweg; denn keine angenehmere, schönere, unterhaltendere Fahrt kann es geben, als auf dem Dampfschiffe durch den Untersee und den Rhein hinab.

In ruhig stolzer Haltung steuerte unser Dämpfer aus dem Hafen, neigte bedächtig seinen Schlot und fuhr dann blizesschnell unter der Rheinbrüke hindurch. Es erschienen die flachen Ufer der „Schnekenburg", des „Paradieses", die Türme von Gottlieben, das Horn von Ermatingen und die rebenbewachsene liebliche Reichenau. Dann erhoben sich links die malerischen Höhen des Wolfberges, der Sandeck, des Salensteins [68]), Arenen- und Eugensberges [68]), mit ihren Schlössern und Burgtrümmern; endlich der lange Rücken des Schmalhardes hinter Berlingen, wo sich das rechte Ufer in einem mächtigen Horne wieder dem linken nähert.

Und nachdem wir Stekborn vorbeigefahren, zeigten sich rechts auch immer näher die Vorhügel des Schinerberges und zulezt erschien ein langer, schmaler, waldbewachsener Bergrüken mit Burgtrümmern an seiner Spize. Es war

---

[68]) Sandeck und Salenstein waren uralte reichenauische Burgen; während erstere aber im unmittelbaren Besize des Stiftes verblieb und von den Aebten öfters bewohnt wurde (wie 1274, 1279 und 1294), kam leztere als ein Beneficium oder Lehen an Dienstmänner, welche das abteiliche Schenkenamt verwalteten und daher als pincernae de Salunstein in den Urkunden (noch bis 1298) erscheinen. Vergl. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins III, 245, 249, 459, 481, auch I, 77. Mit der Abtei Reichenau giengen beide Schlösser an das Bistum Konstanz über und wurden später eine Beute der Eidgenossen.

[69]) Der Lustsiz Eugensberg ist nach seinem Erbauer, dem ehemaligen Vicekönige von Italien, so benannt; das Schloß Arenaberg hatte die ehemal. Königin von Holland an sich gekauft, und hier bevorab war es, wo dies stolze Weib ihrem Sohne denjenigen Geist einpflanzte, der ihm den Mut und das Glük verlieh, den Thron seines Oheims wieder zu erringen.

der Träger von Hohen-Klingen, dessen kühne Gestalt vor Allem die Blike fesselt, bis das „lustig und wolerbaute Städtlein Stein" dieselben auf sich zieht.

Stein bildet mit seiner Brüke gleichsam den Schluß des Untersees, in einer trefflichen Lage am Fuße des Klingenberges, zwischen Weingärten und Kornfeldern. Dieser Lage verdankt es seinen bedeutenden Kornmarkt und seine blühende Gewerblichkeit; sein erstes Emporkommen aber war vorzüglich durch das Gotteshaus St. Georgen gefördert worden, welches man im Beginne des 11ten Jahrhunderts vom Berge Hohentwiel, wegen der Beschwerlichkeit dieser Lage, dahin verlegt hatte [70].

Auf der hohen Veste hinter Stein aber hausten die Herren der Stadt und Schuzvögte des Stiftes — ein Zweig der alten Dynasten von Klingen, des verbreitetsten Adels am oberen Rheinstrom [71]. Manches Löbliche, auch viel Schlimmes ist von ihnen bekannt, und jener Mord von 1392 war nicht das einzige Blutmal [72], welches ihren altadeligen Namen beflekte. Die Steiner mochten oft genug die Geißel dieser Herren und ihrer noch wilderen Nachfolger von Klingenberg [73] empfunden haben, um sich Glük zu wünschen, als es ihnen 1457 gelang, sich von denselben loszukaufen. Aber der unruhige, bürgerhassende Adel des Hegaues gönnte der neuen „Reichsstadt" ihre Ehre und Freiheit nicht, sondern nöthigte sie durch „vielfache Anläufe", sich 1487 in den Schuz von Zürich zu ergeben. So wuchs die Schweiz „durch der Herren Gewalt und Geiz."

---

[70]) Sein Diplom hierüber ist bei Neug. cod. Alem. II, 20.

[71]) Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins I, 455.

[72]) Walter von Hohenklingen erschlug damals mit seinen Helfern den konstanzischen Dompropst Stuki.

[73]) Wahrscheinlich auch Abkömmlinge derselben. Sie saßen vornehmlich auf Hohentwiel und hatten mit der Nachbarschaft, ob es Adelige, Klöster oder Städte waren, ewige Händel und Fehden.

Das kleine Stift St. Georgen fristete sich in stiller Ruhe ein bescheidenes Dasein, bis die Kirchentrennung, wie so vielen anderen Gotteshäusern, auch ihm den Untergang brachte. Der damalige Abt David von Winkelheim war kein Freund der neuen Lehre; gleichwohl wurde er beredet, die Klosterkirche der zwinglischen Bürgerschaft einzuräumen und das Gotteshaus, gegen die Versicherung von Leibgedingen für sich und seine Mönche, an die Züricher zu übergeben, worauf die meisten Klosterbrüder ihrer Zelle ein freudiges Vale sagten.

Der Abt aber bereute bald seinen Schritt, und als die Züricher es merkten, ließen sie ihn im Kloster bewachen. Er jedoch pakte die Barschaft, Kleinode, Urkunden und Briefe heimlich zusammen, brachte sie an Strikleitern, unter'm Schleier der Nacht, in ein bereitliegendes Schiff und entfloh nach Radolfszell „hinter die Herrschaft von Oesterreich." Hier widerrief er die Uebergabe und vermachte leztwilliglich die diesseitigen Klostergefälle dem Könige Ferdinand — das „leere Nest" mit den übrigen aber den Eidgenossen.

Nach seinem Hinscheiden erwählten die wenigen Konventherren 1526 in Johann Nüsperle, und nach diesem 1555 in Martin Geiger einen neuen Abt, welcher mit ihnen zu Bühl am Schinerberge zu hausen begann. Während er aber sich die Schuld zuzog, das früher gerettete Klosterarchiv in die Hände der Züricher gelangen zu lassen, führten seine Genossen ein „lokeres, weltlichen Wollüsten und lasterhaften Reizungen" ergebenes Leben, woran die ganze Nachbarschaft ein Aergerniß nahm.

Es erfolgte daher eine strenge Visitation des „fast zu Grund' gerichteten Gotteshauses" und eine Untersuchung des Abtes, worauf derselbe „seines weit beschreiten, unehrbaren Wesens und etlich hochsträflicher Handlungen wegen nicht allein der Prälatur, sondern auch der Ausübung des priesterlichen Amtes enthoben worden." Das Kloster St.

Georgen zu Stein vereinigte man hierauf mit dem Reichsstifte Petershausen, welches dadurch einen schönen Zuwachs von Gefällen, nebst den Pfarreien zu Hilzingen, Schweningen und Ramsheim gewann [74].

So endigte ein Klösterlein des benedictinischen Ordens, welches auf der Veste Twiel durch Herzog Burghard II und seine Gemahlin Hadewig, da sie keine Kinder gehabt, mit einem Theile ihres Erbes 970 gestiftet, von König Heinrich dem „Heiligen" aber, dessen Hand sich dieses Erbes bemächtigte, sehr geringert [75]) und nach Stein verlegt, 1005 jedoch mit Allem wieder, was er ihm entzogen, seinem Schoßkinde, dem neuen Bistume Bamberg, einverleibt worden [76]).

Hilzingen.

Wir hatten bei Stein gelandet und der größte Theil der Reisenden war einem benachbarten Wirtshause zugesprungen, wo vortreffliches Bier ausgeschenkt wurde. Man erquikte sich in rühriger Eile und kehrte wieder nach dem Schiffe zurück. Wie gerne hätte ich die Fahrt bis Schafhausen noch mitgemacht! Aber ich mußte mich in Geduld bequemen, auf einem holperigen Einspänner nach meinem nächsten Bestimmungsorte gehaudert zu werden.

---

[74]) Auszug aus den Schriften des Klosters zu Stein am Rhein, vom Stadtschreiber Schnerlin. Die Gründung auf Twiel erzählt ein Jugendaufsatz von mir im schweiz. Geschichtsforscher.

[75]) Multa eidem subtraxit et tantum, quae paucis fratribus sufficerent, reliquit, sagt die Petershaus. Chronik bei Mone, bad. Quellensamml. I, 128.

[76]) Daher die Aebte zu Petershausen immer von den Bischöfen damit belehnt worden sind. Die Belehnungsacten, und die Gesch. des Stifts Petersh. von Pfarrer Natterer.

Der Weg dahin war indessen nicht unangenehm. Er führte durch das heitere Biberthal, durch das alte, wolgelegene Dorf Ramsheim [77]) nach Gotmadingen und rechts am Heilsberge hin, welchem Hilzingen gerade gegenüber ligt, in einem multenförmigen fruchtbaren Gelände zwischen den Bergrisen von Hohentwiel und Hohenstoffeln.

Hilzingen ist ein beträchtlicher, freundlich gelegener Marktfleken, welcher mit dem Weiler Dietlishofen und den Höfen Niedern und Kazenthal eine Gemeinde von etwa 1200 Seelen ausmacht. Es befindet sich daselbst ein herrschaftliches Schloß (vormals die Wohnung des petershausischen Statthalters), welches theils für einen zeitweisen Aufenthalt der durchlauchtigsten Standesherren eingerichtet ist, theils zur Wohnung und Kanzlei des daselbst angestellten Rentbeamten dient.

Ehedem bildete Hilzingen mit der benachbarten Burg Staufen die kleine Herrschaft dieses Namens, welche ein altes österreichisches Lehen in Handen der Familien von Zimmern, von Klingenberg und von Randeck war. Als diese leztere 1520 erlosch, belehnte Oesterreich den Hans von Schellenberg mit dem randeckischen Drittel, worauf derselbe 1528 auch das klingenbergische erwarb [78]).

Die Schellenberge starben aber schon 1609 mit Junker Johann aus, von dessen Feder uns noch eine geschichtliche Aufzeichnung über seine väterlichen und mütterlichen Vorfahren erhalten wurde, welche ich hier mittheile. Er schrieb dieselbe 1597, wo ihm auf einen männlichen Leibeserben alle Hoffnung entschwunden war und der Rükblik nach

---

[77]) Zu Ramsheim (gewöhnlich „Ramsen") war eine Gerichtsstätte des Hegaues und ein Siz der alten Grafen, welche wol später die Veste Ramsberg erbaut haben. Vergl. Zeitschr. für Gesch. des Oberrheins I, 71.

[78]) Lehenakten über Staufen und Hilzingen von 1523 bis 1610.

dem Glanze seines nun erlöschenden Geschlechts ein wehmütiger Trost sein mochte. Die Aufzeichnung [79]) lautet:

„Anno 1499 ist die Vestin Hailsberg, da etwan die Alten von Randegg ingesessen, von den Eidgenossen genommen und auf den Boden verbrennt und zerstört worden. Eben um selbige Zeit ist die Vestin Randegg gleichfalls von ihnen genommen und sammt dem Dorf' in die Aeschen gelegt worden, also daß davon nur allein noch drei Häuser stehen geblieben."

„Es ist auch Herr Burkhart von Randegg, Ritter, in der Schlacht am Schwaderloch bei Constanz, und ebenmäßig sein Bruder, Herr Caspar, von den Eidgenossen bei dem Dorf' Ramsen umkommen. Sie haben also, indem sie in österreichischen Diensten gewest, an Leib und Gut zugesezt, auch sich von dem Schaden, so sie im Schweizerkrieg' empfangen, nie mehr erholt, dann ihnen auch Hailsberg, das Schloß, und Staufen, die Vestin, zusammt dem Dorfe Rietheim geplündert und verbrennt worden, worauf ihre Nachkommen gedachte Häuser mit großen Unkosten wieder haben erbauen müssen."

„Hernach in dem Bauernkrieg' ist die Vestin Staufen durch die Aufrührerischen abermalen verbrennt worden, welche hierauf Hans von Schellenberg mit großen Unkosten zum Theil wieder erneuert und Gebhart, sein Sohn, zum andern Theil verbessert und erweitert hat."

„Was dann die von Schellenberg bei dem Haus Oesterreich gethan, findet man in den alten Chronicis noch wol verzeichnet. Bei Herzog Leupold seind zu Sempach bliben Heinrich und Hans von Schellenberg, und wie getreulich sodann Herr Konrat von Schellenberg und Herr Hans, sein Sohn, dem Kaiser Maximilian gedienet, ist offen-

---

[79]) „Bericht, was sich mit den Heusern Hailsperg vnd Stouffen in Kriegsleufen vnd sonst zugetragen."

bar, da sie beide von ihm etlichmalen, insonderheit Herr Hans dreimal zum Ritter geschlagen worden."

„So hat sich Herr Ulrich von Schellenberg, Ritter und der Rechten Doctor, höchst ermeldten Kaisers Rat und Oberster zu Roß und zu Fuß, dergestalt ritterlich gehalten, daß er in der Schlacht bei Vicents wieder die Venetianer 32 Wunden erhalten. Herr Gebhart von Schellenberg aber hat dem Kaiser Karl im schmalkaldischen Krieg' als Avanturiero auf seine eigenen Unkosten gedient und selbigen Zügen bis zu End' abwarten helfen."

Die Hilzinger, im Herzen des fruchtbaren Hegaues gelegen und von altersher eine bedeutende Gemeinde [80]) mit starkem Getreid-, Wein- [81]) und Obstbau, waren auch immer ein lebhaftes, aufgewecktes, rüstiges Völklein, welches sich nicht gerne etwas gefallen ließ und gar leicht in ein übermütiges Wesen ausschlug. Dieser Geist machte sie auch zu besonders thätigen Theilnehmern des Bauernkriegs.

Am Sonntag nach Michälis 1524, als man zu Hilzingen die Kirchweihe hielt, kamen die Hegauer Bauern dort zusammen und verschworen sich, mit den stülingischen gemeinschaftliche Sache zu machen. Und kaum war die Winterstrenge vorüber, so lagen schon 1000 Mann im Dorfe „wol gerüstet, verhagt und verschränkt bei einander, welche den benachbarten Orten, so bisher nit gefallen, ihnen beiständig zu sein entboten, oder sie wöllen's überziehen und gebürlich strafen" [82]).

Als nun Herzog Ulrich von Wirtenberg gen Twiel kam

---

[80]) In dem Urbar über die schellenbergischen zwei Drittel von Hilzingen sind gegen 70 Bürger aufgeführt, worunter die Hertenstein, Homburger, Baumann, Busenhard und Onimus am zahlreichsten vorkommen.

[81]) Nach genanntem Urbar muß der Hilzinger Weinbau damals weit beträchtlicher gewesen sein, als er gegenwärtig ist.

[82]) Missivenbuch des OAmts Nellenb. I, 95.

und sich der bäuerischen Sache geneigt erwies, pochten die Hilzinger gar sehr darauf und waren voll kühner Hoffnungen. Wie bereitwillig halfen sie ihm, das schwere Geschüz von der Veste führen, als er mit seinen 8000 Mann auszog — in den heiligen Krieg! Aber das Glük ist treulos; nach kurzer Zeit mußte sich der Herzog durch einen Sprung über die Klostermauer zu Rotenmünster vor dem Schwerte seiner eigenen Söldlinge retten und kam als ein armer, verlassener Flüchtling nach Twiel zurük.

Dies war der Wendepunkt des Bauernkrieges. Der Truchsäß fiel sofort mit seiner ganzen Macht auf die ungeordneten, einheitlosen Haufen — und noch zählten die Hilzinger keine zehen Monde seit ihrer lezten lustigen Kirchweih', als sie in dumpfer Zertretenheit, wie nach dem Fiebertraume eines Rausches, das Elend beweinten, was über ihre Häupter gekommen [83].

Der eingeborne Charakter einer Bevölkerung aber, wie der einer Familie oder eines Menschen, hat ein zähes Leben, und wenn das Schlimme daran ausgemerzt werden soll, so gelingt dieses am wenigsten durch gewaltsame Unterdrükung. Eine strenge Ueberwachung und vernünftige Behandlung allein sind hiezu die rechten Mittel, das hat die Geschichte im Kleinen und Großen überall gelehrt.

Kaum war nach jener blutigen Demütigung ein Geschlechtalter verflossen, als in den Hilzingern der alte Geist schon wieder erwachte. Denn die Ortsjunker erwiesen sich keineswegs so väterlich gegen den „armen Mann“, daß sie ihm nicht mancherlei Ursache zu bitterer Klage gegeben; und wenn sie die Sache alsdann hinter die hegauische Ritterschaft gestekt, um ihre Anmaßungen als ein gemeinsames Adelsinteresse desto eher zu behaupten, so träufelten sie damit nur noch Gift in das aufgeregte Blut der Unterthanen.

---

[83] Villing. Chronik, in der bad. Quellensamml. II, 101 flg. Walchner Gesch. von RZell, S. 92 flg.

So handelte sich's im Jahre 1576 um das Eckerich im Weitenaker. Die Hilzinger sprachen es an, auf ihre Dorföffnung gestüzt; die Junker verwarfen dieselbe als einseitig erneuert, und verweigerten das Eckerich. Jene wollten nun zur Berathung der Sache eine Gemeinde halten; die Junker gestatteten es nicht. Da versammelten die Gemeindsleute sich heimlich und schiften Etliche aus ihnen nach Stockach an's Oberamt, brachten ihre Klage an und erhielten den Wink, sich zunächst in possessionem zu setzen.

Die Hilzinger frohlokten, triben ihre Schweine aus und begleiteten die Heerde 50 Mann stark. „Wie", sagte Herr Gebhard von Schellenberg, als er den Streich erfuhr, zu seinem Sohn' und seinem Obervogte, „wie, solch' frevlerischen Truz bietet mir das Volk? Gehet hin, fesselt die Rätelsführer und verjagt die andern."

Da eilte Junker Hans mit dem Vogte und einer Anzahl von Dienern zu Pferd' und zu Fuße hinaus in das strittige Holz und forderte die Bauern auf, vom Orte zu weichen. Sie wichen nicht, sondern stellten sich zusammen und boten dem Junker das Recht an. Dieser jedoch, zornentbrannt, ritt heftig auf die „Empörer" zu und wollte den Anführer ergreifen; aber etliche geschwungene Wurfbeile flößten ihm Achtung ein, und das Ende war — er zog „ungeschaffter Sachen" wieder davon [84]).

Die Folge dieses Vorganges war, daß der Herr von Schellenberg nun etliche Hakenschüzen auf das Schloß nahm, die zwei Rädelsführer aufgreifen ließ und sie zur Strafe „ihres Ungehorsams, Frevels, Truzes und Hochmutes" 14 Tage in gefänglicher Haft behielt [85]).

---

[84]) Nach der Schilderung seines Vaters in einer Eingabe an die stockachisch. Amtleute, vom 8ten Oktober 1576.

[85]) Akten-Fragmente über diesen Handel von 1576 und 1577, mehrfach interessant über den Hegauer Adel.

Nach dem Heimfalle der schellenbergischen zwei Drittel der Herrschaft Staufen belehnte Oesterreich den kaiserlichen Rat, Reichspfenning- und obersten Proviantmeister Zacharias Geizkofler [86]) damit, in Anbetracht „seiner dem Erzherzog Max bei den ungarischen Feldzügen so ehrbar, aufrecht, redlich, unverdrossen und tapfer, zu höchstem Nuzen der ganzen Expedition geleisteten Dienste" [87]).

Unlang vor dem schellenbergischen war auch das Geschlecht von Zimmern erloschen und dadurch, in Folge eines Kaufvertrages zwischen Graf Wilhelm und seinen Schwestersöhnen von Helfenstein, dessen staufisches Lehendrittel an diese Herren übergegangen [88]). Dasselbe stund an Wert den beiden anderen weit nach und enthielt auf dem Schlosse selber nur noch ein „offenes Gärtlein."

Aber der bebaute Schloßtheil, welchen sich die Schellenberge so wohnlich eingerichtet — auch er starrte nach 100 Jahren als eine ausgebrannte Ruine auf seine Umgebung herab. Wie hätte auch dieser feste Ort einer Gegend, wo sich der 30jährige Krieg wie in einen Lieblingssiz eingenistet, nicht als Opfer desselben fallen müssen!

Der Nachkomme und Lehenserbe des Reichspfenningmeisters, Baron Ferdinand von Geizkofler, hatte zwar als wirtenbergischer Rat und Kämmerer, von der herzoglichen Administration eine Spezial-Salvaquardia „wider alle

---

[86]) Die Geitzkofler von und zu Geilenbach und Haunsheim waren eine adelige Familie in Schwaben, welche schon 1170 vorkommen soll.

[87]) Exspectanzbriefe Erzherzog Maximilians, gegeb. Wien den 21ten Jänner 1598, und Kaiser Rudolfs, gegeb. Prag, den 17ten März 1599.

[88]) Graf Wilhelm von Zimmern hatte 1583 mit Verwilligung des Erzherzogs Ferdinand sein staufisches Drittel seinen Neffen Schweighart und Froben von Helfenstein verkauft, worauf lezterer 1610 damit belehnt wurde.

Einquartierungen, Abnahmen, Ranzionen, Pressuren und Exactionen" erhalten [89]); aber gerade die Wirtenberger hausten am Schlimmsten in der Gegend, nachdem 1632 „der Schwarzwald, die Landgrafschaft Nellenburg und das Hegau bis an die Schlösser Hohenstoffeln in wirtenbergische Devotion und Contribution gesezt worden" [90]).

Schon durch die kaiserlichen Völker war der Ort Hilzingen „nit allein fast alliglich ausgesogen, sondern auch in solche Schuldenlast versenkt worden, daß die dortigen Unterthanen zur Hinausbringung ihrer armen, entblösten Haushaltungen nichts in der Hand behalten und kaum das liebe Brot sich verschaffen konnten" [91]). Und nun schikte der wirtenbergische Kommandant von Radolfszell fast täglich seine Ordonanzen mit unerschwinglichen Forderungen, während die Besazung auf Twiel öfters herabfiel und den armen Bauern ihr leztes Vieh und Heu hinwegnahm.

Der geizkofler'sche Obervogt zu Staufen geriet schon hierüber beinahe in Verzweiflung; aber es kam noch schlimmer. „Durch dies Volk", schrieb er im Spätjahre 1633, nachdem die Schweden an den Bodensee gerükt, seinem Herrn nach Ulm, „durch dies Volk geschieht uns so großer Schaden, daß ich besorge, wir werden noch alle Hungers

---

[89]) Salvaguardia des Administrators Julius Friderich, Herzogs zu Wirtenberg, geb. Stuttgart, den 24ten Jänner 1632.

[90]) Bericht des staufischen Obervogts J. G. Sprenger, vom 18ten Dezember 1632.

[91]) Supplication der Hilzinger an ihren Lehenherren, von 1629. In einem Berichte vom Sommer 1632 sagt Sprenger: „Der General-Commissarius Ossa hat nit allein mir, sondern Allen, so zu Zell noch Früchten ligen gehabt, die Böden öffnen und von jedem Haufen 15 Malter abfassen lassen. Daher trag' ich Sorg', man werde es so lang treiben, bis nichts mehr vorhanden. Obgleich mir das Haar dabei ausgeht, so muß ich's gleichwol dem lieben Gott überlassen 2c."

sterben oder davon laufen müssen. Das Vieh wird hinweggetrieben und geschlachtet, der Bauer zum Dreschen seiner eingeheimsten Früchte genötigt und das Ausgedroschene von den Reitern sogleich alles rein abgefaßt. Die Hilzinger haben seit einem halben Jahr über 150 Pferde vorloren, und die noch übrigen sind am Verhungern; es kann daher das Akerfeld nit mehr angebaut und besamet werden."

Und im Jänner 1634 schrieb derselbe: „Die Hilzinger vermögen nichts mehr zu leisten, da allbereit der dritte Mann nit mehr die Notdurft des Brotes zu genießen und kein ander Mittel hat, sich und die Seinigen vor Hungerssterben zu erretten, als das Heu und Stroh, so wegen abgangenem Vieh und entfremdeten Rossen hat können erspart werden, in den schweizerischen Städten um ein Spottgeld zu verkaufen und Brot dafür zu erhandeln."

Zu diesem drükenden Mangel traten sodann die Plagen steter Einlagerungen, wobei sich wieder das wirtenbergische Volk „über die Maßen übel, sonderlich mit den Weibsbildern gehalten." Und war auch kein Feind in der Gegend, so blieb doch die twielische Contribution eine schwere Last [92]), welche nur durch eine noch schwerere — durch die Belagerungen der Veste, gehoben ward!

Im Jahre 1638 hatte Widerhold die Burg Staufen mit andern benachbarten Schlössern demoliren lassen, und

---

[92]) „Ohne mein ferner Erinnern hatte ich mich gegen Vögt' und Gemeind' zu Hilzingen versehen, sie würden ihre versprochenen Schuldikheiten geleistet haben; es will aber gantz das Ansehen bey ihnen gewinnen, ob wollen sie sich dießer geringen Contribution enthalfteren (man erkennt den ehemaligen solms'schen Reiter). Deme aber vorzubeugen, will ich sie zu Erhaltung gueter Nachparschaft nochmahlen erinnret haben, sie wollen halten, was sie versprochen und dißer Tag' noch ein Paar Wegen mit Heuw herauff schaffen. Hohentwiel den 14ten October 1634. Conradt Widerholt."

im Herbste 1641, bei der neunekischen Blokade von Hohentwiel, „seind zu Hilzingen mehrentheils alle Häuser und Scheuern abgebrochen und die Balken in den Lagern verbrannt worden, nachdem schon die Twielischen zuvor etliche Gebäue niedergerissen."

Hiedurch hörten die hilzingischen Kriegslieferungen von selber auf, und es lautet wie der bitterste Spott, wenn Widerhold im November 1649 an den Geizkofler schreiben ließ, „die Hilzinger hätten nun allbereit in das eilfte Jahr nit einen Heller nach Twiel contribuirt, im Gegentheil, sie seien diese Zeit möglichst conservirt worden, könnten also wol — wenigstens einen Mann seiner Garnison erhalten" [93]).

Geizkofler verlor damals das staufen'sche Lehen oder gab es freiwillig auf; denn Oesterreich sezte dasselbe im Jahre 1650 zur Verpfändung aus. Die kleine, tief herab gekommene Herrschaft war aber so hoch angeschlagen (zu 60,000 Gulden), daß „im Reich und auch in der Schweiz von Katholischen sich Niemand befunden, der dieselbe um diesen Pfandschilling zu übernehmen verlangt; daher man sie einem kalvinischen Schweizer überlassen müssen."

Dieses war der schafhausische Reichsvogt Alexander Ziegler, welcher bei den damaligen Geldverhältnissen des Erzhauses hoffen mochte, das Pfandgut wohl noch in ein Eigenthum zu verwandeln. Wenigstens benahm er sich ganz darnach. Er erbaute sich ein schönes Haus zu Hilzingen, behandelte die Leute wie seine alleinigen Unterthanen, strich in den schriftlichen Betitelungen von dem Worte „Pfandinhaber" das Pfand hinweg, und ließ im Gerichtswesen und in der Gemeindeverwaltung überall seine

---

[93]) Acta, die während des vorgewesten schwedischen Kriegs erlittenen Trangsalen zu Staufen und Hilzingen betr. von 1629 bis 1649.

Eigenmacht und Willkür walten. „Das Dorf, sagte sein Weib, gehört nit mehr Oesterreich, sondern gen Schafhausen; mein Junker hat's kauft und zahlt. Warum ist so lüderlich gehaust worden, daß man's hat verkaufen müssen!"

Handelte Ziegler aber schon hiedurch gegen seine Absicht, so geschah es noch viel unbesonnener durch seine Verachtung der katholischen Kirchengebräuche. Denn er ließ an Feiertagen öfters Leute zitieren, Werktagsarbeiten verrichten und das Volk am Gottesdienste verhindern. Er aß an Freitagen im öffentlichen Wirtshause mehrmals Fleisch und spöttelte über das papistische Wesen; zog protestantische Schweizer in's Dorf und warb unter den katholischen Einwohner einen Anhang, der sich zum Abfall neigte [95]).

Diese Aufführung ärgerte alle guten Katholiken der Umgegend, am meisten aber die Herren zu Petershausen, welchen die hilzingische Pfarrei angehörte. Schon sahen sie „Hilzingen, gleich den benachbarten Fleken Ramsen und Taingen, in den verdammlichen Calvinismum verfallen", und erhoben darüber so lange ihre Klagen, bis das österreichische Gubernium die „zieglerischen Exzesse" durch eine Commission untersuchen ließ.

Die Folge dieser Untersuchung, welche sich über mehr als 90 Klagpunkte ausgedehnt, war eine Strafbestimmung von 10,000 Gulden und die Aufkündung der Pfandschaft. Ziegler hätte noch 12 Jahre gehabt, um aber einem weitläufigen Rechtsstreite zu entgehen, willigte er in die Abtretung des Lehens — gegen eine sichere Rückvergütung von 50,000 Gulden [96]).

---

[94]) „Wahrer Begriff der hilzingischen Pfandverleihung", o. J.

[95]) „Einfältige Verzeichnuß H. Alexander Zieglers ꝛc. ärgerlicher Excessen, verächtlicher Handlungen und unziemlicher Proceduren wider die Kirche, die Obrigkeit und liebe Justitiam."

[96]) Vertrag über die Wiederabtretung der Herrschaft Staufen an Oesterreich, vom lezten October 1658.

Sofort wurde die Herrschaft Staufen neuerdings der Verpfändung ausgesezt; aber wie früher, so wollte sich auch diesmal kein Uebernehmer finden, bis endlich 1659 das Reichsstift Petershausen sich bereden ließ, „zur Rettung des in höchster Gefahr stehenden Seelenheils seiner untergebenen Pfarrkinder — intuitu periclitantis religionis et respectu erga domum Austriacam, sich selber tiefest in's Herz zu greifen" und die Pfandschaft zunächst auf 25 Jahre für 60,000 Gulden zu übernehmen [97]).

Dieser hohe Pfandschilling aber stieß den Petershauser Herren gar zu bitterlich auf. Sie versuchten es widerholt, eine Vergütung für das leider übernommene Zuviel zu erlangen, und die mönchische Zähigkeit erreichte auch hier das Ziel. Im Jahre 1722 verlieh Kaiser Karl VI ihrem Stifte „zu dessen völliger Indemnisation und Vergnügung" die Herrschaft Staufen, unter alleinigem Vorbehalte der landesherrlichen Rechte, zu einem „ordentlichen österreichischen Mannslehen" [98]).

Und so nun gelangte Hilzingen nach 80 Jahren mit den übrigen petershausischen Stiftsgebieten, in Folge des Luneviller Friedenschlusses, als Entschädigung an die Prinzen des badischen Hauses, und bildet jezt, als ein besonderes Rentamt, einen Bestandtheil des großherzoglich-markgräflichen Fideicommisses am Bodensee.

Nach Beendigung des mir zu Hilzingen obgelegenen Geschäftes schikte ich mein Gepäke auf die Post, um mit einem leichten Reisetäschlein den Weg bis Schafhausen zu Fuße

---

[97]) „Species Facti geschehener Einwexlung der Herrschaft Staufen gegen des Stifts Petershausen Lehengüter und Gülten" ꝛc.

[98]) Lehenbrief K. Karls VI, gegeb. Innsbruck, den 22ten Dezember 1722. Es wird hier nicht mehr von nur 2 Dritteln gesprochen, da das helfensteinische Drittel durch das Erlöschen der Grafen v. H. 1627 an Oesterreich heimgefallen.

zu machen und allernächst den stolzen Schloßtrümmern von Hohen-Twiel einen Besuch abzustatten. Bevor wir aber von den Hilzingern völlig scheiden, noch eine kleine possierliche Geschichte derselben, welche sie indessen ihr ganzes Dorf hätte kosten können.

Am 19ten September 1796, während des Rükzuges der französischen Armee von Bregenz über Engen und Randeck, fuhren zwei Chaisen mit siben Franzosen beim Kronenwirte zu Hilzingen an und verlangten mit befangener Eilfertigkeit noch einen Vorspann bis Schafhausen. Dies erregte Verdacht; es sammelten sich Leute, der Haufen ward immer größer, umdrängte mit lüsterner Neugier die Wagen, und als ein Bürger „allons, abgepakt" schrie, war's das Losungswort zur Plünderung derselben.

Man fand neben reichen Effekten eine Summe von etwa 10,000 Gulden, welche vorderhand verwahrt, in etlichen Tagen jedoch, nachdem die Siben gen Schafhausen entlassen waren, unter die Bürgerschaft vertheilt wurde. Viele aber fanden ihren Antheil zu gering, und Mehrere — erschrekt durch die Drohungen der „Beraubten" [99]), hinterlegten den ihrigen bei der Obrigkeit, während diejenigen, welche noch gar nichts empfangen, die Andern nächtlicher Weile überfielen, um gewaltsam mit ihnen zu theilen.

Der Durst nach dem erbeuteten Geld' hatte ganz Hilzingen in eine rasende Verwirrung gestürzt und auch die benachbarten Orte ergriffen; denn sowol Riedheim,

---

[99]) Eines der Drohschreiben, welche von den 7 Franzosen zu Schafhausen nach H'n geschikt worden, begann: Les Français sauvéz des mains de scelerats a la commune d'Ilsing. Barbares, avant quatre jours votre village sera mis à feu et à sang, si vous ne renvoyez pas aux magistrat de Schaffusen, sous la protection de qui nous sommes, les deux voitures dans l'etat, que vous vous en ètes emparés etc.

Ebringen und Bietingen, als selbst Binningen und Schlatt, begehrten einen Antheil, da sie den Hilzingern zu Hilfe geeilt seien, als dieselben am Beutetag' — Sturm geläutet!

Natürlich mußte sich endlich die Obrigkeit der Sache bemächtigen. Nachdem die ordentliche Vertheilung des Geldes von Erzherzog Karl genehmiget worden [100]), erschien eine Kommission — und was dieselbe noch überig ließ, wurde an sämmtliche Einwohner von Hilzingen vertheilt, in Sümmlein von 5 bis 50 Gulden [101]), worüber dann ein Jeglicher wieder ganz nüchtern geworden.

Mit den Trümmern von Hohentwiel war ich schon durch einen früheren Besuch bekannt; aber ihr Eindruk auf Aug' und Seele ergriff mich neuerdings mit mächtiger Ueberraschung, und das Panorama der Aussicht, welches man auf ihren Zinnen gewinnt, löste mir alle Gefühle in den Genuß der großartigsten Anschauung auf.

Welch' eine Landschaft — gegen Nordwest die stolze Reihe der hegauischen Bergkegel mit ihren Trümmerkronen; gegen Südwest das liebliche Thal von Hilzingen, die steile Höhe des Randen und der weitgedehnte Rüken des Schwarzwaldes; gegen Osten der Untersee mit der herrlichen Reichenau, dann die Türme von Konstanz, endlich im Süden die grünen Thurgauer Berge und dahinter die Risenkette der schneebedekten Schweizer-Alpen!

---

100) Er hatte aus dem Hauptquartier Offenburg unterm 8ten Kristmonat 1796 an den Präsid. von Summerau zu Freib. erlassen: „Wen die Sache sich so verhält, wie sie angeben, so ist es allerdings meine Absicht, daß das erbeutete Geld den wakern Landleuten überlassen werde, welche solches erbeutet haben."

101) Akten über diesen Vorfall von 1796 bis 1798.

Die Veste Twiel hat reiche, vielfach merkwürdige Schiksale erfahren; denn fast jede hauptsächliche Erscheinung der deutschen Geschichte während eines Zeitraumes von beinahe 1000 Jahren ist durch bedeutsame Persönlichkeiten und Ereignisse vertreten, deren Erinnerung sich an die stolze Veste knüpft [102]. Wir betrachten dieselben später noch und verweilen für jezt nur bei einem Namen etliche Augenblicke.

„Der berühmte Cavallier", welchem wir bisher so oft begegnet, der 16 Jahre auf Twiel gehaust und die Veste während der blutigsten Wirren des Schwedenkrieges gegen fünf Belagerungen verteidigt — er erlebte freilich den Triumph, dieselbe als „unbeflekte Jungfrau" in die Hand seines Dienstherrn zurük geben zu können; aber wie viel Tropfen herben Schweißes, bitterer Thränen und unschuldigen Blutes klebten an diesem Triumphe [103]!

Wenn man den Kommandanten Widerhold zu einem Helden macht, welcher durch Tugend, Tapferkeit und Vaterlandsliebe einen „erhabenen Siz im Tempel der Verdienste und Ehre" erworben [104], so wird derselbe allzuhoch gehoben. Ein tapferer Degen war er, ein kühner Freibeuter, welcher ein Jahrzehnt hindurch die ganze Umgegend von Twiel in Schreken sezte, beraubte und aussaugte; ein gewandter Söldnerhäuptling, der sich aus sonderbarer Treue für seinen Für-

---

[102]) Schönhut, im 1ten Hefte seiner hegauischen Ritterburgen, gibt einen Abriß der Geschichte von H. Twiel, während J. Hoch das „das lezte Schicksal der Veste und ihre merkwürdigsten Staatsgefangenen" (Stuttgart, 1837) trefflich schildert.

[103]) Wie viel der fromme Kommandant auf seine Kosten auch Andachtsbücher mochte druken und vertheilen lassen — sie bedeckten diese Blutfleken nicht!

[104]) Wenn der Diaconus Keßler in seiner Lobschrift auf Widerhold (Tübingen, 1780) dieses sagt, so verzeihen wir ihm's gerne, da er als Student ein Stipendium genossen, welches von seinem Helden gestiftet worden.

sten, gegen dessen eigene Befehle, mit der anvertrauten Veste undeutsch an das Ausland verkaufte [105]). Die Geschichte muß in Beurtheilung solcher Charactere um so strenger sein, damit ein Mut, eine Schlauheit und Zähigkeit, wie sie auch der Straßenräuber besizt, sich nicht als Größe und Verdienst in ihre Blätter einschleichen.

Randeck.

Nachdem ich mich im Posthause zu Singen [106]) von meinem Twieler Absprunge bei einem Glase neuen Landweines genüglich erholt, gieng es rüstig und munter wieder dem Rheine zu. Mein Weg führte über die Dörfer Gotmadingen, Randeck und Biesingen nach Schafhausen, immer auf guter Straße, durch ein flaches, höchst angenehmes Berg- und Thalgelände voller Wiesen, Getreidefelder und Weingärten.

Man kann diese Gegend, welche — von der Biber und Ach bewässert, den südöstlichen Fuß des Twielerberges in einem großen Halbzirkel umzieht, den Busen des Hegaues nennen, wo sich die reichste und edelste Natur der ganzen Landschaft entfaltet. Ueberhaupt aber gehörte der Hegau von jeher zu den heitersten und fruchtbarsten Theilen Oberschwabens, wie ihn alte Chronisten [107]) „ein kleines, aber

---

105) Durch den Herzog von Weimar an die Krone Frankreich, welche im westfälisch. Frieden ihre Ansprüche auf Hohentwiel (gegen Oesterreich — zu Gunsten Wirtenbergs) endlich fallen ließ.

106) Der unmittelbar am Fuße des Twieler Berges liegende Marktfleken, welcher mit Remishof und Riedhof eine Gemeinde von 1350 Seelen bildet.

107) Wie Rüger in seiner (noch ungedrukten) trefflichen Schafhauser Chronik, p. m. 10.

über die Maßen fruchtbares Ländlein" nennen, worin es „Wein und Korn, Holz und Obst aller Gattungen, Fische, Vögel und Gewild zum Besten, auch viel schöner und lustiger Städtlein und Fleken habe."

Randeck, der bekannte Juden-Ort (ein Fideicommißgut der Familie von Deuring), wo ich ohne Einkehr nicht vorüber wollte, liegt charakteristisch, wie es sein Name andeutet, an einer östlichen „Ecke des Randen" und fällt dem Wanderer durch sein mittelalterliches Schloß noch besonders in's Auge. Dieses alte Baudenkmal, umgeben von der reichsten, lieblichsten Landschaft, erregt seine Neugier; aber vergeblich fragt er nach den früheren Herren oder Schiksalen desselben. Niemand im Orte weißt ihm etwas davon zu berichten, und doch hat es eine Geschichte von manigfach-interessantem Inhalte.

Wahrscheinlich erbaute sich während des 12ten Jahrhunderts ein stiftkonstanzischer Dienstmann — hier, auf dem Randeneck, bei seinen Lehengütern einen Burgsiz, in dessen Schuz und Schirm allmählig ein Dorf erwuchs. Die Nachkommenschaft dieses Herrn aber, durch gute Wirtschaft oder glükliche Heiraten vermöglich geworden, erweiterte ihr Besiztum nach und nach durch Erwerbung benachbarter Burgen, Dörfer, Güter und Rechte.

So erkaufte das randeckische Brüderpaar Heinrich und Martin 1275 aus der Hand des Grafen von Nellenburg die am Heilsberg gelegene Veste Gebsenstein mit der anhangenden kleinen Herrschaft [108]). So wurden später die Dörfer und Schlösser Riedöschingen, Hilzingen, Staufen, Singen und Gailingen an die Familie erworben. Schon frühe aber hatte sich ein Zweig derselben in Schafhausen niedergelassen und das Vogtamt daselbst erlangt.

---

[108]) Diese begriff neben der Burgwaldung und Anderm namentlich die Höfe zu Blerren und Seigen, die Vogtei zu Ebringen und

Wie nun mehrere von Randeck sich in Diensten und Geschäften dieser aufblühenden Stadt als getreue Bürger bewisen [109]), so zeigten sich andere in den Turnirschranken [110]), wie auf dem Schlachtfelde [111]) als ritterliche Kempen, während die nachgebornen Söhne der Familie meist im Kloster Allerheiligen oder im Domstifte zu Konstanz [112]), die Töchter aber durch Verheiratung an Herren von altem Adel oder reichem Erbe [113]) und in benachbarten Nonnenklöstern, eine ehrenvolle Versorgung fanden.

In diesen Zeiten, als Herr Heinrich von Randeck das Altershaupt eines zahlreichen Geschlechtes war [114]), kam nach Schafhausen ein wälscher Goldmacher, der Unkenbrenner genannt, welcher seine Kunst so klug und geschikt zu treiben verstund, daß man ihm unter Reichen und Armen großes Vertrauen schenkte. Auch fand er an dem Bürger Schuldheiß

---

den Feuerbann zu Hilzingen. S. meine Abhandl. über die Nellenburger und Randecker in Mone's Zeitschr. I, 77 und II, 350.

[109]) So war 1376 Heinrich v. R. Oberpfleger des Spitals. Von einem spätern Heinrich (1439) sagt die Chronik: „war ein guter Schaffhuser."

[110]) Nach Rüxner, dessen spätere Verzeichnisse wol richtig sein mögen, befanden sich Randecker auf den Turnieren zu Bamberg 1362, zu Eßlingen 1374, zu Schafhausen 1392, zu Regensburg 1412, zu Stuttgart 1436, zu Wirzburg 1487. Bei dem feierlichen Ritterschlage, welchen K. Friederich III in Gegenwart des Papstes 1452 auf der Tiberbrücke zu Rom ertheilte, trug Heinrich von Randeck das St. Georgen-Banner. Oetter, Wappenbelust. IV, 141.

[111]) Hans v. R. fiel bei Sempach 1386, Heinrich bei Näfels 1388, Rudolf im Appenzellerkrieg 1405.

[112]) Hier namentlich versorgten sich Johann 1384, Marquart 1389, Heinrich 1412, Burghard 1442, Johann 1484. Auch in den Ritterhäusern finden wir Randecker, wie den Landcomtur Rudolf v. R. zu Beucken.

[113]) So hatte Anna v. R. 1368 einen der Mönche von Basel.

[114]) Er hatte 5 Söhne, 2 Töchter und 7 Enkel.

einen thätigen Genossen und erschuf mit demselben ein Metall, welches die Kenner unbestritten für gutes und gerechtes Gold erklärten.

Von dem an wurde der Fremdling wie ein Halbgott verehrt. Man huldigte und diente ihm von allen Seiten. Die Stadt, welcher er großen Reichtum verhieß, schmeichelte seinem Ehrgeize durch Verleihung besonderer Freiheiten. Selbst der Adel vergaß über dem Traume künftiger Goldschäze seinen Ahnenstolz und begab sich in seine Dienste. Nur der Bischof zu Konstanz, jener gelehrte und aufgeklärte Markgraf von Hachberg, glaubte nicht an dieses Spiel.

Da machte der Mann sich auf, wie ein Fürst von Rittern und Knechten begleitet, und ritt mit hundert Pferden, unter köstlichem Gepränge, zu Konstanz ein. Und auch hier bewährte er seine Kunst so glüklich, daß Alles an ihn glaubte „und ihm viel Gut's geliehen ward." Ja, auf dem Heimwege durch das Hegau herab, gewann er noch die Hand eines holden Fräuleins; man verehelichte ihm die Tochter des Ritters Heinrich von Randeck!

Aber die Tage sehnlicher Erwartung schoben sich hinaus und die reichen Anlehen wollten keine Zinse tragen. Man begann endlich, leise Zweifel zu hegen. Da, eines Tages, verschwand der Abenteuerer. Verplüfft, bestürzt, staunten die Betheiligten einander an; denn wie ein Blizstral traf es ihre Seele, daß sie schmählich geäfft worden.

Inzwischen gelang es dem entrüsteten Adel, den Flüchtling zu erreichen. Man brachte ihn auf die Veste Hohenkräen, wo er unter strenger Bewachung sich leztlich bewähren sollte, wenn sein Geheimniß nicht eitel Betrug sei. Der Schlaue wußte aber zu entkommen und eilte nach Schafhausen. Denn auch hier glaubten noch Viele an ihn, weil es zu bitter war, sich einzugestehen, daß man zum Werkzeuge eines so theueren und schimpflichen Gaukelspieles gedient. Einige behaupteten sogar, der Adel habe ihren Gast listig

zur Flucht bewogen, um ihn unter diesem Vorwande fest zu nehmen und sich seines Goldes allein zu versichern.

Noch vor dem Schwabentore aber wurden die Randecker des abtrünnigen Schwagers und Vetters habhaft und erschlugen ihn [115]. „Da kam der Betrug, welchen der Unkenbrenner gespilt, erst recht zu Tage, und gerieten die Leute, so das Ihrige gläubig auf ihn gelegt, deshalb in großen Kummer und Schaden.“

Am empfindlichsten traf diese Geschichte die randeckische Familie, deren Adelsehre durch den hergelaufenen Betrüger so garstig beflekt worden. Das arme Opfer älterlichen Goldburstes — die „Unkenbrennerin“, hat ihre Schmach wol in eine Klosterzelle begraben. Nach Jahren aber, als von den Alten des Hauses niemand mehr lebte, wurde ein Enkel Ritter Heinrichs, der konstanzische Domherr Burghard, zum Bischofe gewählt und verlieh dem randeckischen Namen durch diese Würde und die Tugenden, womit er sie schmückte, wieder neuen Glanz.

Burghard war der Nachfolger Heinrichs von Höwen, welcher das Bistum sittlich und wirtschaftlich in unerhörten Verfall gebracht. Welche Aufgabe war es, hier wieder zu helfen und aufzurichten! Der neue Vorsteher aber rechtfertigte seine Wahl. Das Kapitel hatte ihn 1462 einstimmig erkoren, weil er sich immer als guten Haushälter und friedeliebenden, bescheidenen Mann gezeigt [116]; und dieses blieb er auch unter der Infel.

---

[115]) Die Konstanzer Chronik (bei Mone, I, 329), welche diese Geschichte ausführlich erzählt, nennt den von Tettingen, der ihn eingeholt und niedergemacht; die Schafhauser Chr. dagegen seinen eigenen Schwiegervater und einen Vetter von Neuneck.

[116]) An's Bischtum, sagt Merk (Chron. d. B. Constanz, S. 289), fürdert ihn zum meisten, weil er all sein Tag ein stiller, eingezogener Tumbherr gewesen, der sich keines Prachts gebraucht, darneben aber dermaßen Haus gehalten, daß er vor allen ein Vorrat bekommen.

Burghard genoß ein solches Vertrauen, daß ihm, nachdem sein Vorweser die bischöflichen Schlösser, Güter und Gefälle beinahe sämmtlich verkauft oder versezt, gleich im Anfange seiner Verwaltung unter Anderem ein konstanzischer Bürger gegen 2800 Pfund darlieh [117]). Mit derlei Geldern mußte er dem zerrütteten Finanzwesen des Hochstiftes wieder auf die Beine helfen.

Zur Wiederherstellung der Sittlichkeit und des kirchlichen Lebens in seinem Sprengel hielt Burghard 1463 zu Konstanz eine Synode. In dieser Versammlung wurden — nach dem vernünftigen Grundsatze, daß veränderte Zeiten auch eine Aenderung der Geseze erheischen [118]), die bisherigen bischöflichen Verordnungen einer Sichtung unterworfen und das Brauchbare darin zusammengestellt, sodann aber über Glaubens-, Gerichts- und Disciplinarsachen 30 Beschlüsse gefaßt, welche einen tiefen Blick in das Treiben der damaligen Geistlichkeit gewähren [119]). Der Leser mag nach folgendem Auszuge selber urtheilen.

Es wurde streng untersagt, Pfaffensöhnen im Sprengel ihrer Väter geistliche Pfründen oder Kirchendienste einzuräumen, wenn nicht eine besondere Dispens des Pabstes es erlaube. Der Geistlichkeit aber wurde verboten, Wein auszuschenken, Leute zu speisen oder zu beherbergen, Handelschaft, Krämer- und Fürkäuflerei zu treiben [120]), in Hurerei zu leben, während des Gottesdienstes zu plaudern und umherzugehen, lange Hare und weltliche Kleidung mit Schnabel-

---

[117]) Urkunde von 1462 im Konstanz. Copeibuche A.

[118]) Nec videtur absurdum, si propter mutationem rerum et temporum varientur etiam statuta hominum.

[119]) Diese Synodalbeschlüsse sind bei Harzheim, collectio concilior. German. V, 449.

[120]) Unter Bischof Heinrich von Höwen war dies Unwesen der Gegenstand einer Hauptbeschwerde der Stadt Konstanz gegen dortige Geistlichkeit.

schuhen zu tragen, Waffen zu führen (ausgenommen auf Reisen), mit Würfeln zu spielen, Tänze, Turniere und andere dergleichen Schauspiele zu besuchen.

Außerdem wurde von dieser löblichen Synode auch das Unwesen der Begharde und Begutten [121]) eingeschränkt, das Dienstnehmen christlicher Mädchen bei Judenfamilien untersagt, und strenge Verordnungen gegen den Wucher aller Art gegeben, besonders gegen jenen, welcher durch Scheinkäufe geschah.

Was hätte Burghard für das Hochstift werden können bei einer 25jährigen Amtsdauer, wie sein schlimmer Vorweser sie erreicht! Leider aber rief ihn der Tod nach wenigen Jahren schon zu den Vätern, und unter dem allzufriedfertigen Nachfolger wurde der Same eines Wahlstreites gelegt, welcher nach dessen frühem Hingange die konstanzische Kirche neuerdings in tiefe Verschuldung stürzte.

Unser Bischof verstarb am 13ten April 1466 auf der Pfalz zu Konstanz, tief betrauert von den Stiftsherren, wie von den Bürgern der Stadt, welche ihm mit gleicher Liebe und Hochschäzung begegnet waren [122]), und diese Gesinnung auch bei seinem Todenopfer an den Tag legten [123]).

Mit Burghard erlosch der bessere Geist, welcher im randekischen Hause der schlimmen Richtung bisher noch die

---

[121]) Halbmönche und Halbnonnen, welche meistens bettelnd umherzogen, daher sie Hämmerlin validos mendicantes nannte. Unter sie hatten sich vielfach auch die „Brüder und Schwestern des freien Geistes" gemischt, deren pantheistische Weltansicht die größte gesellschaftliche Ungebundenheit natürlich fand.

[122]) Fuit oeconomus felicissimus, princeps mansuetissimus, vir valde religiosus, capitulo totique non minus urbi gratissimus. *Bucelin.*

[123]) „Item darnach in dem dritten jar, do starb der ehrwirdig Herr uf der pfallenz, und halt man jm ein schön opfer." Konstanzer Chron. bei Mone, Quell. I, 347.

Wage gehalten. Ein gleichnamiger Neffe des Bischofs machte sich zwar als entschiedenen Feind der Eidgenossen bemerklich [124]) und erhielt von Kaiser Max im neuen Schweizerkrieg' eine Hauptmannsstelle. Der blinde Eifer aber, womit er sich so großhansisch gebärdete, brachte nur ihn und die Seinen in's Unglük.

Es spiegelte sich in ihm ganz der Charakter des hegauischen Adels ab. Seit dem schwäbischen Städtekrieg waren diese Herren die übermüthigsten, leichtsinnigsten, unruhigsten und unsaubersten Zeloten ihres Standes. Eine ausführlichere Geschichte des Hegaues (er hieß ehedem das Land der Heiligen!) würde ein erstaunliches Bild liefern von dem Unwesen seiner übermäßig vielen Zwing- und Burgherren, in deren Augen die gemeinste Weglägerei nichts Entehrendes mehr hatte. „Wo immer Etwas gestolen wurde", sagt Birkheimer, „trug man es nach dem Hegau, der Freistätte aller Strauchdiebe und Straßenräuber."

Beim Ausbruche des neuen Schweizerkrieges zeigte sich der hegauische Adel wieder am meisten entflammt und stachelte auch seine Bauern zur Kriegswut auf. Da hörte man überall prahlerisches Gerede, wie der heldenmütige Kaiser an der Spitze des Schwabenbundes die frechen „Kuhgiger" [125]) endlich züchtigen werde. Der Sieg schien diesen Herren so wenig zweifelhaft, daß sie um die Vergünstigung baten, „den Vorzug an den Feind zu haben."

Als sich die ersten eidgenössischen Waffen an der Grenze zeigten, musterte Herr Burghard zu Gailingen seine Bauern und zog gegen Dießenhofen. Unter spöttischem „Gemuh und

---

[124]) „Dieser ward Ritter und ein überaus böser Nachbaur der Eydgenossen, denen er zu leid that, was er konnte; aber im Schwaderloch" rc. Rüger, S. 513.

[125]) Dieses (der Bestialität beschuldigende) Schimpfwort war den Schweizern das verhaßteste.

Geplärre" gruben sie dort den Brunnen ab und legten ein todtes Kalb in die Brunnstube. Diese Schmach klagte die Stadt den Eidgenossen, und unverweilt machten sich deren Harste auf, das Hegau zu überziehen.

Sie mochten tapfere Gegenwehr erwarten, da ihrer 12000 Mann waren. Aber nirgend zeigte sich der stolze Adel mit seinem Volk [126]); nur einzelne Streifreiter wagten es, den Feind anzurennen und durch Schimpfworte noch mehr zu reizen. Die Herren, welche den Schweizern spottweise entbieten lassen, „sie wollten nächstens auf eine Morgensuppe kommen", diese üppigen Helden [127]), mit Waffen und Nahrung reich versehen, saßen hinter den Mauern von Ach und Engen, und warteten unter Zechen und Schimpfen auf Zuzug aus Wirtenberg.

Also rükten die Eidgenossen ungehemmt vor, „verküchelten" den Gailingern ihr Dorf, plünderten und verbrannten auch Ramsheim und zogen nach Gotmadingen. Sie hatten keine Absicht, diesem Orte wehe zu thun und auch das benachbarte Randeck wollten sie schonen [128]). Da aber schrie ihnen ein dortiger Zusäzer das verhaßte „Kuhgiger" nach, worauf sie sich plözlich umwandten und das Schloß so heftig berannten, daß sich die 40 Mann starke Besazung auf Gnade ergab. Ihren Pfaffen mit einem Kreuz' an der Spize, zogen die armen Schelme „in bloßen Hemdlinen, mit Stäblein in der Hand, ganz still, ohne Muh und ohne Bläh, weinend und schluchzend von dannen."

Nachdem das „alte Haus" Randeck geplündert und niedergebrannt worden, traf in den nächsten Tagen dies Loos

---

[126]) Die Eidgenossen „fundent Essen und Trinken g'nueg, aber niena Fiend", sagt Anshelm.

[127]) „Die rechten Burenfresser" nennt sie Anshelm.

[128]) „Villicht von Nachbarschaft wegen", meint Rüger. Lebte etwa noch Einer von Randeck, der's mit den Schafhausern hielt?

auch Gotmadingen mit der Veste Heilsberg, das Schloß Fridingen mit dem Fleken Steißlingen, die Burgen Roseneck, Homburg [129]) und Staufen, wie später das Dorf Singen mit dem randeckischen Säßhause, und die Orte Hilzingen [130]), Weiterdingen, Welschingen, Worblingen, Wiechs und Neuhausen [131]).

Nach dieser schreklichen Rache zogen die Eidgenossen wieder ab. Man ist empört über ihre Grausamkeit; aber welches Wort bezeichnet das Benehmen des hegauischen Adels, welcher sein Land und Volk gegen den Feind so übermüthig aufgereizt, um sie in der Stunde der Gefahr völlig hilflos dem Untergange preis zu geben? Eine solche Schmach prahlerischer Feigheit hätte mehr verdient als den Tod, wie ihn Burghard von Randeck mit seinem Bruder Heinrich im Gefechte am Schwaderloch als erstes Opfer dieses blutigen Tages fand [132]).

Der damalige Adel war eine verrostete Kriegerkaste, welche mit Standesdünkel und hofärtiger Großthuerei ihre Schäden zu bedeken suchte [133]). Ohne die Bewaffnung des gemeinen

---

[129]) Wo die Feinde 10,000 Goldgülden fanden, welche der Burgherr allmählig zusammengeraubt. Birkheimer.

[130]) Wo der Wirt an sein Haus einen Schweizer mit seiner Kuh hatte malen lassen, wie Aehnliches auch anderwärts geschehen.

[131]) Alles nach Anselms Berner-Chron. II, 325 und Rügers Schafhauser-Chron. S. 506.

[132]) „Im Schwaderloch (bei Konstanz) hat er der Eidgenossen Streich dermaßen empfunden, daß er's Niemand mehr klagen konnt; dann er der erste gewesen, so daselbst erschlagen worden." Rüger.

[133]) Schon Meister Hämmerlin (ein bitterer Feind ihrer Feinde, der Schweizer) sagte von ihnen: „Militaris disciplina (apud illos) se in quandam delinquendi licentiam et scurrilitatis speciem deformavit. Aus ihren Fehden kämen sie meisten sine ruga et macula heim und ersezten die Wunden durch Großsprecherei. Daheim aber seien sie Meister in mirificis venationum generibus et in bibendi conflictu.

Mannes (nach dem Vorgange der schweizerischen Eidgenossen), woraus sich das Institut der Landsknechte gebildet [134]), wäre die kriegerische Ehre der Deutschen am Schlusse des Mittelalters schmählich untergegangen. Mit den neuen — aus dem Volke fließenden Kräften aber konnten einzelne Meister vom Adel (wie ein Sikingen, Frondsberg, Waldburg Schärtlin und Schwendi) das deutsche Kriegswesen wieder neu beleben und zu jenem Ansehen erheben, womit es ganz Europa lange Zeit zum Vorbilde gedient.

Obwol das randeckische Edelgeschlecht zu Ende des 15ten Jahrhunderts noch zahlreich genug war, so erlosch es doch schon während des ersten Menschenalters nach dem Falle der Stammburg. Diese selber wurde hierauf durch Gebhard von Schellenberg, den Schwestersohn Georgs, des lezten Ritters von Randeck, 1556 angekauft und wieder hergestellt. Johann aber, dessen kinderloser Leibeserbe, ein großer Altertumsfreund, welcher eine ansehenliche Büchersammlung besaß und unter Anderen mit Rüger zu Schafhausen in gelehrtem Briefwechsel stund [135]), vermachte Randeck 1609 seinem Neffen Konrad Vintler von Pläts.

Von diesem Herrn erkauften sodann die Spete von Zwiefalten das Rittergut, waren aber durch den 30jährigen Krieg genöthigt, es wieder zu veräußern. „Denn die hochdringende Noth des schwerdrükenden Schuldenlastes", schrieb Johann Philipp von Spet an seine Landesfürstin nach Innsbruck, „hat mich alsotief ergriffen, daß ich leider kein ander Mittel zur Rettung adelicher Ehren und Abwendung schmählichen Spotts und Verderbens mehr weiß, als mein ererbtes Gut Randeck zu versilbern."

---

[134]) Vergl. B. Pirkheimeri bellum Helvet. I, am Schlusse.

[135]) Nach einer Notiz des jüngst verstorbenen Kirchenrats Kirchhofer zu Stein, von dem wir eine Lebensbeschreibung des Chronisten Rüger zu erwarten hatten.

Niemand jedoch wollte sich des Ankaufs unterziehen, als die Schafhauser. Sie boten 85,000 Gulden und leisteten sogleich eine Baarzahlung. Dem Innsbrucker Hofe aber war das ein Dorn im Auge. Wie sollte er ein Stück so gut katholischen Landes an eine kezerische Stadt gelangen lassen, mit welcher seine nellenburgischen Amtleute in steter Fehde lagen? „Den Stadtschreiber Scharf", hieß es, „welcher diesen Handel verursacht, soll der Teufel dafür holen. Man glaube den Schafhausern nur nicht, daß sie die Religion zu Randeck wollen passieren lassen. Wenn der Kauf gefertigt ist, wird bald ein Prädikant dort sizen."

Auf solche Berichte hin zögerte die Erzherzogin mit der Einwilligung und kassierte endlich den Verkauf, nachdem die widerholdische Zeit eingetreten und der Herrschaft Randeck eine unerschwingliche Brandschazung auferlegt worden.

In dieser verzweifelten Lage wendete sich Johann Philipp abermals nach Innsbruck; aber man blieb unerbittlich. Da besezten die Hohentwieler das arme Randeck, zogen die Gefälle ein und verbrannten das Schloß [135].

Inzwischen lebte der gute Johann Philipp, von Alter und Kummer gebeugt, im Exile zu Dießenhofen. Noch ein einziger Hoffnungsstern leuchtete ihm in der Bereitwilligkeit der Luzerner, sein Rittergut anzukaufen, nachdem alle übrigen Bemühungen erfolglos geblieben.

„Warum", schrib er voll Wehmut an die Erzherzogin [136], „warum sollte ich nicht befugt sein, mein Eigenthum zu versilbern? Die Kreditoren importunieren mich täglich, ja stündlich, und drohen mit gefährlichen Prozessen, worüber mein und der Meinigen ehrlicher adeliger Namen verloren geht, sintemal mir andere Biderleut' in disem elenden Kriegs-

---

[135]) Widerhold schrieb sich „Herr von und zu Neidlingen, Ochsenwang und Randeck."

[136]) Datum Diessenhofen, den 20ten Oktobris Anni 1642.

unwesen so getreulich mit Geld und Geldeswerth geholfen, daß ich mich schämen muß, sie zu ihrem größten Schaden so lange hinzuhalten, indessen ich selber unter täglichem Zinsenanwachs in den äußersten Ruin gestürzt werde."

Aber vergeblich war auch dieser lezte Nothschrei. Man gönnte das Rittergut dem katholischen Luzern so wenig, als den Kezern zu Schafhausen. Da starb der trostlose Greis in tiefer Armuth und Randeck fiel an die vintlerischen Erben zurück, von welchen es 1753 an die Großältern des jezigen Besizers gedieh [137].

Von Randeck wanderte ich auf der trefflichen Straße durch den Gottesberger Wald, auf dessen Höhe die schafhausische Grenze ligt und welcher bei Dörflingen wieder endigt. Nach einem anderhalbstündigen Wege hatte ich Biesingen am Rheine erreicht. Dieses badische Dorf zählt ohngefähr 660 Seelen und ist mit seiner Gemarkung ganz vom schweizerischen Gebiete umgeben. Es fiel als nellenburgischer Ort, welchen die Junker Im-Turm von Oesterreich zu Lehen besaßen, an unser Fürstenhaus, aus dessen Hand die imturm'sche Familie seither damit belehnet wird [138].

Die Kirche von Biesingen ligt malerisch auf einem vereinzelten Hügel, östlich vom Dorfe, zwischen der Straße und einer Schlucht, welche die kleinen Wasser der Gegend dem Rheine zuführt. Die Aussicht auf dieser Höhe über das nächste Rheinthal und nach der Schweiz hinüber verdient jedenfalls einen Besuch derselben.

„Büsingen (schreibt der Chronist Rüger) ist eine uralte Pfarr', darein etwan das Dorf Schafhausen, sodann

---

[137]) Alles nach den (solche Verhältnisse sehr beleuchtenden) Akten über das Rittergut R. von 1567 bis 1754.

[138]) Lehenakten über Biesingen von 1650 bis 1812.

Buchthalheim, Widloch und Gennersbronn, wie andere jezo verblichene Ort' und Höfe, pfarrgenössig gewesen. Kaiser Heinrich V und Papst Alexander III gedenken dieser Pfarr' in Anno 1111 und 1179 unter dem Namen „Kilchsberg", wo vor Altem viel Häuser gestanden, welche nach und nach abgegangen, wodurch sich Büsingen gemehret hat. Die hohen Gericht' daselbst gehören in die Landgrafschaft Nellenburg, die niedern aber gehörten den Edelherren „von Büsingen" [139]), wie später denen von Klingenberg und um's Jahr 1460 den Bartern [140]), von denen sie erbweis an die Imturm gelangt sind."

„Eine althergebrachte Sag' ist: deren von Büsingen ihr Stammhaus seie auf dem Bühel gestanden, wo jezunder die Kirche steht, und welcher von dessentwegen der Kilchsberg heißt. Als diese Burg mit sammt dem Lezten des Geschlechts jämmerlich verbronnen, habe sein Vater, so noch im Leben war, auf die abgebrannte Hofstatt eben die Kirch' bauen lassen. Da dieselbige aber viel älter, so mag die Stammburg der Herren im Dorf, nahe am Rhein, gestanden haben, wo noch ein Haufen Stein zu finden."

Von Biesingen führet die mit Bäumen besezte Straße angenehm am Bergabhange hin, durch Felder und Weingärten, mit freundlicher Aussicht auf den Rhein, nach der Vaterstadt Johann von Müllers. Es war Abend, als ich in ihre altertümlichen Mauern trat, wo mich das Gepräge der meisten Gebäude noch viel lebhafter, als zu Ueberlingen, in's Mittelalter zurük versezte.

---

[139]) Im Jahre 1253 war Gerung v. B. schon Bürger zu Schafhausen. Konrad v. B. von 1397 ist der lezte des Geschlechts, welchen Rüger aufführt.

[140]) Die Barter waren, wie die Imturm, ein schafhausisches Patrizier-Geschlecht, erloschen aber um 1500 mit dem Bürgermeister Konrad Barter, dessen Schwester einen Imturm hatte.

Schafhausen wurde ursprünglich zum Kletgaue gerechnet und zählte in dieser Landschaft nur noch zwei kleine Städte neben sich, Neukirch und Thiengen. Hatte nun leztere als mein Geburtsort für mich von Jugend auf immer ein nächstes Interesse, so trat ich frühe auch zu den beiden andern in eine werthe Beziehung — durch eben den genannten Geschichtschreiber, welcher im älterlichen Hause der Vaterstadt und im Hause des mütterlichen Großvaters zu Neukirch die Anfänge zu jener Bildung gelegt, womit er mich in eine ähnliche Richtung zog.

Auf dem Schlosse zu Thiengen las ich als beginnender Jüngling die „Briefe eines jungen Gelehrten" und der Keim meiner Zukunft war erwekt! Alsdann, in folgenden bitteren, verlassenen Tagen, boten mir Müllers Werke belehrenden Trost, stärkende Hoffnung — ja, lebensrettende Nahrung!

Was man Schlimmes von ihm gesagt und geschriben, gieng an mir vorüber. „Mögen sie den Meister verkleinern und verdammen — er bleibt einzig, dachte ich, einzig durch sein reiches Herz und seinen hohen, seinen umfassenden Geist."

Von

Karlsruhe in die Umgegend.

1853.

Inhalt.

Lage von Karlsruhe, Lieblichkeit der nächsten Umgebungen. Gang nach Beiertheim und Bulach, Charakteristik und Geschichte dieser Orte (die Hardgemeinden). Gang über Knielingen (geschichtliche Nachrichten über das Dorf) nach der Maximilians-Au und über den Rhein (die Schiffbrüke). Rükweg über Mülburg; das ehemalige Schloß daselbst, Gründung der Stadt und Schiksale derselben. Gang nach Ettlingen, Lage der Stadt und Ueberblik ihrer Geschichte. Weiterer Weg nach Langensteinbach (das ehemalige Bad) und Heimkehr über Grün-Wettersbach.

Karlsruhe.

Unsere Landes-Hauptstadt, welche durch ihre breiten, heiteren, reinlichen Straßen, ihre öffentlichen Plätze, Gärten und Alleen, einen unläugbaren Vorzug besitzt, mußte sich andererseits immer den Vorwurf machen lassen, daß ihre Lage in jeder Beziehung eine höchst ungünstige sei. Und wahr ist es freilich, daß eine Stadt, die gegen Westen und Osten je auf anderhalb Stunden schon die Landesgrenze, gegen Norden und Süden aber so nahe ligende und bedeutende Nebenbuhlerinen hat, wie Heidelberg und Mannheim, Baden und Straßburg, für Handel und Wandel, Kauf und Austausch, keinen Mittelpunkt bilden kann, um so weniger, als sie zwischen jenen uralten Orten eine Jüngerin von noch nicht 150 Jahren ist.

In Beziehung jedoch auf das Landschaftliche wird über die Lage von Karlsruhe vielfach zu streng und meistens mit blindem Vorurtheile abgesprochen. Denn einmal haben die nächsten Umgebungen der Stadt in neuerer Zeit ungemein an Verschönerung gewonnen, und alsdann ist ihr durch den Schinenweg die anmutige Gebirgsgegend von Ettlingen, Durlach und Weingarten ganz nahe gerükt.

Welche Residenz-Stadt auf weithin dürfte sich so manigfacher, so schöner Baumgänge und Waldpartien erfreuen,

wie uns der Karlsruher Schloßgarten, der angrenzende Hardwald und die Wege nach Durlach, nach Beiertheim, nach Riedbur und Wolfhartsweiler gewähren? —

Hier wandelt man durch einen Park, wo herrliche Gruppen der verschiedensten Bäume und Gesträuche mit lieblichem Rasenteppiche wechseln, und dort durch einen Hain hoher Eichen oder schlanker Forlen; hier führt eine breite, heitere Allee, und dort ein enger, schattiger Weg in die Tiefe des Waldes; hier schmiegt sich ein einsamer Pfad am Saume des lieblichsten Gehölzes hin, und dort ein anderer durch das wuchernde Gebüschwerk eines jungen Schlages.

Allenthalben finden sich Ruhebänke, von welchen man zuweilen den Anblik der anmutigsten Scenen sylvanisch-idyllischer Natur genießt. Und was das Vergnügen dieser Waldgänge noch besonders erhöht — überall erschallet in munterem Wetteifer das Gesangspiel der Vögel. Wer an einem sonnenheiteren, warmen, stillen Morgen sich hier ungestört ergeht mit einem Auge und Herzen, die empfänglich sind für die geheimnißvollen Reize solchen Still-Lebens, der wird die Stimmung einer frohen Andacht gewinnen und leiblich wie seelisch befriedigt nach Hause kehren.

Diese reichen Waldpartien bietet uns die nördliche Umgebung der Stadt [1]). Treten wir aber durch das Ettlinger Thor in's Freie und lassen das Auge zwischen den zierlichen Bahnhofgebäuden und dem klose'schen Landhause, über die angrenzenden Gärten, über das freundliche Salenwäldchen, das üppige Grün der Schießwise, die stattliche Eichenreihe nach Beiertheim, über den Hintergrund der Riedburer Gehölze und der fernen blauen Gebirge schweifen — wahrlich, wir werden gestehen müssen, es sei ein landschaft-

---

[1]) Und wenn die neuen Anlagen zwischen der Stadt und dem Hardwalde, vom Mülburger bis zum Eckensteiner Thore, einmal erwachsen sind, so werden sie einen der schönsten Parke bilden.

liches Bild, über welchem der Zauberhauch malerischer Harmonie und Anmut schwebe. Immer habe ich dasselbe mit dem innigsten Wolgefallen betrachtet.

Und wandeln wir durch die Allee der Kriegsstraße dem Karlsthore und hinter den äußeren Gärten dem Promenadehause zu, wo das Land sich etwas erhöht — wie freundlich, wie anmutig, am Rande einer weiten, fruchtbaren Ackerflur stellen sich Beiertheim und Bulach dar, im Schmuke ihrer Obstbäume, mit ihrem niedlichen Münster, zwischen dem flachen Hardgehölze und der üppigen Eichenallee, gehoben durch den schönen Hintergrund einer doppelten Bergkette — den grünen Vorhöhen von Durlach bis zum Murgthale [2]), und der bläulichen Hochgebirge vom Spielberge über den Tobel bis zum äußersten Abfall' der Hornisgrinde!

Wenn diese kleine Landschaft im vollen Grüne steht, so gewähret sie bei günstiger Morgen- oder Abendbeleuchtung einen Anblik von wunderlieblicher Wirkung. Es liegt eine Anmut in ihr, ein stiller Friede, durch welche auch die Seele des Beschauers harmonisch und friedlich gestimmt wird.

Das Promenadehaus, wo man diese schöne Aussicht genießt, ehedem eine Glashütte am Hardwalde, bildet jezt eine der angenehmsten Sommerwirtschaften in der nächsten Umgebung von Karlsruhe. Es besteht aus einem großen Tanzhause, etlichen Wohn- und Oekonomiegebäuden mit zwei Kegelbahnen, umgeben von einer kleinen Lustanlage, wo üppige Akazien, Kastanien, Linden und Tannen in malerischen Gruppen eine Reihe von Hütten und Tischen einladend beschatten. Seine Lage zwischen der alten Eichenreihe des Sommerstriches und der Ahorn-Allee der Kriegsstraße, auf

---

[2]) Wo sie mit dem mächtigen Eichelberge schließen, hinter welchem sodann die Badener Höhen, der große Staufen- (oder Mercurius-) Berg mit seinem Turme, und der Vorsprung von Alt-Eberstein, noch ganz deutlich sich zeigen.

dem höchsten Punkte der südwestlichen Stadtseite [3]), macht diesen Platz zu einem besonders heiteren und gesunden Aufenthalte. Kein Fremder, der von Karlsruhe ein besseres Bild gewinnen will, darf ihn unbesucht lassen.

Beiertheim.

Nach den beiden Dörfern führen drei Wege unweit von einander, deren jeder für eine besondere Jahreszeit sein Angenehmes hat — einer am sonnenheitern Salenwäldlein hin, der andere durch die schattige Eichenallee und der dritte über das freie Feld.

Folgt man dem ersteren, so gewähret einem der liebliche Wisengrund, der sanftgebogene Schinendamm mit dem Wärterhäuschen und das üppige Laubwerk der Eichenallee mit dem stattlichen Badgebäude von Beiertheim einen gar lieblichen Anblik, welcher von eigentümlicher Wirkung ist, wenn der Bahnzug mit seiner weißen Rauchsäule aus dem Walde schnaubend hervortritt und sodann in immer ruhigerem Laufe stolz der Stadt sich nähert.

Wählt man die Eichenalle, welche neben der Straße noch mehrere sich durchschlingende Wege hat, so beschäftigen die verschiedenen Baumgruppen das Auge auf's angenehmste. Es stehen hier Eichen von dem üppigsten Schmuke kräftiger Jünglings- und Mannesjahre bis zu dem spärlich umkränzten Scheitel eines 500jährigen Greisenalters — eine treffliche Schule für den studierenden Landschaftsmaler.

Gehet man endlich den Feldweg, so erweket die fleißig bebaute Akerflur frohe, friedliche Empfindungen, und ein Rükblik auf die Stadt, mit ihren drei Thürmen, auf die

---

[3]) Daher auch der dortige Keller der tiefste und beste von ganz Karlsruhe ist, so daß man nirgend anders ein frischeres Getränke erhält.

Maschinenfabrik mit den hohen rauchenden Schloten, auf das Promenadehaus und Militärspital hinter ihren Eichengruppen, bildet dazu den angenehmsten Gegensaz.

Beiertheim selbst mit seiner breiten Straße stellt sich als ein reinlicher und wohlgehaltener Ort dar, und gerne erblikt man neben jeder Hausthüre die Wasser- und Milchgefäße, wie sie sauber gepuzt an der weißgetünchten Wand hängen. Und wenn auch die vier Wirtsschilde nahe neben einander etwas verdächtig auffallen, so muß man bebedenken, daß eine mühesam vollbrachte Feldarbeit ihren Trunk gar wol verdiene [4]).

Die Beiertheimer und Bulacher sind ein allerdings höchst lebensmunters, aber auch ebenso unermüdet fleißiges Völklein, welches seinen Feldbau vortrefflich versteht und betreibt. Ihre Tracht hatte bis nahe her noch das Gepräge einer ächten Bauernkleidung, und das metallene Kreuzlein, welches jedes Weib und Mädchen ohne Ausnahme an der Brust trägt, verräth sogleich die katholische Sitte.

Körperlich sind diese Leute im allgemeinen ein kurzer, stämmiger Menschenschlag, von schwarzen Haren, braunen Augen, gelblicher Haut und unregelmäßiger Gesichtsbildung. Seit neuerer Zeit indessen gibt es schon viele Ausnahmen hievon, deren Ursache der nekende Städtler gerne zum Ziele seiner Scherze macht. Jene auffallend eigentümliche Körperbildung gab ihm auch die Veranlassung, den guten Leuten bald diese, bald jene — nicht gar ehrenhafte Herkunft anzudichten. Denn nach Etlichen sollen sie aus einer Niederlassung von Zigeunern entstanden, nach Andern dagegen Abkömmlinge türkischer Gefangener sein, welche Markgraf Louis einst in die Heimat mitgebracht.

---

[4]) Sicherlich ist aber ein Theil der Beiertheimer und Bulacher Wirtshäuser nur wegen der Karlsruher entstanden, welche dort oft etwas Besseres und Billigeres fanden, als daheim.

Aber die schwarzen Beiertheimer dürfen ihren blonden Nachbarn stolz entgegnen: „Als euere Ahnen wie Landstreicher und Räuber in's Land gekommen, waren die unserigen schon längst Besizer dieser Gefilde, welche sie aus dürren Sandflächen und feuchten Eichengehölzen in eine so heitere und fruchtbare Heimat umgeschaffen. Der Grund und Boden, worauf ihr lebt, gehörte bis zu euerer Herkunft von gestern zu unserer Gemarkung."

Die Sache aber ernstlich genommen, so stammen die Beiertheimer und Bulacher, wie die Bewohner der übrigen Hardgemeinden, offenbar aus der keltischen Race her. Denn als die alemannischen und fränkischen Eroberer sich des Rheinthales bemächtigt, wählten sie die bessern, sonnigeren, an den Vorhügeln des Gebirges, an den Eingängen der Thäler ligenden Gelände zur Ansiedelung, und überließen der alten Bewohnerschaft gerne den Anbau der unwirtlichen Wald- und Sandgegenden. So hatte sich also wol eine Anzahl keltischer Familien auf einer Blöße des Hardes, wo das Albwasser ihn durchschnitt, zusammen gethan und eine Kolonie gegründet; wie denn der Name Beiertheim unstreitig aus dem uralten Buri-tan entstund, welches eine Wohnung im Walde bedeutet [5]).

Urkundlich erscheint Beiertheim zuerst im gottesauischen Stiftungsbriefe von 1110, als ein Stük des Widumgutes und eine Grenzmarke des Klostergebietes [6]). Das Obereigentum des Ortes gelangte aber von dem Gründer der Abtei Gottesau an das Haus Baden, daher auch Mark-

---

[5]) Buri-dan (von bwra, *conseptum*, und tann, *quercetum*) ist keltisch und heißt Einfriedigung des Waldes oder im Walde, d. h. ein umzäunter Hof oder Weiler im Walde, was wir jezt Waldhofen oder Waldhausen nennen würden. Mone, bad. Urgesch. II, 92.

[6]) A Dagemarestunc (dem jezigen Damerstöckle) ad Burthan. Die Urk. ist abgedrukt bei Gerbert, hist. S. N. III, 47, und im Auszuge bei Dümge, regesta bad. 29.

graf Rudolf I im Jahre 1274 Beiertheim ausdrüklich „sein Dorf" genannt [7]).

So erbte dasselbe auf die Nachkommen Rudolfs und als durch wiederholte Landestheilungen die alte Markgrafschaft in eine obere und niedere zerfiel, wurde es mit Bulach, welches inzwischen aus etlichen Höfen zu einem beträchtlichen Schwesterorte heran gewachsen, der ersteren beigezählt. Die Markscheide zog sich zwischen Ettlingen und Riedbur über die Alb gegen Scheibenhard, von da aber wieder zurück, mit den Banngrenzen von Beiertheim gegen Mülburg, und endlich zwischen Dachslanden und Knielingen an den vollen Rhein hinaus.

Als nun bei der Kirchentrennung die baden-badische Linie des markgräflichen Hauses bald wieder zum alten Glauben zurükkehrte, kam dieses (nach dem Grundsaze: wessen Landes, dessen Glaubens) auch den Beiertheimern und Bulachern zu Gute. Denn diese Leute hiengen von jeher um so strenger an den katholischen Kirchengebräuchen, als der kältere Gottesdienst der Neugläubigen ihrem keltischen Geblüte weit weniger entsprechen konnte.

Daß dieses Geblüt in vielen Bevölkerungen auffallend rein erhalten blieb, ist eine unläugbare Erscheinung, welche sich aus der Geschichte erklärt. Als der Deutsche, wie wir erwähnt, das Rheinthal erobert und die besseren Gegenden besezt hatte, schied er sich von der keltisch-römischen Bewohnerschaft strenge ab; er war das herrschende, sie das besiegte, dienende Volk, welches sich für die verlorenen schönern Landestheile nun häufig durch den Anbau wilder Gegenden entschädigen mußte.

So nun drängten sich verfolgte keltische Familien in ab-

---

[7]) In villa nostra Burthan. Urkunde, worin Rudolf den Gottesauern zwei Höfe zu B. bestätiget, abgedrukt in meiner Schrift über diesen Markgrafen, Anhang, Num. II.

gelegene Gebirgs- und Waldstreken, oder wurden von ihren Herren eigens dahin verpflanzt. Hiedurch aber blieben sie in strenger Abgeschlossenheit lange Jahrhunderte unter sich; wie es denn heutzutage noch Gegenden bei uns gibt, deren Bewohner völlig das gedrungene, schwarze Gepräge keltischer Race zeigen, während ihre nächsten Nachbaren lauter blonde und schlanke Germanen sind.

Es wäre lächerlich, diesen Racen-Unterschied überall erbliken und demselben im Kleinen und Einzelnen einen maßgebenden Einfluß auf die Gefühls- und Denkungsweise beilegen zu wollen; aber im großen Allgemeinen muß doch die Thatsache überraschen, daß bei dem Prozesse der Kirchentrennung die romano-keltischen Bevölkerungen katholisch geblieben, während sich die germanischen mit entschiedenem Eifer dem Protestantismus zugewendet [8]).

In den ältesten Zeiten war Beiertheim nach Gottesau kirchhörig gewesen; als aber Bulâch eine Pfarrkirche erhielt, wurde es eine Filialgemeinde derselben. Es ist unbekannt, wann und wie diese Pfarrstiftung geschah; da jedoch die eine Hälfte des bulachischen Zehenten (während die andere dem Pfarrer zukam) ein ebersteinisches Lehen der Herren von Riedbur war, so könnte hierin wol ein Fingerzeig liegen. Zum Schuzheiligen hatte die Kirche den Martyrer Zyriak erhalten; sie war klein, besaß ein gar geringes Vermögen, und veranlaßte bei ihren Neubauten bis auf uns herab immer weitläufige Rechtsstreite [9]).

Die alte Kapelle des heiligen Michael zu Beiertheim,

---

[8]) Von dieser allgemeinen Erscheinung gibt es im Großen wie im Kleinen viele Ausnahmen, deren Geschichte aber zeigt, wie wenig sie der Regel widersprechen.

[9]) Protocollum visitationis ecclesie parochialis in Bulach de anno 1683, und die voluminösen Bauprozeß-Akten von 1615 bis 1800.

welche 1683 ein „enges, finsteres und baufälliges Kirchlein" genannt wird, war bedeutend reicher, namentlich an Grundstüken [10]), unter denen ehedem auch ein Wisenplaz gewesen, „worauf, wie eine Nachricht [11]) von 1729 sagt, nunmehr Karlsruhe steht."

Wie erwähnt, gieng die Reformation für unsere beiden Gemeinden ohne Veränderung vorüber. Zwar hatte die entschiedene Neigung Markgraf Bernhards III für die „Kirchenverbesserung" zur Folge, daß auch Bulach einen evangelisch-lutherischen Pfarrer erhielt; es wollte aber damit keinen Bestand gewinnen. Denn als 1564 ein großes Sterben in der Kirchengemeinde einriß, welches ihn hinwegraffte, erblikten Viele darin eine Strafe des Himmels; der neubestimmte Prediger, Mr. Peter Kellner, obwol aus der Pfalz vertrieben und zunächst ohne andere Aussicht, scheute sich auch nicht wenig, diese Stelle anzunehmen [12]).

---

[10]) Protocollum visitationis ecclesiae filialis in Beurtheim de anno 1683.

[11]) Bericht des Decans zu Rotenfels, vom 28ten März 1729.

[12]) Da man über die damaligen kirchlichen Verhältnisse zu Bulach und Beiertheim bisher gar keine Nachricht besaß (vergl. Vierorts bad. Reformationsgesch. I, 441), so theile ich die „Supplication" Kellners hier vollständig mit:

„Hochwürdige und hochgelerte, auch edle Herren Regenten vnd Räthe zu Baden. E. E. söll wissen, daß die von Bulach vnd Beierten eines evangelischen predigers notturfftig weren, vnd wo ich zu disem heiligen ampt taugelich vnd geschickt erfunden wurt, so ist mein demuttig vnd vnterthenig bitte, E. E. wöllet mich göttlicher weyß dahin verordnen. So hab ich auch Brieff vnd Sigel von Fursten, Hochenschulen, Geistlichen vnd Weltlichen, wes ich mich in Lehr vnd Leben gehalten hab."

„Und es ist E. E. wol wissentlich, wie es in der Pfaltz der Lehre halben zugeht. So sein vnser 9 im ampt Germerßheim, die die Zwinglische Lehr nicht wellen annehmen, vnd darvmb so hat man vns zu verstehen gegeben, wir söllen vns vmb pfarren besehen. Auch

Man hat von Markgraf Philibert noch den Bestallungsbrief für ihn, außerdem jedoch keine weitere Spur der neuen Lehre in den beiden Dörfern — und 1569 bot der frühe Hingang des eifrig evangelischen Fürsten dem katholischen Hofe seiner Gemahlin die beste Gelegenheit, in der Markgrafschaft Baden-Baden die alten Kirchenverhältnisse wieder herzustellen. Der minderjährige Erbprinz Philipp

---

hab ich ein lateinisch Zettelein, welches anzeigt, wie wir gefordert sein worden, vnd der prediger zu Ottersdorff, Mr. Thomas, ist auch vertrieben vnd kann auch warhafftige zeugnuß geben."

„Darnach so ist mein hochfleißig bitte, E. E. wellen der verlassen Witfrauen pfarrerin zu Bulach das einkommen biß auff Johannis lassen volgen, damit die armen Waysen dester stattlicher erhalten werden, vnd wann ich bey jr auff der pfarr were, ich wollt es jr vergebis helffen versehen."

„Darnach so bin bei dem Edlen und vesten Herren Vogt zu Ettlingen gewesen, der hat gesagt, ich söll hieher gen Baden ziehen, so werde ich einen rechten bescheid bekommen. Vnd wenn mich E. E. schon annemen, vnd aber das einkommen gar klein wer, so will ich doch die Pfarr nicht. Darnach hab ich auch nicht gewüßt, daß es daselbst also stirbt, wie dann heut frue zu Ettlingen ist verkundt worden, daß keiner aus diesen Dörffern dahin darff gehn, vnd den Schultheiß von Bulach, der mir zugesagt, mit mir gen Ettlingen zu gehn, damit mein sach gefürdert werdt, wolt man nicht einlassen, und wann ich solt dahin kommen, so wurden sie mich vnd die meinen auch nicht einlassen, so müßte ich zulezt noch hungers sterben."

„Und dieweil das einkommen daselbs klein ist, so bitte ich, wenn es sein künt, daß mir E. E. den kleinen Zehenten darzu hetten addiert oder ein wenig Wein. Vnd so E. E. mich bestettigen, so ist mein vnterthenig bitte, E. E. wöllen mich in diesem Sterbet begnaden, wan ich in so geferlichen zeitten mit todt abgehe, daß jr das einkommen meinem Weib vnd kindern ein halb Jahr wellet volgen lassen, vnd wo E. E. in dem kein einsehen will thuen, so will ich die pfarr auch nicht annemen. Vber dem, so bitte ich E. E. gar vntertheniglich, wellet mir ein gnedige antwort geben, vnd wo ich etwas vnfüglichs geschriben, mir solichs zu verzeihen, fürthin will ichs besser machen. Damit Gott befohlen."

wurde von den bestellten Vormündern streng im Glauben der Mutter erzogen und vollendete bei seinem Regierungsantritte 1571 die Wiederherstellung der katholischen Kirche in seinen Erblanden.

So erhielten auch Bulach und Beiertheim in dem Kaplane Sebastian Rapp wieder einen katholischen Pfarrherrn, welcher sich nach 13jähriger Seelsorge daselbst rühmen durfte, daß über „sein Lehren, Thun und Wesen hoffentlich keine Klag' verlaute." Die Pfarrkinder beider Gemeinden „konnten ihn wol leiden", daher er auch 1588 eine Vermehrung seines geringen Einkommens erlangte [13]).

Während des 30jährigen Krieges scheinen das Pfarrhaus abgebrannt und die Pfarreinkünfte versigt zu sein; denn wegen ihres Mangels wurde der Gottesdienst zu Bulach seit damals excurrendo durch die Ettlinger Jesuiten versehen. Diese hatten 1646 von dem lezten Abte zu Gottesau die dortseitigen Klostergüter auf Beiertheimer Gemarkung erkauft [14]), und sich der Gemeinde in den schweren Kriegsläufen auch durch Gelddarleihen und Zinsenverzichte vielfach wolthätig erwiesen [15]).

Bis in die Zeiten der Landestheilung und Glaubenstrennung hatte Beiertheim mit seiner Umgebung in nachbarlichem Friden gelebt. Es bildete von Altem her mit Neureut, Rintheim, Hagsfeld, Blankenloch und Graben eine besondere Einung, welche zum Kloster Gottesau (dem Grundherrn dieser „Hardorte") in eigentüm-

---

13) Akten über den Kirchendienst zu Bulach von 1588.

14) Diese Güter bestunden in 319 Morgen Aecker und 13 M. Wisen, und bildeten ursprünglich den s. g. Trigelhof, welcher in 4 Vierteln verlehnet war. Das Lagerbuch von 1563 und die Renovation von 1646.

15) Das erwähnte Visitations-Protok. und ein Bruchstük bulachischer Schuldakten von 1668.

lichem Verhältnisse stund und darin sowol bürgerliche, als wirtschaftliche Sicherung und ruhiges Gedeihen fand.

„Es mögen die Hardgemeinden, sagt Leichlen [16]), in uralten Zeiten eine Kolonie gewesen sein, welche sich in diesen Strich des Hardwaldes getheilt, denn jede besaß einen verhältnißmäßigen Antheil daran. In Kriegs- und Fridenstagen stund hier (wie in den hauensteinischen Einungen) Jeder für den Andern unter dem Schuze der heiligen Jungfrau Maria, welche zu Gottesau als wunderthätig verehrt wurde, und alljährlich um die Fastnacht versammelte sich das Volk der sieben Dörfer bei der Abtei zu einem feierlichen Umgange. Nach Beendigung desselben wurden die Theilnehmer mit Brot und Wein belabt. Zwei Bütten, eine mit weißem, die andere mit rotem Weine, und Körbe mit Weken und Küchlein stunden bereit. Einzeln trat man andächtigen Schrittes heran und ein Jegliches erhielt seinen Imbiß. Hierauf hörte man noch eine heilige Messe, empfieng den Segen und wanderte sodann, an Leib und Seele gestärkt, wieder munter nach Hause."

Durch jene bezeichneten Ereignisse wurde diese Einung aber getrennt, und der spätere Verband, worin die Hardgemeinden immer noch erschienen, betraf allein den Waidgang und Holzbezug. Die Landesgrenze aber zwischen der protestantischen Markgrafschaft von Durlach und der katholischen von Baden, welche unmittelbar an die Gemarkung von Beiertheim stieß, wurde für diese Gemeinde zur leidigen Quelle unaufhörlicher Irrungen, Chikanen, Streite und Beeinträchtigungen.

Von dem an gewähret die Geschichte Beiertheims das Bild einer Bauerngemeinde, welche sich — abgesehen von den Gefahren und Verlursten durch Kriegsläufe, Fehljahre und Seuchen, gegen eine mißgünstige und anmaßliche

---

16) Gott'sauer Kronik (Karlsr. bei Müller, 1810) S. 123.

Nachbarschaft unaufhörlich zu wehren hat, um von ihrem uralterebten Grund' und Boden, ihren hundertfältig verbrieften Rechten und Nuzungen nicht mehr und mehr einzubüßen und verdrängt zu werden!

Schon unter Markgraf Ernst und der baden-badischen Vormundschaft hatten die Mißstände begonnen, da jener bei Mülburg ein steinernes Albwehr errichten ließ, wodurch die Wisen und Aeker von Beiertheim und Bulach höchst schädlichen Ueberschwemmungen ausgesezt wurden. Die beiderseitigen Regierungen wären wol bald über eine billige Abhilfe eins gewesen; ihre Amtleute aber träufelten immer mehr Gift in die Sache.

Als im Frühlinge 1550 die Beiertheimer den baden-durlachischen Rat von Riedbur, Junker Batt, wegen des Wehrbaues an ihre Oberigkeit verwiesen, sagte er ganz junkerisch hochmütig: „Bis ich lange frag', ist es schon gescheh'n." Und als sich's später um einen obrigkeitlichen Augenschein handelte, schrieb derselbe an den Markgrafen [17]): „Man werde ihn dazu nit vermögen, Fürstliche Gnaden schiken ihm denn 40 gerüstete Pferd', und wo ihm alsdann Jemand widersprech', so wolle er darein schlagen und die Sach' also usrichten, daß man sagen müß', er hab's vollbracht, und sollt' ihm seine Narung daruf geh'n."

Nach diesem Handel entstunden 1580 Streitigkeiten über den Waidgang in der Schüsselau, welcher vertragsmäßig den Beiertheimern zustund, ihnen aber mehrfach erschwert werden wollte [18]). Eine fast tägliche Plage für die guten Leute aber waren der Wildschaden aus den baden-durlachischen Gehägen und das insolente Benehmen der dortigen

---

[17]) Die interessanten Akten über „den beswerlichen Baw in der Alb oberhalb Mülberg" von 1548 bis 1550.

[18]) Akten über Waidgangsstreitigkeiten von 1580 bis 1585 und 1666 bis 1740.

Jäger. Dieses übermüthige Volk erlaubte sich oft die schreiendsten Willkürlichkeiten, Verlezungen des Gebietes und Mißhandlungen der Bauern, selbst wehrloser Greise, und bis ein anhängig gemachter Fall durch alle Schreibstuben gelaufen, war schon wieder ein neuer geschehen [19]).

Wegen ihres Antheiles an der untern Hard waren die Beiertheimer der Herrschaft zu Durlach mit den übrigen Hardgemeinden zu den Jagdfronen verpflichtet. Da nun diesen eine Ablösung in Geld erlaubt worden, so fiel die ganze Last auf jene. Oft mußten sie neben den aufgebotenen Soldaten „mit gesammter Bürgerschaft hagen und jagen, dergestalten, daß sie ihren Haushaltungen und Feldarbeiten nit mehr vorstehen konnten, sondern mit Weib und Kind in's Verderben gesetzt wurden" [20]).

Während solcher Leiden der Gemeinde hatte der Schwedenkrieg ausgetobt und der orleanische sich erhoben, welcher sie mit neuer Vernichtung traf. Und auch der spanische Erbfolgekrieg forderte von ihr seine Opfer, so daß man wahrlich das zähe Leben bewundern muß, womit das müheselige Volk all' die Unbilden des Geschikes ertrug. Werfen wir einen Blik in jene Zeiten.

Die Beiertheimer hatten an die Durlacher Amtskellerei jährlich 68 Malter Früchten abzuliefern, waren's aber damals von 1698 her noch rükständig, „weil die Aeker wegen der langen Kriegszeit, wo alles in Unbau geraten, bisher öd' und wüste gelegen, da mehr als die Hälfte der Leute im Dorf' aus Hunger und Kummer gestorben und das Vieh vom Feinde hinweggeführt worden."

Sie baten daher 1703 um Nachlasse und erhielten solche

---

[19]) Akten über Wildschaden, Jagdbeschwerden und Forstfrevel von 1582, 1662, 1671 und 1701 bis 1756.

[20]) Klagschrift des Schuldheißen, Bürgermeisters und ganzer Gemeind zu Beiertheim von 1682.

auch; aber 1709 mußten sie neuerdings darum einkommen, „da ihre Felder wegen der elenden Kriegszeit merklich ruiniert und gar wenig eingesäet worden.“ Und noch 1720 ergieng ihre Klage über die „beständigen Kriegstroublen, worin die Früchten sowol an Freund als Feind, wegen geschlagenen Lagern oder sonstigen Fouragierungen, öfters totaliter darauf gegangen“ [21].

Eine Gefahr anderer Art war für Beiertheim indessen durch die Gründung der Stadt Mülburg herbeigeführt worden. Denn die neue Gemeinde konnte ihre ärmliche Gemarkung nur zum Nachtheile der angrenzenden Orte erweitern, und hierin that man eher den baden-badischen weh', als den eigenen baden-durlachischen [22]. Dasselbe Uebel aber trat später durch die Erbauung von Karlsruhe in einem noch höheren Grade ein.

Die Karlsruher sollten mit ihren Gärten immer 8 Schuhe von der beiertheimischen Gemarkungsgrenze bleiben; bald jedoch rükten sie bis unmittelbar an dieselbe vor. Sodann kamen sie mit steten Zumuthungen, ihnen Dies und Jenes abzutreten, wofür den Bauern ein geringer Ersaz geboten war. Den heikelsten Gegenstand aber zwischen der vornehmen neuen Stadt und dem bescheidenen alten Dorfe bildete — das Holz.

Die heranwuchernde Bevölkerung von Klein-Karlsruhe trieb die Holzjagd mit kühner Gewandtheit, und wenn der Wald nicht genug Beute gab, mußten im Notfalle auch die Obstbäume daran.

Als Karl Friderich 1773 die Verordnung wegen der Baumschulen ergehen ließ, berichtete die Gemeinde Beiert-

---

[21]) Akten über Gemeindesachen von 1701, 1709 und 1720.

[22]) So klagten die B. unter Anderm 1711, daß sie „durch Erbauung Mülburgs in dem ihnen bei den 6 untern Harddörfern zustehenden Waidgang ein Beträchtliches eingebüßt.“

heim treugehorsamst, wie sie den Nuzen davon wol einsehe; ihre früher auf dem Almendgute gepflanzten Nuß- und anderen Fruchtbäume seien aber immer gestolen oder verdorben worden, daher zu befürchten stehe, daß aller diesfällige Aufwand vergeblich sein werde. „Denn, heißt es im Berichte mit dürren Worten weiter, „denn Alles, was wir auf unsern gemeinen Pläzen aussezen, ist durch die Karlsruher Inwohner in wenigen Tagen meistens wieder entwendet. Die Diebstähle in Wäldern, Feldern und Gärten sind täglich, und alles Bewachen nüzet nichts" [23]).

Mit dem Wachstume der Residenz wurde auch das Bestreben derselben, gegen das sonnige Beiertheim hin an Land zu gewinnen, immer dringender. Lange blieb die dortige Gemeinde aber unerbittlich, und noch 1798 wendete sie das Anerbieten der Regierung, ihr gegen ein Stük Wald und Waidplaz an der Südseite der Stadt anderes Land gegen Riedbur hin abzutreten, nach dem lakonischen Berichte des Schuldheißen Fischer damit von sich ab, daß „die Bürgerschaft den Spruch gegeben, unmöglich einen solchen Tausch treffen zu können, indem sie die Waid' nicht entbehren dürfe, weil es in ihr viel arme Bürger gebe, welche sonst kein Vieh mehr zu halten vermöchten."

Endlich aber fand dieser Austausch dennoch statt und bald folgten ihm noch andere nach. Dafür ist nun die karlsruhische Bevölkerung den Beiertheimern möglichst dankbar; sie kauft ihnen ihre Milch und Kartoffeln ab, besucht ihre Wirtshäuser und — düngt ihre Felder.

Das Studium der Urkunden und Akten einer altbegründeten, wolbegüterten Bauerngemeinde hat etwas eigentümlich Befriedigendes. Wie leidig auch die Nachrichten von Unfällen, Bedrängnissen und Verlursten sich häufen —

---

[23]) Akten von 1724 bis 1773, worin sich eine oberigkeitliche Bestätigung des geschilderten Vorhaltes befindet.

man siehet doch, die Gemeinde vermochte es, dieselben zu ertragen und sich immer wieder aufzuhelfen. Die Spur eines tüchtigen, unverwüstlichen Wesens läuft wie der rote Faden unter dem Wechsel ihrer Geschike fort und bildet zu dem haltlosen Gepräge, zu der glänzenden Bettelei anderer Gemeinschaften einen höchst wolthuenden Gegensaz.

Gerne entschuldigen wir auch die beschränkte Zähigkeit, die rauhe Härte, das verstekte Mißtrauen, die lauernde Verschmiztheit und all' das Schlimme, was an der Bauern-Natur zum Sprichworte geworden [24]), wenn uns so eine Dorfgeschichte auf den Ursprung und die Nothwendigkeit desselben leitet.

Knielingen.

Ein anderer beliebter Ausflug der Karlsruher ist der Weg an den Rhein hinaus nach der Maximilians-Au oder über die Schiffbrüke nach dem „großen Schoppen." Die Straße führt durch Mülburg, man hat aber etwas näher durch die Hard-Allee und über's Knielinger Feld.

Ist es nun ein schöner, himmelreiner Tag, und man tritt aus dem Walde auf die Fläche des Exerzierplazes, der wie ein stiller, grüner See zwischen einem Kranze von Eichen- und Forlengehölzen ruht, so gewähret dies einen eigentüm-

---

[24]) Davon heißt das Bezeichnendere namentlich: „der Bauer ist ein Lauer" (d. h. weder kalt noch warm, so lange sich eine Sache nicht entscheidet); „du magst den Bauern ziehen oder zuken, so bleibt er doch bei seinen Muken" (besonders in Rechts-Sachen, wo diese Zähe ebenso nüzlich als schädlich sein kann); „die Bauern hören gut, wenn sie nur wollen" (daß sie Manches geflissentlich überhören — wem kommt's zu gute?); „der Bauer ist nicht zu verderben" (im Allgemeinen), Gottlob!

lich heiteren Anblik, und doch erwekt das lautlos Einsame der Oertlichkeit ein leises Gefühl von Wehmut, welche über dem weiten Plaze zu schweben scheint, als ob sich derselbe nach der Gesellschaft eines belebenden Wassers sehne.

Der fernere Weg bis Knielingen, über hochgelegene, freie Akerfluren, ist ohne Reiz; sonst aber ligt das uralte Dorf sehr glüklich und malerisch am Rande des großen Raines, welcher sich als altes Hochufer von der Ortenau an bis in's Kraichgau hinabzieht, und den Orten Bietigheim, Durmersheim, Mörsch, Forchheim, Eckenstein, Schreck, Linkenheim und Hochstetten eine ähnliche Lage bot.

Knielingen erscheint mit Beiertheim im gottesauischen Stiftungsbriefe und sollte nach dem ursprünglichen Wortlaute eigentlich „Knödelingen" heißen [25]). Das ganze Ansehen des Dorfes mit seiner Umgebung verräth sogleich einen uralten Anbau und eine ehemalige Wolhabenheit. Die Markgrafen besaßen daselbst eine Badstube und ein bedeutendes Fischwasser, welche den Einwohnern in Bestand gegeben waren [26]). Der Kirchensaz über die alte Pfarrei gehörte der deutschordenschen Komturei Heimbach, von welcher ihn 1526 Markgraf Philipp I an sich erkaufte; Markgraf Karl II aber wurde der besondere Wolthäter von Knielingen, indem er 1563 die Gemeinde vom Hauptrecht' und Todfall' befreite [27]).

Wie oftmals in der heimischen Ortsgeschichte begegnen wir solchen Handlungen landesväterlicher Milde! Das badische Fürstenhaus bewahrte stets den humanen Geist seiner

[25]) Denn nach einer Urk. von 1103 besaß das Kloster Herd auch Güter zu Cnodelingen, und 1213 nennt es M. Hermann VI noch Knodelingen.

[26]) Bestandbriefe von 1474, 1509 und 1568, 1513, 1535, 1579 und 1666.

[27]) Kaufbrief, geb. Zinstags nach Lätare 1526, und Befreiungsbrief vom 19ten April 1563.

Ahnen von Zäringen. Und hat sich dieser Geist in Karl Friderichs erhabener Brust am herrlichsten entfaltet, so bleibt es das beste Vermächtniß für uns Badener, wenn er eine Nachkommenschaft hinterließ, welche vor allem bestrebt ist, seinem hohen Vorbilde zu folgen und sich einst seiner würdig um ihn zu versammeln.

Maximilians-Au.

Von Knielingen führt eine schöne mit Pappelreihen geschmükte Straße bis an den Rhein. Sie durchschneidet ein großes Bereich von Altwassern, welche im hohen Sommer einen belästigenden Geruch verbreiten. Nähert man sich dem Rheinufer, so tauchen die Brükengebäude und das Gasthaus der Maximilians-Au aus dem Schoße der flachen Gegend allmählig hervor, und hat man die ersteren erreicht, so zeigt sich der breite, mächtige Strom mit der stattlichen Schiffbrüke in überraschender, die Seele großartig erregender Weise.

Für mich, einen am Rhein Geborenen, hatte der Anblik etwas heimatlich Rührendes, und als ich mitten auf der Brüke stund, die gewaltigen, in breitem, ruhigem Strome dahin wallenden Wasser betrachtend, da war's dem Herzen so „wolig", daß ich diesem Spiele stundenlang hätte zuschauen mögen. Haec dedit gaudia Rhenus.

Ich kehrte mit meinen Begleitern — nicht im „großen Schoppen", sondern im „silbernen Anker" ein, angezogen von dem süßen Geiste des trefflichen Deidesheimers, welchen man daselbst findet. Er that auch seine rühmliche Wirkung; denn wie in Jünglinge verwandelt, jubelten wir nach der Maximilians-Au zurük. Dort nahmen wir ein Rheinbad, ergiengen uns hernach in den lieblichen Anlagen und erfreuten das Herz — durch einen tüchtigen Imbiß, wobei zum Ab-

schiede von Vater Rhein, unter munterem Gesange, noch eine Flasche des Einheimischen geopfert ward.

Das wasserarme Karlsruhe verdankt die so wolthätige Anstalt des „Rheinbades" Seiner Großherzoglichen Hoheit, dem Markgrafen Maximilian, zu dessen Ehren der liebliche Plaz seinen Namen erhielt. Das Gasthaus mit den Bädern und Anlagen wurde 1840 erbaut, zugleich mit der Schiffbrüke, welche man am 25sten Auguste jenes Jahres feierlich eröffnete [28]).

Brüke und Bad waren ein längst und lebhaftest empfundenes Bedürfniß, daher auch die große und laute Freude des dies- und jenseitigen Publicums am Eröffnungstage. Man gab sich herzlichst die Hände, umarmte und küßte sich brüderlich, und über dem wogenden Gedräng' der Menge flatterten gar lustig die rot-gelben und blau-weißen Fahnen. Die Freude des schönen Tages — obwol nach gut-deutscher Weise fremder und einheimischer Rebensaft „in Strömen floß", endigte ungetrübt und bleibt für jeden Theilnehmer eine wolthuende Erinnerung.

Mülburg.

Unser Heimweg war ein höchst angenehmer. Die Sonne warf ihr Abendgold gar lieblich auf den Abhang des Raines, wo Knielingen mit seiner burgartig gelegenen Kirche, mit dem sanften Wisenlande und üppigen Weidengebüsche am Saume seines Altwassers, in diesem Lichte eine kleine Landschaft bildete, welche der trefflichste Vorwurf für den Pinsel eines Ruisdael gewesen wäre.

Ein Bild anderer Art stellte sich dar, als wir gegen Mülburg kamen. Denn während die untergehende Sonne

---

[28]) S. Karlsruher Zeit. 1840, Num. vom 26sten August.

noch einen verklärenden Gluhtstral auf die Gebäude des Städtleins warf, lag der Hintergrund schon in dunklem Dämmerflore — ein Gegensaz von überraschender Wirkung. Wie erst, bei einer solchen Beleuchtung, mußte einst das stattliche Schloß von Mülberg mit seinen Mauern und Türmen sich dargestellt haben, von dessen Ausdehnung es uns keinen geringen Begriff gibt, wenn wir lesen, daß Markgraf Georg Friderich einst seine sämmtliche Artillerie darin untergebracht.

Mülburg ist ein offener, heiterer Ort von ohngefähr 1600 Einwohnern. Er verdankt seinen Ursprung einer Müle, welche von uraltester Zeit her die gemeinschaftliche Malstätte für die Hardgemeinden war. Sie erschien später als ein markgräfliches Erblehen [29]) und verblib die Zwangsmüle für Gottesau, Rintheim, Hagsfelden, Beiertheim, Bulach, Knielingen und Neureut bis die Abänderung des Ablaufes in jener Gegend ihren Zerfall herbeiführte, wodurch die Appenmüle in Aufnahme kam [30]).

Neben dieser alten Hardmüle erhob sich am Ufer der Alb ein sanfter Sandhügel, vom Volke „der Mülenberg" genannt, dessen günstige Lage in der Nähe der Brüke, worüber die rheinische Reichsstraße führte, einen der alten Herren des Ufgaues zur Erbauung einer Burg veranlaßte, wahrscheinlich des Zolles wegen [31]), der hier erhoben wurde. Daher war dieselbe ein Reichslehen, welches an das Haus Baden gedieh, wie denn noch 1335 Markgraf Ru-

[29]) Lehenbrief der Markgr. Bernhard und Ernst von 1534 für „den Zimprecht von Hefen-Eberstein." Im Jahre 1561 kaufte sie aber M. Karl eigentümlich an sich.

[30]) Akten über die Wiederherstellung „der alten, ehedem auf der Alb gestandenen Schloßmüle" von 1727.

[31]) Notiz über das Fischwasser Rheinholz in der Burgau beim Schlosse Mülberg, der „Zoll" genannt, von 1586.

dolf IV von König Ludewig dem Baiern förmlich damit belehnt worden [32].

Zu den Burgsizen, wo die Markgrafen in den unteren Landen gewöhnlich zu hausen pflegten, gehörte nun vornehmlich die Veste Mülberg [33]) und zur Zeit Rudolfs I war sie bereits der Siz einer markgräflichen Verwaltung, wohin die Abgaben der benachbarten Unterthanen geliefert wurden [34]. Dies ist der Ursprung des nachmaligen Amtes Mülberg, wozu die Orte Eckenstein, Hochstetten, Knielingen, Linkenheim, Neureut und Schreck gehörten.

Die Veste lag aber zunächst hinter dem jezigen Wirtshause „zum Hirschen", wo das Land noch den Namen der Schloßgärten hat [35]. Da der dortige Sandbühel von keinem Belange war, so hatte man sie von der Alb her mit einem doppelten Graben umzogen und so zu einem Wasser- oder Weierhause gemacht, wie man damals die Burgen der Ebene zu nennen pflegte [36].

Als König Rudolf von Habsburg gegen die Theilnehmer des schwäbischen Grafenbundes zu Felde zog, war die Veste Mülberg unter den Orten, deren sich das Reichsheer zunächst bemächtigte [37]. Nach der Unterwerfung des Mark-

---

32) Sachs, bad. Gesch. II, 45 und 133.

33) Urk. bei Schöpflin, histor. zaringo-badens. V, num. 120.

34) Quod medietatem frugum annue pensionis, sagt der Markgraf in einer Urk. von 1265, bezüglich auf etliche Bauern aus der Gegend von Bikesheim, ad castrum nostrum Baden vel Mulenberc, vehere non obmittant. S. Meine Schrift über M. Rudolf I, S. 55.

35) Auf einem alten Plane sind die beiden Gräben mit der Brüke darüber und das Wachthaus dabei noch angemerkt.

36) Eine Burg in der Ebene hieß castrum campestre oder domus *aquatica*, weil es nur durch Wasser-Gräben oder Weier unzugänglich gemacht werden konnte.

37) „Rudolfus rex occubabat Baden, Mulberg, Grezingen

grafen aber wurde sie wieder an dessen Haus überlassen, und spielte dann keine Rolle mehr bis unter Markgraf Bernhard dem Großen.

Dieser Fürst war eine besonders hervorragende Persönlichkeit, in welcher sich der Geist seines Standes und Zeitalters sprechend ausdrükte. Die damaligen Fürstenhäuser, durch Theilungen, Fehden und Aufwand vielfach verschuldet und entblöst, blikten einerseits mißtrauisch und feindlich auf den Kaiser, welcher sie zu schwächen suchte, und anderseits mit bitterem Hasse auf die üppig empor wuchernden Gemeinwesen der Städte, deren siegreiche Macht alle angestammten Geburts- und Herrscherrechte zu bedrohen anfieng. Aus diesen Verhältnissen aber entsprangen größere und kleinere Fehden in solcher Menge und sich so vielfach durchkreuzend, daß es im heiligen Reiche aussah', wie ein Krieg von Allen gegen Alle.

Markgraf Bernhard erinnerte sich zu lebhaft, wie sehr sein Haus seit Rudolf I durch die emporstrebenden Pfalzgrafen bei Rhein bedroht gewesen, um Ruprecht I — einem Kaiser aus ihrem Geschlechte, aufrichtig ergeben sein zu können. Er geriet in ein ähnliches Verhältniß zu ihm, wie jener sein Ahnherr zu dem Habsburger gestanden, als es sich um Verzichtleistung auf alle während der kaiserlosen Zeit anmaßlich erlangten Reichsrechte gehandelt. Bernhard sollte seinen neuen von dem Reichsvergeuder Wenzel erhaschten Privilegien entsagen. Dazu war er nicht geneigt und verband sich mit dem Herzoge von Orleans gegen den Kaiser, welcher indessen auch nicht säumte, seinen Anordnungen den schuldigen Gehorsam zu verschaffen.

Während seine Anhänger von allen Seiten das badische Gebiet überfielen, zog Ruprecht 1402 selber vor die Veste

---

et Durlach, et quidquid erat Marchionis Badensis sibi subjiciebat.“ Paraleipom. ad chron. Ursberg. 258.

Mülberg und belagerte sie. Der Markgraf, dadurch in der größten Bedrängniß, unterwarf sich dem Kaiser — freilich nur scheinbar, bis der Erzbischof von Köln 1407 endlich einen versöhnenden Ausspruch that [38]).

War nun Mülberg in dieser Fehde ohne weitere Beirrung geblieben, so geriet die Veste während des Städtekrieges, woran Bernhard, als ein Todfeind der Straßburger und ihrer Verbündeten, so vielfachen Antheil nahm, in desto größere Gefahr, je leidenschaftlicher und rüksichtsloser sein Benehmen gegen ihre Leute war [39]). Denn als 1424 die vereinigte Waffenmacht von Freiburg, Endingen und Kenzingen, Straßburg, Basel, Kolmar, Mülhausen und Schletstadt, neben andern badischen Orten den Fleken Rastatt verbrannt und sich vor Mülberg gelegt, verhinderte nur die Eifersucht der Belagerer die Einnahme und Zerstörung der Veste, wie mannhaft und tapfer sich ihre Besazung auch halten mochte.

„Und rürte der Stoß, sagt die Chronik, von den Zöllen des Markgrafen her, und weilen die Stätt' sine Lüte zu Burgern nament, und von vil andern Sachen wegen. Da ward zwüschen ihm und ihnen maniger Tag geleistet, das halfe aber Alles nit. Und ward Herzog Ludwig der Pfalzgrafe auch (Mitglied) des städtischen Bundes, weil er etwas Irrung mit dem Markgrafen hatt', und unterstundent sie sich, denselben von sinen Schlossen und us sinen Herrschaften zu vertriben, und zügent mit großer Macht und mit vil Züges uf ihn, und schlugent sich für Mülenberg das Wasserhus, und schussent und wurfent vast darin. Aber die frommen,

---

38) Sachs II, 225 bis 232.

39) Er hatte, laut der Basler Ratsbücher, „ehrbare Leute auf dem freien Rheinstrom überfallen, ihnen das Ihrige genommen, sie gestöket und geschäzt." Ochs, Gesch. von Basel III, 146. Die Straßburger Zusäze zum Königshofen machen es aber weit ärger. Mone, Quellensamml. I, 256 und 285.

festen Lüte, die von Schwoben darinne warent, die wehrent sich ritterlich und gabent den Ussern nit nach."

Noch lagen die Städtischen, in die vierte Woche schon, vor Mülberg, als eine Abordnung des Kaisers erschien, um den Frieden zu vermitteln. Es kam auch zu einer Uebereinkunft, welche in der deutschen Rechtsgeschichte unter dem Namen des Mülberger Vertrages [40]) bekannt ist.

Derselbe beendigte aber den Krieg noch keineswegs; denn 1428 überfielen die Straßburger, Basler, Freiburger und Breisacher (wie vormals, unter der Anführung des Pfalzgrafen Ludewig) den Markgrafen neuerdings, belagerten auch die Veste Mülberg wieder, und eroberten sie diesmal. Nur die schnelle Dazwischenkunft des Erzbischofs von Mainz rettete ihre Mauern vor dem Schicksale anderer Burgen, welche in die städtische Gewalt geraten [41]).

Ein Jahrhundert verfloß hierauf, ohne daß Mülberg einen andern Feind kennen lernte, als den Zahn der Elemente. Wie aber der Bauernkrieg sich drohend auch der Markgrafschaft näherte, wurde die Veste aus andern badischen Schlössern mit Geschüz und Mannschaft so gut versehen [42]) und so streng bewacht, daß die Haufen der Empörer sich nicht herbei gewagt.

Mülberg gehörte damals zum Antheile Markgraf Philipps I, welcher diese Veste so sehr liebte, daß er sie zu einer stattlichen Fürstenburg erweiterte [43]). Sie bestund aus der markgräflichen Wohnung, der Behausung des Burgvogts mit Kanzlei und Gefängniß, aus den Gesindestuben, Rüstkammern und Wirtschaftsgebäuden, und war, wie oben er-

---

40) Er steht auszugsweise bei Schöpflin VI, 140.

41) Sachs II, 276 bis 282, und Mone, Quell. I, 255 und 285, unter der Aufschrift: „Ein' reise für Mülenberg."

42) Sachs III, 205.

43) Irenicus, German. exeges. III, 160.

wähnt, mit einem doppelten Damme und Wassergraben ringförmig umzogen.

Man hat von Markgraf Philipp noch die „Ordnung" für beide Thorwärtel zu Mülberg, welche während der Gefahr des Bauernkrieges gegeben worden [44]). Die Vollendung des Schloßbaues erlebte der edle Fürst aber nicht mehr, da er schon 1533 verstarb. In der sofort erfolgten Landestheilung zwischen seinen überlebenden Brüdern Bernhard und Ernst, den Gründern der Linie von Baden-Baden und Baden-Durlach, fiel die Veste dem lezteren zu, dessen Enkel Georg Friderich, wie schon erwähnt, sie zum Sammelplaze seiner sämmtlichen Artillerie erlas [45]).

Was Mülberg im 30jährigen Kriege erlitten, ist mir nicht bekannt; nach erfolgtem Frieden aber gab Markgraf Friderich IV dem Schlosse „ein prächtiges Ansehen", wohnte sehr oft daselbst und verwirklichte endlich seinen Lieblingsgedanken — die Gründung einer Stadt neben diesem fürstlichen Size, wo sich im Verlaufe der Zeit einige Diener, Handwerker und Taglöhner angesidelt [46]).

Zu Anfang des Jahres 1670 erschien eine öffentliche Bekanntmachung, worin sich der Markgraf vernehmen ließ: „da die Erbauung neuer Städt' von ältesten Zeiten her nit allein ihren Fürsten und Eigentumsherren zu unsterblichem Ruhm' gereichet, sondern auch denen dahin sich sezenden Bürgern und Einwohnern zu merklichem Nuzen und Aufnehmen, wie auch zu Beförderung gemeinen und hochnötigen Handels und Wandels; so haben Wir aus unserem bisher offen und unverwahrt nächst dem Schlosse mit etlich wenigen Gebäuen besezten Orte Mülburg eine Stadt aufbauen zu

---

44) „Ordnung der Thorwarten oder Portner zu Mulenberg, jnen vf sant Egidien tag Anno 25 gegeben."

45) Nach einer Notiz, die ich nicht mehr finde.

46) Sachs IV, 665 und 687.

lassen uns entschlossen, allwo wegen opportuner Situation an der kaiserlichen Heerstraße, der Alb und dem Rhein', bürgerliche Nahrung bequemlich gefunden, insonderheit aber allerhand Manufacturen und Gewerbe nuzbarlich getrieben werden können" [47]).

„Da solches aber, heißt es weiter, ohne Ertheilung gewisser Freiheiten nit möglich, so ertheilen Wir den Bürgern der neuen Stadt für ewige Zeiten die Aufhebung der Leibeigenschaft und Frondienste, die Gewerbs- und Religionsfreiheit, das große Maß und vier Jahrmärkte; auf den Zeitraum von 30 Jahren aber die Zoll- und Abgabenfreiheit." Dieser glänzende Freiheitsbrief [48]) wurde gedrukt und in zahlreichen Exemplaren nach allen Seiten versendet [49]).

Wir ehren die edle Absicht des Fürsten, ihr Erfolg aber bildete zu dieser Ankündigung einen fast jämmerlichen Gegensaz. Denn hätte aus der neuen Ansidelung unter besonders begünstigenden Umständen auch etwas Befridigendes werden können, so verdarben die französischen Kriege von 1688 bis 1714 dieselbe schon im Keime, und die Gründung von Karlsruhe vereitelte das Emporkommen der älteren Schwester für immer.

Durch die Zerstörung des Schlosses während des Vandalenzuges von 1689, welcher Durlach, Ettlingen, Rastatt, Kuppenheim, Baden, Steinbach und Stollhofen in Asche legte, verlor Mülburg seinen Kern. Das Ingebäude war niedergebrannt und die Mauern hatten durch angelegte Minen

---

[47]) Patent vom 24ten März 1670.

[48]) Er ist vom 20ten April 1670 und enthält 13 Artikel.

[49]) Dieser Druk führt die Aufschrift: „Freyheiten und Begnadigungen, welche der Durchlauchtigste Fürst Herr Friedrich Marggraff zu Baden u. s. w. allen denjenigen, so in Dero neu-aufbauenden Stadt Mühlburg sich setzen und darinen bauen werden, gnädigst bewilliget und ertheilet haben. Durlach, bei Joh. Sal. Hacken, fürstl. Buchdrucker, 1671."

eine solche Erschütterung erlitten, daß sie einzustürzen drohten [50]). An eine Wiederherstellung des Schlosses war vorderhand nicht zu denken, und später, beim Entstehen von Karlsruhe, trug man es vollends ab, wahrscheinlich, um die Steine am dortigen Residenzbau zu verwenden.

Markgraf Friderich Magnus erneuerte nun zwar den mülburgischen Stadtbrief und sezte von den versprochenen Jahrmärkten drei in Wirklichkeit [51]); was aber konnte es fruchten — in einer Gemeinde, welche beinahe keine Gemarkung und nicht die geringsten Mittel zur Errichtung einer Kirche, eines Pfarrhofes, Schul- und Rathauses besaß? Der Pfarrer mit seiner ärmlichen Kompetenz mußte im Hauszinse wohnen, welchen weder er noch die Gemeinde bezahlen wollte; und nachdem über die Herstellung jener Gebäulichkeiten viele Jahre lang schriftlich verhandelt und inner- wie außerlands dafür gebettelt worden, kamen endlich eine notdürftige Pfarrwohnung und ein Bretterhaus zu Stande, welches Kirche, Schul- und Gemeindsstube mit einander war [52])!

---

[50]) Befehl des M. Friderich Magnus an den mülburgischen Amtmann Becht. Da derselbe das einzige Aktenstük ist, welches sich aus jener Zeit über das Schloß Mülberg erhalten hat, so theile ich es wörtlich hier mit.

„Lieber Getreuer. Wir werden berichtet, daß die mauren an Unserm schloß zur Mühlburg durch den daselbst vorgegangenen brand und beschehene Minirung dergestalten ruiniret, daß, im fall nicht zeitlich vorgebogen werde, deren gänzlicher einfall zue besorgen stehe. Diesem nun vorzuekommen, ist Unser ernstlicher befehl hiemit an dich, daß du solchem besorgenden einfall mittelst vorkommender understützung sogleich begegnen und die darauf anwendende geringe Unkosten urkundlich verrechnen sollest. Innmaßen Wir Uns versehen. Datum Pforzheim den 13ten Decembris anno 1697.“

[51]) Des Markgrafen „nach erlangtem lieben Reichsfriden“ gethane Erneuerung und Vermehrung der mülburgischen Privilegien, vom 10ten Dezember 1699.

[52]) Akten über diese Betreffe von 1698 bis 1727.

Das Bestehen einer Stadt von geringer Gemarkung mußte auf Gewerbe und Handel gegründet sein. In der Hoffnung, durch solche ihr Glük zu finden, siedelten sich anfangs auch mehrere fremde Familien in Mülburg an; allein, das neu entstehende Karlsruhe schnitt ihnen alles weitere Aufkommen ab, und die Mülburger, in damaligen Schriften oft nur als „Dorf" oder „Fleken" benannt, waren dazu verdammt, eine arme Bevölkerung zu verbleiben.

„Die vielen Kriegstroublen und beschwerlichen Zeiten", klagten sie 1718 in einer Eingabe an den Markgrafen, „insonders der lezte französische Einfall sind Ursach gewesen, wenn nicht allein weder die Stadt, noch ihr Handel und Wandel bisher hat in gewünschten Stand gebracht werden können, sondern die Einwohnerschaft dermaßen in's Verderben gestürzt worden, daß bei Continuirung der nahrungsklemmen Zeit wir uns nicht wieder zu erholen vermocht. Wir müssen daher inständigst um gnädigste Verlängerung der nächstens abgelaufenen Freijahre bitten."

Es wurde ihnen willfahrt; aber 1722 waren von den vergebenen Hausplätzen, deren einer keine 10 Gulden kostete, bei weitem die meisten „wegen allzu großer Armutei der Einwohner" noch nicht bezahlt!

Ein Vierteljahrhundert später berichtete die oberigkeitliche Behörde „über den höchst betrübten, nahrungslosen Zustand" von Mülburg, und 1766 hieß es: „Die Stadt hat nicht nur an erträglichen Gütern empfindlichen Mangel, sondern es sind auch ihre Professionen und Handierungen kaum in Betracht zu ziehen. Denn das Marktum ist an sich sehr gering und in Bezug auf eigene Güter noch kleiner. Sehr wenige Bürger können von ihrem Eigentume leben, die meisten müssen sich von geringen Handwerken und Bestandgütern ernähren" [53]).

---

[53]) Akten über mülburgische Gemeinde-Sachen, von 1715 bis 1766.

Durch die Zerstörung des Schlosses war auch jene uralte Müle, von welcher Namen und Ursprung des Ortes stammten, in Abgang geraten, worauf die Mülburger zur Not eine neue errichtet; als aber diese ebenfalls baufällig ward, bekannte sich die Gemeinde 1775 für so verarmt, daß sie nicht in Stande sei, dieselbe zu unterhalten [54])!

Von der geringen Ortsgemarkung gehörte ein großer Theil zu dem Landgute, welches der Prinz Ludewig Wilhelm [55]) in Mülburg besaß. Als dasselbe nun an die Familie von Seldeneck erbte, erkaufte sie noch so vieles dazu, daß volle zwei Drittel der mülburgischen Feldungen in ihrem Besize lagen. Die Regierung mußte diese Ankäufe daher beschränken, „damit die armen Einwohner nicht vollends von ihrem geringen Feldbaue verdrängt und zu lauter Taglöhnern gemacht würden.“

Im Jahre 1790 zählte Mülburg 130 Bürger in 93 meist einstöckigen Häusern, mit 98 Morgen eigentümlichen Ackerfeldes. Ihre Verhältnisse hatten sich um nichts gebessert, und nun kam die Kriegszeit der französischen Revolution! Eine Schilderung des Zustandes der Gemeinde von 1806 sagt: „Bekanntlich hat Mülburg in den 90er Jahren durch den leidigen Krieg sehr viel gelitten und sich bisher noch nicht erholt. Die Einwohnerschaft besizt kaum 100 Morgen Akerfeld auf ihrer Gemarkung als Eigentum, und diese Güter sind meistens in den Händen der wenigen Vermöglichern,

---

[54]) Sie zerfiel auch gänzlich und wurde erst 1794 wieder hergestellt. Akten hierüber.

[55]) Der Bruder Karl Friderichs (gebor. 1732, gestorb. 1788). „Er widmet (sagt Sachs V, 175) seine Stunden meistens der Lectüre und ökonomischen Versuchen, wozu ihm sein in dem nahen Mülburg besizendes Landgut die schönste Gelegenheit darbietet.“ Im Jahr 1770 hatte der Prinz eine Bierbrauerei daselbst errichtet, nachdem die Biersiderei, welche schon 1700 in M. bestanden, wahrscheinlich längst wieder eingegangen.

so daß die Uebrigen beinahe gar nichts besitzen. Diese unvermöglichere Klasse besteht theils aus Handwerksleuten (fast lauter Webern), theils aus Taglöhnern und Handwerksgesellen, welche so geringen Verdienst haben, daß sie mit ihren Familien nicht leben können ohne die Bestandesäker des Herrenfeldes."

Es hatte sich nämlich um eine Erhöhung des Bestandzinses von diesen herrschaftlichen Aekern gehandelt, welche den gößeren Theil des mülburgischen Baulandes bildeten und der Bürgerschaft bisher um einen billigen Zins überlassen waren[56]). Doch genug aus so unerquiklichen Akten!

Während des mittelalterlichen Faustrechtes entstunden in Deutschland neben den alten Reichs-, Residenz- und Marktstädten eine Menge kleiner Landstädtlein. Es wäre an denselben um so mehr genug gewesen, als ihre Gemarkungen zu der wachsenden Einwohnerzahl meistens in einem großen Mißverhältnisse stunden. Nun aber gründete man später wieder neue Städte — von noch geringerem oder gar ohne alles Gemarktum.

Man rechnete dabei auf den Flor der Gewerbe, auf die Vermehrung von Handel und Wandel, und schmeichelte sich mit der urbanen Bildung, welche aus den zahlreichen Städten erblühen und die Länder allenthalben durchkreuzen werde. An einstige Folgen anderer Art wurde in der schönen Täuschung nicht gedacht, und wir haben sie jezt! Die Menge der kleinen Städte that ihnen schon selber weh, dann kamen die Fabriken auf und die Handelswege der Eisenbahn.

Was ist nun aus diesen Landstädtern größtentheils geworden? Ich will das harte Wort nicht aussprechen; aber es gewähret einen jämmerlichen Anblik, den ehemaligen Gewerbemeister oder Kaufmann mit einem Kühlein auf sein

---

[56]) Akten über mülburgische Gemeinde-, Wirtschafts- und Gemarkungs-Sachen von 1790 bis 1812.

Almendstük fahren zu sehen, um ein paar Säke Kartoffeln einzuheimsen. Und wol ihm, wo's noch Almenden gibt!

Und der urbane Geist, die religiöse und politische Bildung, welche in den Landstädten herangeblüht? Sie haben das unruhige, anmaßliche, zuweilen wol auch ehrbare, aber malcontente Proletariat noch vollendet, dessen Mutter diese armen Familien-Heerde waren [57]).

Unsere vielen Städte [58]) vorzüglich halfen das Mißverhältniß herbeiführen, worin Grund und Boden der Länder mit den Zahlen ihrer Bevölkerung stehen, einer Bevölkerung, welche sich großentheils durch mühesame und theuere Erfüllung vielfach gestellter Bildungs- und Befähigungsbedingnisse zu Ansprüchen berechtiget fühlt, deren Ziel selten erreicht werden kann. Wo aber dieses doppelte Mißverhältniß eingetreten, da ist ein Staat von der gefährlichsten Krankheit bedroht, und nichts vermag zu helfen, als ein geordnetes Auswanderungs-Wesen.

Kehren wir nach Mülburg zurük. Wenn Karlsruhe seine ältere Schwester früher verhindert hat, ihre eigentliche Bestimmung zu erreichen, so entrichtet es an dieselbe doch jezt einige Zinsen dieser Schuld. Ein großer Theil der Residenz-Bevölkerung fährt oder wandert an Sonn- und Feiertagen, auch während der Woche bei schöner Witterung, hinaus auf dem ebenen, schattigen, immer reinlichen Wege und überläßt sich an verschiedenen Vergnügungsorten den lauten oder stillen Freuden ländlichen Genusses.

---

[57]) Daß ich nicht mißverstanden werde. Der Geschichtsforscher führt die Erscheinungen auf ihre verschiedenen Ursachen zurük, wobei zu bedenken, daß der Tadel, welcher die einen trifft, die andern oft gar nicht berührt.

[58]) Bei uns im Badischen verhalten sich die Städte zu den Dörfern wie 1 zu 25, was nach meiner Ansicht schon ein schlimmes Mißverhältniß ist.

Selbst der Eisenbahnweg nach Durlach und Ettlingen, welcher die Mülburger anfänglich so sehr in Besorgniß gesezt, hat diese Besuche nicht vermindert. Denn die Entfernung des heiter und freundlich gelegenen Ortes ist zu bequem für einen nachmittägigen Ausflug; alsdann sind die Wirtshäuser daselbst meistens gut, wozu noch kommt, daß die Badeanstalt in der vorbeifließenden Alb den Bewohnern der trokenen Residenz eine große Wolthat gewährt.

Ettlingen.

Den reichsten und lohnendsten Ausflug in die Umgegend von Karlsruhe bietet der Weg nach Ettlingen und von da entweder durch das Albthal hinauf nach dem ehemaligen Kloster Frauenalb, oder über die Höhe nach dem Orte Langen-Steinbach. Die leztere Tour wird wegen ihrer Kürze, da man dieselbe bequem in 4 Stunden zurüklegt, gewöhnlich vorgezogen, wie sie denn ehemals einer der beliebtesten Gänge der Karlsruher war.

Hat man auf dem Schinenwege die erste Haltstelle erreicht, so erscheint das alte Ettlingen am Eingange seines Thales, zwischen dem hohen, rebenbedekten Abhange des Rod- oder Entenberges [59]) und dem waldumzogenen Hellberge, an dem munteren Wasser der Alb, in einem lieblichen Kranze von Wein- und Obstgärten, Aeckern und Wisen. Diese kleine Landschaft birgt in ihrem Schooße eine reiche,

---

[59]) Der ganze mächtige (bei 1147 Fuß über die Meeresfläche erhabene) Berg am Eingange des Albthales heißt Entenberg, die südwestliche Abdachung desselben aber Rodberg, wahrscheinlich von roden (reuten), da sie bebaut ist. Dem Entenberge gegenüber erhebt sich der Kreuzelberg zu 1260 Fußen, auf dessen Rüken man noch Spuren der alten Ettlinger Linie findet.

üppige Natur und bietet uns, von einigen Punkten aus betrachtet, wahrhaft malerische Bilder.

Den Rodberg hinan führet ein höchst angenehmer Weg, theils durch Reben[60]), theils durch Buchen- und Eichengehölz, welcher die überraschendste Aussicht auf die Stadt und das schöne Thal gewährt. Die Bleichanstalt an der Alb, umgeben von der herrlichsten Wisenau, mit einer Fülle von Waldpartien im Hintergrunde, bildet ein Gemälde voll idyllischen, voll malerischen Reizes. Zaudernd trennt sich das Auge von demselben, um auch der Fernsicht nach dem Rheine einen Blik zu widmen, deren Ausdehnung durch die Dome von Straßburg und Speier wie durch heilige Marksteine bezeichnet ist.

Auf der anderen Seite des Thales bietet uns der heitere Hellberg, als Vorhügel des Kreuzelberges, eine überaus wolgefällige Ansicht. Auf seiner Höhe überblikt man den Thaleingang mit der Stadt, die Ebene des Hardes bis zu den Türmen von Karlsruhe, und jenseits des Rheines die Kette der Vogesen; um den Hügel her aber entfaltet sich die ganze Pracht süddeutscher Buchenhaine.

„Mit innigstem Vergnügen, sagt Schneider[61]), ruhet unser Auge auf einer so reichen, so mannigfaltigen Gegend. Hier breitet ein grüner Teppich sich aus mit Blumen geschmückt und die Lüfte mit balsamischen Düften erfüllend; dort schlängelt die Alb sich hin, bald im freien Sonnenlichte, bald im Schatten von Erlen- und Haselgebüschen. Hier erheben sich stolze Höhen im Gewande herrlichen Buchen- und Eichengrünes, dort dehnt sich eine weite Ebene aus, fridlich lächelnd im Segen ihrer Fruchtbarkeit, im Zauber

---

[60]) Es sei ein geringes Gewächs, sagt man; denn die Ettlinger veredelten nichts, weil sie denken: „Wenn's nur Brüh' gibt."

[61]) In seinem lobenswerten Versuche einer „Topographie von Ettlingen", Karlsruhe 1818.

ihrer ländlichen Anmut. Das Alles zu erbliken, wenn die sinkende Sonne den Kranz der Berge und die Türme von Ettlingen vergoldet, ist die süßeste Wonne für ein naturliebendes Herz."

Freilich sind diese Umgebungen auch das Beste, was Ettlingen besizt, und man verweilt in den heiteren, ländlichen Räumen des „Hirschs" und der „Sonne" ungleich lieber, als in der engen, winkeligen „Neptunsstadt".

Neptuns-Stadt — wie sollte das streng katholische Ettlingen zu dieser heidnischen Benennung kommen? Wunderbar erscheint es allerdings, wie seit Jahrhunderten der heilige Nepomuk und der Göze Neptun in fridlicher Nachbarschaft mit einander die Brüke bewahren, welche in's Innere des Städtleins führt. Jene alten Götter sind ja aber nicht mehr gefährlich, und — einen Heiden leidet man in allen christlichen Kirchen eher als einen Kezer. Ich wüßte nicht, ob das Bildniß des guten Ettlingers Fridlieb[62]) an der Stelle des „Abgottes" auch immer so unangetastet geblieben wäre, wie dieser seit 1570.

Der Ettlinger Neptun ist ein altrömisches Steinbild, welches seine eigene kleine Geschichte hat. Derselbe ward 1480 in einem Sumpfe bei dem Burgstall Fürstenzell gefunden und von den Bürgern für würdig gehalten, die Mauer ihres Rathausturmes zu zieren. Leider aber erspähte ihn hier 1511 ein mächtiger Altertümler — Kaiser Max I, welchem die Rathsherren den gewünschten Fund vergeblich abschlugen; denn das Reichshaupt schrib an den

---

[62]) Fr. Irenicus, 1495 zu Ettlingen geboren, und später Pfarrer daselbst — bis 1530, wo er die liebe Vaterstadt verließ, weil man ihm von Hofe aus die Freimütigkeit seiner Predigten untersagte, und einen Ruf nach Gemmingen annahm (Vierordt I, 325). Sein Leben hat Leichtlen (vaterländ. Beiträge, 200) beschrieben und Schneider auszugsweise mitgetheilt.

Landesherrn, Markgraf Christoph I, und da galt keine Weigerung mehr. Also wurde der Stein 1513 herausgebrochen und nach Weißenburg geführt, wo ihn der Deutschordens-Meister vom Kaiser zum Geschenke erhielt und sofort im Schlosse zu Horneck aufstellen ließ.

Die Ettlinger aber konnten ihren Wassermann nicht vergessen. Obwol er zu Horneck schon beinahe ein Schwabenalter lang gestanden, wußten sie ihn 1550 durch die Gunst des neuen Deutschmeisters zurük zu erhalten. Er nahm nun seinen alten Plaz am Turme wieder ein mit einer Inschrift, welche die bisherigen Fata erzählte. Aber wie 1511, so erspähte ihn hier abermals ein vornehmer Altertümler, der baden-badische Statthalter von Schwarzenberg, und 1569 wurde er auch abermals ausgebrochen und fortgeführt — nach München als Geschenk für den Herzog.

Da zeigte sich's denn neuerdings, wie viel werther ein verlorner Sohn, als alle übrigen Kinder sei. Seufzend blikten die guten Ettlinger „ihrem Abgotte" nach, und inständigst bittend bewarben sie sich mehrmals um dessen Rückgabe. Doch lange vergebens, bis 1570 ein dritter hoher Altertumsfreund, Markgraf Philipp II, endlich zurück brachte, was die frühern entführt hatten. Der Neptuns-Stein wurde auf Kosten der Stadt in München abgeholt und an seine alte Stelle gebracht [63]), wo er neben dem Bildnisse der Jungfrau Maria und der Statue des Märtyrers Nepomuk eine merkwürdige Trias von Schuzheiligen bildet.

Nach seiner Inschrift aber war der Stein dem Flußgotte von einer römischen Flößer-Gesellschaft gewidmet, welche Buchen- und Tannenstämme aus dem Albthale in das Flachland liferte. Oder — bestund zu Ettlingen eine

---

[63]) Ausführlich erzählt diese Schiksale des Steines Leichtlen (Lampadius) a. a. O.

Schiffer-Gesellschaft für die Befahrung des Neben-Rheines, wovon der Wisengrund am Bahndamme hin noch das Bette andeutet? Jedenfalls sezen das Badegemach, die Römerstraße und viele Münzen, welche in der Nähe der Stadt entdekt worden, die römische Niederlassung daselbst außer Zweifel.

Die erste Gründung des Ortes ist aber wol vorrömisch, und ohne mit dem gelehrten Fridlieb bis zu den Trojanern hinauf zu steigen, wäre ich doch geneigt, ihm ein gut' Stük des Weges zu folgen, um den Ursprung seiner Vaterstadt zu entdecken. Denn gewiß fanden die welterobernden Neptuns-Verehrer schon eine keltische Ansidelung, als sie sich am Eingange des Albthales niederließen. Die Namen des Albflusses, des Enten- und Hellberges deuten es an, und selbst die ursprüngliche Schreibung von Ettlingen führet darauf zurück [64].

Wir dürfen daher mit Zuversicht annehmen, daß Fridlieb's Heimat wirklich einer der ältesten Orte im Rheinthale sei. Was aber von diesem heidnischen Ettlingen auf die christlichen Zeiten kam, war ein kaiserliches oder

---

[64]) Alb bedeutet im Keltischen ein Gebirg, Albahe also Bergfluß. Das rätselhafte Wort Ent, Ant, welches „groß" oder „alt" bedeutet, gehet wol über die römische Zeit hinaus, auf die mächtigen Bauten der Kelten. Daß aber Hell- oder Höllberg von dem keltischen hola (vergl. oben, 152) herstamme, ist ohne Zweifel, da die neben der Schölbronner Straße nach Ettlingen sich hinziehende Wasserschlucht ganz dem Begriffe jenes Wortes entspricht.

Ettlingen selbst heißt 790 Ediningon, später bald Ethiningen, bald Etiningen, wobei man an das keltische Ath erinnert wird, welches eine Furt bezeichnet, wie man sich am Ausgange des Albthales durch den Fluß eine denken muß, ehe es daselbst Brüken gab. Der älteste Name konnte etwa Athiniacum heißen, der in's Deutsche übertragen „Aetheningen" lauten mußte, wie aus Paterniacum das heutige „Peterlingen" geworden.

Reichsgut, wo die Kirche mit dem Zehenten, drei Mülen und ein Fronhof mit 143 Morgen Aker, 50 Karreten Wiswachs und einigen Rebstüken, an das Stift Weißenburg vergabet worden [65]).

Da die dortigen Mönche dieses Landgut gedeihlich betriben, so machte sich allmählig das Bedürfniß eines Marktes fühlbar, daher sie von Kaiser Otto I die Freiheit für einen solchen erwarben [66]). Hiemit nun waren die gewöhnlichen Elemente eines beginnenden Gemeinwesens vorhanden — Kirche, Müle und Markt. Und so wuchs denn das christliche Ettlingen zum städtischen Range heran — in Beziehung auf den Grundbesiz größtentheils ein weißenburgisches Eigentum, in Beziehung aber auf die landesherrliche Hohheit ein Reichslehen, welches Kaiser Friderich II gegen die welfische Erbschaft zu Braunschweig an Markgraf Hermann V von Baden überließ.

Für das badische Fürstenhaus war Dies ein bedeutender Gewinn, indem eine Stadt damals schon an sich für einen wichtigen Besiz galt, und hier die treffliche Lage an der Alb und Bergstraße, in so bequemer Entfernung von Mülberg und Durlach, denselben noch erhöhte. Denn als Markgraf Rudolf I die Grafschaft von Alt-Eberstein erwarb mit dem Städtlein Kuppenheim, so bildete Ettlingen das Verbindungsglied zwischen dieser Erwerbung und den markgräflichen Besitzungen an der Pfinz [67]).

Von den Schiksalen Ettlingens während des Mittel-

---

[65]) Zeuss, traditiones Wizenburgens. S. 295.

[66]) Est quoque quidam procinctus magni Ottonis imperatoris precepto propriis terminis sub firmissime emunitatis iure designatus, in quo mercatum cum pace agatur, ita tamen, ut si aliquis illam infringat, bannum regis abbati wizenburgensi seu eius misso persoluat. Zeuss, 301.

[67]) Vergl. meine Schrift über Markgr. Rudolf I von Baden, S. 7 und 26.

alters sagt uns Kolb keine Sylbe, und auch Schneider theilt nur magere Nachrichten mit. Aus den Urkunden im Landes-Archive wäre zu schließen, daß die ettlingischen Besizungen und Rechte des Stiftes Weißenburg, welches noch 1406 den Zoll an die Stadt verlieh, allmählig an das badische Haus übergegangen; wie denn schon Markgraf Rudolf I den dasigen Kirchensaz und Zehenten an das Kloster Lichtenthal vermachen konnte.

Die Stadt, welche von altersher eine bedeutende Gemarkung besaß, erhielt frühe auch ein Siechenhaus und wolbewidmetes Spital. Viele Stiftungen von Jahrzeiten und Altarpfründen [68]) deuten auf den Wolstand der Bürgerschaft. Die uralte Pfarrkirche aber erhob Markgraf Karl I zu einem Collegiatstifte von 12 Kapitelherren, welches 1459 vom Papste bestätiget ward [69]).

Von jenen alten Mülen zu Ettlingen, welche ebenfalls an das markgräfliche Haus gekommen, war eine die Bannmüle für Langensteinbach, Reichenbach, Ezenrod, Spielberg, Speßhard, Busenbach und Stupferich, ward aber schon 1292 an das Kloster Herren-Alb vermacht [70]). Neben den Malmülen erscheint 1480 auch eine Papiermüle [71]). Die Stadt selber, deren Oberigkeit aus einem Vogte, Bürgermeister, Gericht' und Rate bestund, war der Siz eines Amtes, wohin ausser den genannten Orten noch Beiertheim, Bulach, Dachslanden, Forchheim, Grünwinkel, Schöll-

---

68) Stiftungsbriefe von den Jahren 1336, 1345, 1396, 1405, 1420, 1427, 1447 und 1454.

69) Bulle, dat. III Kal. Decembris. Beschrieb der Errichtung des Stiftes von 1460.

70) Markgr. Fridrich II übergab sie damals, nach der Anordnung seines Vaters, als Schenkung inter vivos dem Kloster. Mone, oberrhein. Zeitschr. II, 363.

71) Markgr. Christoph verpachtete sie 1482 an den Papiermacher Wilhelm von Paris. Mone I, 313.

bronn, Malsch, Mörsch, Neuburgweiler, Oberweiler und Ettlingenweiler (ehedem Usweiler) gehörten.

Der Gesammteindruck, welchen die ettlingischen Urkunden bei mir zurückließen, war jener eines wol gegründeten, durch altbewahrten Besitz und reiche Stiftungen gesicherten bürgerlichen und kirchlichen Gemeinwesens. Dies aber erscheint überhaupt als Charakterzug unserer älteren Städte; denn im Mittelalter hat man keine Anstalt, kein Gebäude, keinen Dienst, nichts dergleichen geschaffen — ohne entsprechende Bewidmung.

Es hätte damals lächerlich ausgesehen, die geringste Kapelle erbaut und nicht zugleich für ihren Unterhalt „auf ewig" gesorgt zu haben. In's Leben rufen und dotieren war bei unsern Altvordern ein unzertrennlicher Begriff, und das rettete sie auch unter den vielen und heftigen Stürmen, von welchen ihre Zeiten erschüttert gewesen. Heutzutage ruft man nur in's Leben ohne weitere Sorge. Es entstehen Anstalten, Einrichtungen, Gesellschaften, Familien, deren Fonds oft einzig — Kredit und Schulden sind!

Im Bauernkriege machten unsere sonst so gut markgräfisch gesinnten Ettlinger, wie die Durlacher und die meisten Landstädte, mit den Aufrührern gemeinschaftliche Sache. Daran waren großentheils die fürstlichen Amtleute schuld, deren hochmütiges, anmaßliches und gewaltthätiges Benehmen den Bürger und Landmann schon längst mit Unzufriedenheit erfüllt hatte. Eine unzufriedene Bevölkerung aber kann durch kühne und beredte Parteiführer zum Aeußersten gebracht werden. Die Größe der Schuld, welche die Bürger von Ettlingen durch ihre Theilnahme an der bäuerischen Sache auf sich geladen, ist nicht bekannt; aber sie verloren damals ihre Freiheit von der Leibeigenschaft [72].

Auch an der Glaubensneuerung hatte Ettlingen leb-

[72]) Vierordt, Gesch. der bad. Reformat. I, 225.

haften Antheil genommen und zwei der eifrigsten Verfechter derselben sind aus seinen Mauern hervorgegangen, Irenicus und Hedio [73]). Wie aber das Jahr 1570 die altkirchlichen Verhältnisse in's Baden-Badische wieder zurükgeführt, wissen wir, und 1663 gründete Markgraf Wilhelm zu Ettlingen ein Collegium für Jesuiten tertiae probationis [74]), welche die lezte Spur des Luthertums daselbst auszurotten und die Bürgerschaft meisterlich in ihrem Sinne heranzuziehen verstunden [75]).

Wenn wir durch Ettlingen wandern, so verräth uns das Gepräge der Gebäulichkeiten die Schicksale der Stadt seit dem 16ten Jahrhunderte, aus welchem nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden. Was der Schwedenkrieg verschont gelassen, wurde ein Raub des Mordbrandes von 1689. Am 14ten Auguste erschinen die französischen Horden zu Ettlingen, plünderten Alles, was Wert für sie hatte, verwüsteten das Ueberige schonungslos, mißhandelten die Bewohner und steckten hierauf den wehrlosen Ort von mehreren Seiten in Brand [76]).

Langsam erhob sich derselbe wieder unter den Gefahren und Drangsalen des angehenden 18ten Jahrhunderts. Die Kriegsgewitter verzogen sich und endlich kamen jene Tage,

---

[73]) Von ersterem haben wir gesprochen; Caspar Hedio aber war 1494 geboren, studierte zu Freiburg und Basel, wurde 1523 Domprediger zu Straßburg und starb daselbst 1552.

[74]) Stiftungsbrief, ohne Datum. Die Patres erhielten zwar ein geringes Gebäude, aber ein schönes Einkommen, das Präsentationsrecht zur Pfarrei und die Freiheit ihrer Güter. Vermächtnisse von Privaten gewannen sie 1665, 1687, 1723, 1737 und 1742.

[75]) Sane, si ullibi, jam certe isthic loci perquam utilis erat opera Societatis Jesu, quae Lutheranismum e vicino territorio Dulacensi, dum dormirent homines, sensim adductum penitus eradicavit. Petri Suevia sacra, 324.

[76]) Schneider a. a. O. S. 57.

welche man die „gute Zeit" genannt. Sie brachten ein ruhiges Gedeihen, ein freudiges Behagen; da aber — im Jahre 1784 erhob sich eine Brunnst und legte den größten Theil der Häuser in Schutt und Asche. Drei Tage wütheten die Flammen und alle Feuersprizen der Nachbarschaft arbeiteten vergeblich. Die Bürger, obwol von Karl Friderich landesväterlich ermuntert, ließen in verzweifelnder Ermüdung die Hände sinken. Der Stadtpfarrer aber (Dekan Raible) eilte in die Kirche, nahm das hochwürdige Gut vom Altare und trat damit unter die Menge; sie schloß sich betend an — und während eines traurig feierlichen Umganges erlosch die Brunnst.

Langensteinbach.

Eine Viertelstunde hinter Ettlingen ligt das stattliche Gebäude der Wollenspinnerei [77]), umgeben vom reichsten Grün der Wisen und Wälder. Hier ziehet sich unser Weg nun links an der Höhe hinauf, anfangs etwas steil, bald aber in sachter Steigung, über heiteres freies Feld, wo das Dorf Reichenbach mit seiner neuen Kirche in altdeutschem Baustyle sich gar angenehm darstellt. Nach anderhalb Stunden hat man Langensteinbach erreicht, einen Marktflecken von ungefähr 1000 Einwohnern, welcher in gedehnter Lage freundlich am einzigen Wasser dieser Gegend ruht.

Die Feldungen des Ortes sind größtentheils mit Wald umzogen; dort erheben sich die Gehölze des Zuckerberges und hier in langer Streke die herrlichen Haine des Buchen-, Tannen- und Heidenraines, an deren Saume die Trümmer

---

[77]) Mit Freuden begrüßt man dieselbe, seit sie sich — den englischen Vernichtungs-Versuchen zum Troze, wieder so gedeihlich empor schwingt.

von St. Barbara steh'n. Diese Kirche war ehemals ein stark besuchter Wallfahrtsort und es gehen viel wunderliche Sagen von ihr [78]). Jezt schmüken die bemoosten Ueberbleibsel eine Oertlichkeit, welche zu den lieblichsten unseres schönen Landes gehört.

„Hier weile man, wenn am frühen Morgen die Berge umher im Golde des ersten Sonnenstrahles erglänzen; hier weile man, wenn am späten Abende das volle Mondenlicht die Gegend mit seinem Silberscheine verklärt! Noch stehen auf dem Kirchenhügel hundertjährige Eichen, Buchen und Tannen über dem Schutte der ehrwürdigen Trümmer, deren Mauern von wucherndem Eppich und Wintergrün vor dem Zahn' der Elemente geschüzt sind" [79]).

Unweit hinter St. Barbara entspringen mehrere Quellen heilsamen Wassers, welches schon sehr frühe zur Errichtung einer Bade- und Trinkanstalt veranlaßte. Später wurde ein herrschaftliches Gebäude mit vielen Zimmern errichtet, wo die fürstliche Familie öfters verweilte. Von den Karlsruhern war diese Anstalt in den 80er Jahren lebhaft besucht, und auch später, nachdem das Badgebäude in eine Kunstbleicherei verwandelt worden, machte man während der schönen Jahreszeit noch häufige Ausflüge nach Langensteinbach, dessen „grüner Baum" immer kühlenden Schatten und treffliche Erfrischung bot.

Hat man sich alldort auf den Rükweg hinlänglich gestärkt, so nimmt man diesen am füglichsten über Grün-Wettersbach, ein Dorf, welches diesen Namen im vollsten Sinne verdient. Denn grüner ist kein Winkel des Lan-

---

[78]) Sie stehen in der vaterländischen Sagensammlung vom Geh. Finanzrath B. Baader (Carlsr. bei Herder, 1850).

[79]) Nach Schneiders Worten, welcher dieser Kirche aus besonderer Vorliebe mehrere Blätter (S. 187 bis 194) gewidmet.

des[80]), und keiner wird von Gewittern so oft und gefährlich heimgesucht. Es war eine alte wirtenbergische Gemeinde mit einer Pfarrei, deren Kirchensaz dem Deutschorden gehörte, und kam 1806 tauschweise an Baden.

Der Ort ligt ziemlich hoch[81]), wo das kleine Thal des Wettersbaches beginnt, im Schoose einer fruchtbaren Gemarkung, umgeben von üppigen Waldhügeln. Der Weg thalabwärts, neben welchem der Bach verschiedentlich über Felsen stürzt, ist höchst romantisch bis in die liebliche Ebene von Wolfhardsweiler.

Will man zuvor aber noch einen kleinen Abstecher machen über den „Vogelsang", so belohnet eine freie Stelle des benachbarten Heuberg-Waldes den Gang durch die schönste und großartigste Aussicht, welche auf dieser ganzen Gebirgsreihe zu finden ist.

Ein einsamer Pfad führet dahin, durch die herrlichste Buchwaldung, wo das volle, üppige Grün dem Auge einen wahrhaft wollüstigen Genuß gewähret. Tritt man aber endlich aus dem Waldesdunkel auf die freie Höhe — welch' eine Landschaft entfaltet sich!

Von den Badener Bergen schweift das Auge hinüber zu den lezten Ausläufern der Vogesen des obern Elsaßes; dann folgt es der Kette des Gebirges bis wo der Kolmerberg, die Höhe der Madenburg, der Trifels sich in die untere Hard verlieren. Dann weilt es auf der Ebene des Rheines von Rastatt bis Speier, dessen Dom aus der Tiefe hervorragt, und erblickt in lezter blauer Ferne den Rüken des

---

[80]) Im Gegensaze zu dieser Benennung erhielt ein benachbarter Ort den Namen „Dürren- (jezt Hohen-) wettersbach."

[81]) Die Höhe des Ruschfeldes, südlich vom Dorfe, ligt 1074, die Höhe gegen Hohen-Wettersbach 886 und das Signal auf dem Rüken des nordwestlich sich erhebenden Heubergwaldes 922 Fuß über der Meeresfläche.

Melibokus, hierauf die Berge des Odenwaldes, die Schrießheimer Höhen, den Heiligenberg und Kaiserstul, wo endlich die Aussicht durch die Durlacher Vorhügel abgeschlossen wird.

Der Leser hat aus dieser Skizze wahrgenommen, daß die Umgebungen von Karlsruhe weder landschaftlich noch geschichtlich so dürftig sind, wie auswärts behauptet wird. Und Dasjenige, was ich hier berührte, betrifft kaum die Hälfte dieser Umgebungen — wie denn Riedbur, Scheibenhard, das Albthal mit Frauenalb, sodann Neureut, Eckenstein, Stuttensee und Durlach mit Grezingen und dem Pfinzthale, theils in dieser, theils in jener Beziehung noch ein reichliches Interesse bieten [82]).

Hat nun aber Karlsruhe durch die Näherrükung der Gebirgsgegend und die Verschönerung seiner nächsten Umgebungen in neuerer Zeit für Einheimische und Fremde ungemein gewonnen, so beginnet jezt auch für sein Inneres eine erfreuliche Bereicherung manigfacher Art.

Des Prinz-Regenten Königliche Hohheit, der mit so bedachter Umsicht und so gemessenen Schrittes seine hohe Laufbahn betreten — hat durch bereits Unternommenes seiner Residenz- und Vaterstadt zu Bauten und Denkmalen die freudige Hoffnung gegeben, deren Ausführung ihr auch in diesem Bezuge den entsprechenden Rang unter Deutschlands Fürstensizen erwerben wird.

Hiemit dürfte alsdann auch eine Schuld gesühnet sein, welche bisher auf dem Andenken des Markgrafen Karl Wilhelm geruht. Denn durch seine launenhafte Gründung

[82]) Ich hoffe die Schilderung dieser Gegenden und Orte in einer Fortsezung der „Fahrten und Wanderungen" nächstes Jahr geben zu können.

der sonderbaren Fächerstadt, mitten im Walde, auf dem dürresten Sandgebiete, sind zwei Orte, deren Lage zum Rang' einer Landeshauptstadt unendlich mehr berechtigte — eine alterërbte Residenz zum Landstädtlein herabgedrükt, und eine neue, von seinem Großvater begonnene, im Keime erstikt worden — ohne daß das eigene Kind die Hoffnung einer würdigen Zukunft hegen durfte.

Denn wer mochte damals, nach des alten Louis XIV bitterer Demütigung, nach einem Friden von Utrecht und Rastatt — wer mochte sich's träumen lassen, daß noch vor dem Ablaufe eines Jahrhunderts ein französischer Eroberer das alte Reich deutscher Nation zertrümmern, daß aus den Bruchstüken am Rheine, vom Bodensee bis zum Nekar und Maine herab, ein badisches Großherzogtum entstehen und das Lustschloß im Hardwalde zu dessen Hauptstadt erwachsen werde!

Beilagen.

A. Stellen aus den Minnesängern über Linde und Lindenblatt, nach der Ausgabe van der Hagens.

Graf Kraft von Tockenburg (I, 20): I, 1. Hat ieman ze vröuden muot, der sol keren ze der *gruenen linden.* Graf Konrad von Kirchberg (I, 24): II, 1. Du velwest gruenen walt, und darzuo die *linden breit.* Heinrich von Veldeck (I, 37): IX, 2. In dem aberellen, so die bluomen springen, so louben die *linden.* XIV, 1. Ez haben die kalten nechte getan, daz die löuber an den *linden* winterliche val stan. XVIII, 1. Ich bin worden gewar niuwes loubes an der *linde.* XXIII, 3. Min lieb mag mich gerne zuo der *linden* bringen.

Gottfrid von Neufen (I, 48): XV, 1. Der walt und ouch die *linde* die sint nu beide ir gruenen loubes worden krank. XXXV, 1. Summer, die gewalt wil swinden, daz mag man wol an der *linden* kiesen, die ist worden val. L. 1. Sol ich nicht ze den *linden reigen*, o we dirre not. Heinrich von Sax: I, 19. Mit mir sult ir, da die *gruene linde* stat, da suln wir reien den maien. II, 3. In den welden überal waren die *linden* alle val. Dietmar von Ast: III, 4. Uf der *linden* obene da sank ein kleinez vogelin. IV, 3. So wol dir, sumerwunne, daz gevogelsang ist gesunde, abse ist der *linden* ir loub. XIII, 1. Ein vogelin so wolgetan, daz ist der *linden* an daz zwi gegan. XIV. Sit ich den ersten bluomen under einer gruonen *linden* flaht. Ulrich von Winterstetten: III, 7. Dien Kinden bi *linden* der schate ist no benomen. IV, 49. Unter den *linden* bi hübschen kinden.

Der von Johannesdorf: VI, 1. Wize, rote rosen, blawe blumen, gruenez gras, darzuo des klewes blat unter einer *linde.* Konrad von Landeck: XX, 1. Rifen unde winde kalt roubent ouwe und ouch den walt, *linde* raret. Der Püller: V, 1. Daz

vil stolze waltgesinde singet aber uf der *linde.* Der von Trostberg: I, 1. Ob in einem walde ein *linde* truege rosen licht gevar. Herr Göli: I, 1. Da muoz er den treialtrei selbe zwelfte von der *linden* rumen. II, 2. Die wir zuo der *linden* tougen an dem wasen slizen. II, 3. Ich wil kempfe wesen zuo der *linden.* Der Tannhauser: I, 23. Bi der *linden* sol man finden uns bi schoenen kinden. III, 12. Si bat mich, ir chantieren von der *linden* êsten und von des meijen glesten. IV, 25. Swa si gat zuo der *linden.* XV, 2. Den lieben kinden sang ich bi den *linden* minen sang.

Herr Neidhard: VII, 1. Die *linde* wol geloubet stat. XI. 1. Des ist nu vil manger *linde* ir tolde benomen. XII. Geloubet sten die *linden.* XIV, 4. Wir suln de sumer kisen bi der *linden*, die stat niuwes loubes rich. XXIII, Ir schouwet an die *linden*, wie seneglich die stat. XXXV. 1. Diu nahtegal singet uf der *linden* ir suezen sang. XXXVII, 1, 6. Ich spring an siner hande zuo der *linde.* XXXVIII, 2. Zuo der *linden* mit den kinden, uf den anger ich da muoz. XXXIX, 1. Bi der gruenen *linden*, dar ich meien was gegan.

Derselbe (im III Bande, S. 185): I, 1. Ze vierzig getelingen guot, die waren uppiglich gemout, die tanzten bi der *linden.* II. 1. Unt die Winde schon der *linde* sueze geben. IV, 2. Hiutc wirt der covenanz bi der gruenen *linden* groz. VIII, 2. sich hebt aber ein tanz bi der *linden* von den kinden. X, 3. Hiure bi der *linden* sach man kurzewile viel, manegen wunneklichen swanz. XIV, 1. Umb die *linde* get der tanz. Dike wirfet kuenzel vor der *linden* in den bal. XXIII, 4. Nu is wol bereit der *linden* ir ast, die was des loubes hiure gar ein gast, die hat sich behangen mit wunneklicher wat, die ihr vil schone stat. XXV, 1 bis 4. Der walt ist wol geloubet, die *linde* guldin tolden treit. Die *linde* wil ir tolden mit niuwem loube richen. Reien zuo der *linden*, min gesang ist den kinden wol bereit. XXVIII, 4. Ich wil ouch an den reien zuo der *linden* XL, 5. Diether, Dietrich, Otte, von der *linden.* XLIV, 4. Elsemuot, nu get der tanz hiure bi der *linden.* XLVII, 2. Nu schouwet an die *linden*, wie si ir lihte wat gezieret hat. LI, 3. Doch treit mich der wil zer *linden* breit, da die jungen alle mit hovelichem schalle in schönen zühten sint bereit. LVII, 1 und 5. Die *lind'* ist wol behangen mit loube, darunter tanzent frouwen. Gen wir mit einander ze der *linden* beide! LVIII, 3.

Wolan, zuo der *linden*, da soll man die jungen alle bei einander finden! LXII, Ungemach manger schönen *linden* von im (dem Winter) geschach. LXXV, 3. Wol dan, ich will, sprach ein' maget, zuo der grüenen *linden*! LXXII, 1. Ir vergessent niht der gruenen *linden*. CIII, 2. Do verswant den kinden fröude bi den *linden*. CV, 1. Nune birt die *linde* vür der sunnen niender schat. CVII, 9. Der hufe durch einander gieng, das volk alles nach der *linden* in das dorf hinab. CXIX, 2. Uf der *linden* lit ein meil, daz si gruenes loubes gar ist ane.

Der Marner: IV, 1. Ir mêgede, woluf, zuo der *linden*. V, 2. Dabi sich die *linde* breit ir gruenen loubes ruemet. Konrad von Würzburg: V, 2. So der *linden* ir gewant valwet unde riset ab. VI, 1. Jarlang scheiden wil die *linde* von ihr kleiden gruenen so geswinde. X, 1. Jarlang will die *linde* velwen sich geswinde von dem leiden kalten sne. XIII, 1. Jarlang vrijet sich die gruene *linde* loubes unde bluete guot. XXVIII, 1. Jarlang wil die *linde* vom winde sich velwen. XXXII, 1. Löuber ab der *linden* risent von den winden unde lazen dürre sich beschouwen. Der Kanzler: VI, 1. Wa nu mêgde reigen under *linden*. XI, 2 Nu woluf, zu der *linden* breit. XV, 1. Bluender hag und loub uf gruenen *linden*.

Walter von der Vogelweide (Lachmanns Ausg. S. 39, 94, 122):

Under den *linden*
an der heide,
da unser zweier bette was,
da mugent ir finden
schone beide
gebrochen bluomen unde gras.

Uf dem anger stuont ein boum,
da getroumte mir ein troum.
Ich was zuo dem brunnen
gegangen von der sunnen,
daz die *linde* maere
den küelen schaten baere.

Der vögele sang ein trurig ende hat,
darzuo die *linde*
süeze und linde.

Gottfrid von Straßburg (im Tristan, Maßmanns Ausg. S. 420):

Vnd uzen stuonden ob der tür
eschericher *linden dri*
und obene keini me derbi;
aber umbe und umbe hin ze tal,
da stuonden boume ane zal,
die dem berge mit ihr plate
und mit ihr esten baren schate.
Und einhalp was ein planje,
da floz ein funtanje,
ein frischer, küeler brunne,
durchluhter als die sunne.
Da stuonden ouch *dri linden* obe,
schone und ze lobelichem lobe,
die schirmeten den brunnen
vor regene und sunnen.

Ir stetes ingesinde
das was die grüene *linde*,
der schate und die sunne,
die riviere und der brunne,
bluomen, gras, loub und bluot,
das in den ougen senfte tuot.

Als aber die lihte sunne
uf begunte stigen,
di hize nider sigen,
do giengen si zer *linden*,
nach den linden winden;
die bar in aber danne lust
uzen und innerhalp der brust,
si ervröute ougen unde sin.
Die süeze *linde* süezete in
luft und schate mit ir blate
süeze; linde, küele.
Der *linden* gestüele
das was von bluomen und von grase,
der baz gemalete wase,
den je ein' *linde* gewan.

B. Ueber die Verbesserung des Weinbaues in den Großherzogl. Fideicommiß-Herrschaften am Bodensee.

Als im Jahr 1830 die Herren Markgrafen Wilhelm und Maximilian G. HH. in den Besiz des Großherzoglichen Familien-Fideicommisses im Seekreise gelangten, richteten dieselben, und vornehmlich Ersterer — der um die Landwirtschaft überhaupt hochverdiente Fürst, ein besonderes Augenmerk auf den Zustand und die alsbald für notwendig erkannten Verbesserungen der zu den Fideicommißgütern gehörigen im Ganzen gegen 200 Morgen betragenden Reben.

Es wurden genau die Art ihres Baues, ihre Lage, ihre Behandlung und der Rebsaz selbst untersucht. Fast durchweg bestand der sogenannte Halbbau, d. h. ein Vertrag mit den Rebleuten, wornach sie alle Arbeiten, zum Theil auch die Materiallieferungen besorgten und dafür als Lohn einen Theil des Ertrags (die Hälfte) empfiengen. Bei diesem Verhältniß trachtete der in der Regel kurzsichtige Arbeiter nur nach einer großen Menge von Wein, eine bessere Qualität zu erzielen, schien ihm weitaus nicht so wichtig. Dieses, jede Verbesserung hemmende Verhältniß mußte zuerst aufgehoben werden, und wurde auch, obwol nicht ohne bedeutende Opfer, sofort beseitigt.

Hierauf wurden die Reben bezüglich ihrer Lage nach der Weltgegend und nach dem Horizonte sorgfältiger Prüfung unterworfen. Da fand man Rebstüke, die an vollkommen nördlichen Bergabhängen lagen, andere, welche sich in sogenannte Mulden hinaus erstrekten, und wieder andere auf Ebenen, deren Boden selbst zur Benüzung als Akerfeld für zu feucht gehalten wurde. Alle solche Reben wurden entweder ausgehauen, oder wenn es nur kleine vereinzelt ligende Stüke waren, verkauft. Nur die Reben an südöstlichen bis südwestlichen Abhängen wurden beibehalten.

Schon diese Maßregel allein mußte die Gewinnung eines weit bessern Weines im Ganzen zur unmittelbaren Folge haben. Doch hiebei ließ es der nach immer größerer Vervollkommnung strebende Sinn des Markgrafen noch keineswegs bewenden, um so weniger, als sein scharfer Blik und seine Sachkenntniß gar bald auch an den gut gelegenen Reben vielfache Mängel wahrnahm. Da trat zunächst die Stellung der Rebstöke unter sich in's Auge. Nirgends war eine Regelmäßigkeit zu erbliken, noch viel weniger eine Rükſicht auf

die größtmögliche Einwirkung der Sonnenstralen wahrzunehmen. Die bisherige Aufgabe schien den Rebleuten nur darin zu bestehen, thunlichst viele Rebstöke auf eine Fläche zu pflanzen, in der Meinung, dadurch auch den größten Ertrag zu erlangen.

Diese alsbald begonnene und allmälig durchgeführte wesentliche Verbesserung wurde aber dadurch bewerkstelligt, daß die Stöcke in gleiche angemessene Entfernungen von einander und in gerade, nach der einen Richtung genau der Mittagslinie entsprechende Reihen verlegt wurden. Hiedurch erzwekte man ebensowol eine Erleichterung im guten Bau der Reben und die Verhütung von Beschädigungen derselben bei den Arbeiten, als auch und hauptsächlich eine freiere Einwirkung der Luft und Sonnenstralen — eine Aenderung, die in ihrer vortheilhaften Wirkung auf ein besseres Weinerzeugniß selbst dem Unkundigsten in diesem Fache als eine wesentliche Verbesserung erscheinen muß.

Eine auf die Güte des Weines nicht minder einflußreiche Aenderung erlitt sofort auch die Erziehung und der Schnitt der Rebe. Waren nach der ältern Ansicht recht hohe Rebstöke und die an den obersten Stellen derselben erzogenen Trauben der Stolz des Winzers, so wurden nun die Tragruten und Zapfen möglichst nahe am Boden angeschnitten und in Folge hievon auch die Frucht unten am Stoke erhalten. Abgesehen von den physiologischen Gründen, welche hiefür sprechen, wurde dadurch die Einwirkung der Sonne auf die reifenden Trauben eine weit größere; denn dieselben reifen an der Nähe des Bodens nicht nur frühzeitiger, sondern erlangen da — was von dem allerwesentlichsten Belange ist, auch einen weit höheren oder vollkommenern Grad von Zeitigung.

Meist eilten die Winzer und eilen zum Theile noch in jeziger Zeit, die Trauben zu schneiden, wenn sie nur einigermaßen genießbar und die Witterung etwas rauher geworden, und man fing und fängt jezt an vielen Orten noch das Geschäft des Herbstes am Morgen an und sezt es den Tag über fort, ohne Rüksicht, ob Regen fällt oder die Sonne scheint. Gerade aber tritt die Ausbildung des Zukerstoffs der Traube erst in den lezten Wochen ein, so daß sich nur einige Tage Zuwartens reichlich lohnen. Deßhalb wurde denn die bestimmte Anordnung getroffen, das Herbstgeschäft alljährlich so lange nur immer thunlich und bis zur völligen Reife der Traube, bis die sogenannten Stielchen braun und welk geworden, zu verschieben, auch niemals wenn es regnet, vielmehr wenn möglich nur bei Sonnenschein die Trauben zu schneiden. Der große Vor=

theil dieser gedoppelten Anordnung läßt sich ganz augenfällig mittelst der Mostwage erkennen, die in spät gewonnenem Moste stets weit höher, als in dem früher gekelterten schweben bleibt und dadurch ganz untrüglich die erlangte weit größere Menge von Zuckerstoff in ersterem anzeigt.

Weiter mußte auch ein vom frühern abweichendes Verfahren beim Herbsten selbst auf die Qualität des Weines nicht wenig einwirken. Hatte man früher die Trauben ohne zu unterscheiden, ob sie von dieser oder jener Sorte, ob sie reif oder unreif seien, zusammen ausgekeltert, und sich begnügt, überhaupt nur Wein zu erhalten, so wurde nun alsbald auch in dieser Beziehung ganz anders verfahren. Es wurde angeordnet, nicht nur die verschiedenen Traubensorten getrennt zu lesen und zu keltern, sondern unter ihnen auch die verschiedenen Reifegrade sorgfältig zu berücksichtigen, in der Weise, daß zunächst die völlig reifen Trauben abzunehmen und für sich auszukeltern, hiernächst die minder reifen einzusammeln und der aus jeder Abtheilung gewonnene Wein auch im Keller getrennt zu halten seien. Man gewann hiedurch einen Wein, dessen Güte die frühere Qualität auffallend übertrifft, und dessen Wert mit Hinzurechnung jenes der ausgeschiedenen geringern Abtheilung, jedenfalls den Wert des früher ohne Unterschid zusammen gekelterten Herbsterzeugnisses sehr bedeutend übersteigt.

Durch alle diese verbessernden Anordnungen wurden nun seit mehr denn 20 Jahren aus den herrschaftlichen Reben am Bodensee Weine erzeugt, die als vortreffliche Tischweine gesucht sind, ja zum Theil selbst den feinsten spanischen Dessert-Weinen an die Seite gestellt werden können. Hiedurch ist der sonst allgemeine schlechte Ruf der Seeweine zu einer aus früheren Zeiten herstammenden bloßen Sage geworden! Indessen bleibt vieler Orten noch Manches zu thun übrig; denn wol fanden die beschriebenen Verbesserungen im Weinbaue bei einzelnen Rebenbesitzern eine lobenswerthe und lohnende Nachahmung, durchgreifend sind sie im Seekreise aber noch nicht ausgeführt, so einleuchtend auch die aus ihnen erwachsenden Vortheile für Jedermann sein müssen.

Noch ist zu erwähnen, daß neben vielfachen Versuchen bezüglich der Erziehung der Reben, bezüglich der Art der Düngung, der Anwendung und Behandlung der Pfäle u. s. w. auch eben solche mit der Einführung sogenannter edlerer Rebsorten gemacht worden sind. Die Erfahrung hat dabei jedoch sattsam gelehrt, daß wol nur die bekannte Pflanzung der Reben an Pfälen, jedoch mit den erwähnten wesent-

lichen Verbesserungen des Schnittes und der Oertlichkeit, den bodenseeischen Weingärten entspricht, und daß für die Seegegend die dort so zu sagen einheimisch gewordene blaue Sylvaner Rebe, vor den wol anderwärts feinere Weine lifernden Traminer-Riesling und Krachmost-Reben entschieden den Vorzug verdient.

Indem wir diese kurze Schilderung der theilweisen Verbesserung unserer Seeweine schließen, können wir nicht umhin, die Bemerkung öffentlich auszusprechen, wie höchst erfreulich es der Beachtung und des Dankes wert sei, daß jene so wesentlich zur Verbesserung des vaterländischen Weinbaues dienenden Anordnungen von einem badischen Prinzen, dem durch seine Waffen des Krieges ebenso, wie durch seine geschikte und ausdauernde Handhabung der friedlichen Akerwerkzeuge gleich berühmten Markgrafen Wilhelm vorzugsweise zuzuschreiben sind.

Namen- und Sachregister.

Bader, Joseph,

Das badische Land und Volk

Bd.: 1

1853